Am Kamin.

Erzählungen

von

H. Lorm.

Erster Band.

Berlin.
Allgem. Deutsche Verlags-Anstalt.
1857.

Seinem Freunde

Friedrich Bodenstedt

der Verfasser.

Inhalt des ersten Bandes.

Außerhalb der Welt.

Es war im Hochsommer. Die große Hauptstadt erschien wie ein offenstehender, ausgeräumter Schrank, der noch durch einige vergessene Kleinigkeiten die reiche Ausstattung verrieth, die er bisher bewahrt hatte. Wer gewohnt ist, auch in der äußerlichen Einrichtung seiner Lebensweise zuweilen gegen den Strom zu schwimmen, der wird den eigenthümlichen Reiz eines Winters auf dem Lande oder eines Hochsommers in der großen Stadt empfunden haben. Wenn im August die bewegtesten Geschäftsstunden vorüber sind und selbst Jene, die der Zwang der Verhältnisse niemals an eine Ortsveränderung denken läßt, wenigstens in den Gärten der Vorstädte einen dämmerhaften Wunsch nach Naturgenüssen befriedigen, dann waltet auf den großen Plätzen und Straßen, denen mit ihren reichen Bewohnern die eigentliche Seele entflohen ist, eine gespensterhafte Ruhe. Wie das Meer zur Zeit der Ebbe seltsam gestaltete Muscheln und Gewächse, abenteuerlich geformte Geschöpfe zum Vorschein bringt, so treten, wenn sich die Fluth des

großstädtischen Lebens verlaufen hat, an der Stätte desselben bisher ganz unbemerkte Existenzen an die Oberfläche, sonderbare, märchenhafte kleine Welten, in denen sich nicht selten ein noch ungelöstes Geheimniß des Menschenlebens verkörpert hat. Sie nehmen Besitz von breiten Steinen des Trottoirs, von hohen Thorwölbungen, ja selbst von Sälen und Gemächern, und wo im Winter die elegantesten Formen einer nüchternen Alltäglichkeit glänzten, die zierlichen Fußbekleidungen auf jenen Trottoirs, die schöngebauten Wagen unter jenen Thorwölbungen, die Balltänze geschmückter Herren und Damen in jenen Sälen und Gemächern, — da walten jetzt Schatten, die eine unheimliche Ironie zu den Orten ihres Aufenthaltes bilden, Seelen, die unter der Oberfläche des großstädtischen Lebensmeeres und unter einem verborgenen Einfluß desselben oft zu absonderlichen moralischen Gebilden auswuchsen.

Ein Mann von sechs und dreißig Jahren, der, aus einem bescheidenen Gasthof der Vorstadt tretend, den Weg nach den vornehmen Stadttheilen einschlug, hegte diese Betrachtungen, ja sie waren sogar die Ursache, die ihn während der heißen Tage des August nach der Hauptstadt gelockt hatte, nachdem er, vor vielen Jahren dieselbe bewohnend, Gelegenheit gefunden hatte, sich die Eindrücke eines städtischen

Sommers in das Gemüth zu prägen. Die Sehnsucht nach Wiederholung solcher Eindrücke verknüpfte sich in ihm mit einer tiefwurzelnden Neigung für Einsamkeit und Stille und eben in der Lage, seinen Aufenthalt nach Gutdünken zu wählen, sagte er sich mehr ernst als scherzend, er werde um diese Zeit diese ländliche Abgeschiedenheit zumeist in der großen Stadt finden können. Kaum im Gasthof abgestiegen, suchte er einen Platz auf, der sich mit seinen liebsten Erinnerungen verband.

Der kleine Platz lag abseits von den belebten Straßen und hätte beinahe ein Hof genannt werden können. Ein hoher, vom Alter geschwärzter Palast mit zwei auf Karyatiden ruhenden Balkonen war mit seiner Front gegen die Breite des Platzes gekehrt. Rechtwinkelig lehnten sich daran von der einen Seite ein altes Amtsgebäude und von der anderen ein Bürgerhaus, das als Neubau zu erkennen war und von den beiden alten Gefährten, in deren Gesellschaft es sich eingedrängt hatte, ziemlich finster betrachtet wurde. Es verlängerte sich nach der vierten Seite hin durch eine hohe, dicke Mauer, die den Platz hier verengte, bis er in eine schmale, dunkle Gasse verlief. Der Raum hinter jener Mauer stieß rückwärts mit dem Garten des Palastes zusammen und mochte einst einen Theil jenes Gartens gebildet haben; jetzt wurde

er von demselben durch Magazine und Waarenhallen getrennt.

Die Abendsonne spielte noch lustig mit den Dachfenstern, während die Schatten der alten Gebäude sich wie schwarze Teppiche über den Platz legten, als jener Mann denselben betrat, am Thor des Amtsgebäudes seine Stellung nahm und nach den Fenstern des Bürgerhauses spähte. Kein Mensch war zu sehen, Einsamkeit und Stille herrschten, die Thore der vornehmen Häuser, die, wie es hier Sitte war, den ganzen Tag verschlossen blieben und sich nur auf den Ruf der Klingel öffneten, schienen heute Keinem mehr den Einlaß gestatten zu wollen und nirgends hätte sich für einen fremden Spaziergänger ein Anlaß dargeboten, auf diesem verödeten Platze länger zu verweilen. Anders jedoch war es mit dem Manne, der hier geraume Zeit ungestört seine Beobachtungen anstellte. Im Anblick dieser verschlossenen Häuser, im Empfinden dieser fast kellerartigen Kühle, während hoch oben noch ein sommerwarmer Himmel glänzte, in dem unerquicklichen Schweigen auf dieser Stätte, in all diesen Einzelheiten feierte sein Gemüth eine Erkennungsscene. Wie viele lange schöne Sommertage schon hatte er zwischen diesen Häusern, schweigend und verlassen wie in diesem Augenblicke, zugebracht! Und dennoch konnte ihm dieser alte, be-

kannte Platz, dieses gänzlich unveränderte Haus, das er so starr anblickte, keine Kunde geben von den Veränderungen, die hinter diesen, so spiegelblank wie vor zehn Jahren, schimmernden Fenstern vorgefallen sein mochten.

Wer nach langer Abwesenheit einen Ort wieder sieht, an dem er Bedeutungsvolles erlebt hat, der vermag es kaum zu begreifen, daß die leblosen Gegenstände so unwandelbar bleiben konnten mitten in der Wandelbarkeit menschlicher Schicksale, deren Zeuge sie waren. Beinahe wie eine ihm persönlich zugefügte Herzlosigkeit trifft ihn diese ganz natürliche Wahrnehmung und er verlangt doppelt nach den Lebenden, an welchen die Ereignisse nicht so spurlos vorübergingen. In ihren Mittheilungen und selbst im Anblick ihrer Züge hofft der Langentfernte nachholen zu können, was er an Freude und Schmerz mit zu erleben versäumt hatte. Und ist der Heimkehrende ein Sohn oder Gatte oder sonst ein theurer Verwandter und Freund, so läßt er sich nicht lange Zeit, erst die todten, stummen Mauern vergebens zu befragen; die Arme, die seinen ausgestreckten Armen begegnen, sind schon eine Kunde, die ihm sagt, daß er noch zu geliebten Menschen gehört. Der Mann jedoch, mit dem wir uns hier beschäftigen, wußte, daß ihm keine ausgestreckten Arme begegnen werden,

daß die Empfindungen, die ihn so tief bewegten, nur in seinem eigenen Gemüth walteten und daß die Menschen, die er zu begrüßen hatte, kaum minder todt und stumm sein werden als die Mauern. Sie hatten nicht zu ihm jene innigen Beziehungen, die er sich in der Verborgenheit einer tief fühlenden Seele zu ihnen gebildet hatte, und die Rückkehr in dieses Haus, die ihm ein feierlicher Augenblick war, mußte von ihnen als gleichgiltige Neuigkeit hingenommen werden. Er zog erst nach langem Zaudern an dem Messingknopf der Klingel, worauf sich das Thor unmittelbar öffnete.

Er stieg die breite Treppe hinauf, die ihn zu einer Gitterthür des ersten Stockwerks führte. Wiederholt mußte er die Glocke ziehen, ehe innerhalb des Gitters ein Zeichen verrieth, daß der Ton der Schelle vernommen worden. Schritte näherten sich, eine alte Frau erschien und fragte nach seinem Begehren. „Herr Emanuel Espe", sagte der Angeredete, „ist wohl heute noch zu sprechen?"

„Die ganze Familie ist auf dem Lande", erwiederte die Frau, „der Herr aber kommt noch spät Abends nach der Stadt und bringt die Nacht hier zu."

„Könnte ich ihn nicht erwarten? Ich bin der Lehrer Aemilian Laurent."

„Mein Gott, Sie sind es, Herr Laurent?" rief

die Alte und öffnete das Gitter; „das hätte ich gar nicht mehr zu erleben gedacht; zehn Jahre müssen es sein, seit Sie das Haus verlassen haben; kennen Sie mich noch? Und bleiben Sie jetzt bei uns?"

Sie leitete ihn wie einen geehrten Gast in die Zimmer, unter theilnehmenden Fragen und Versicherungen; sie rückte die Lampe, die sie eiligst angebrannt hatte, immer wieder anders, um ihn besser betrachten zu können und sich stets von Neuem zu verwundern, daß er sich so gar nicht verändert habe.

Der Angekommene nahm diesen liebreichen Empfang der alten Dienerin fast mit einer reuigen Empfindung auf. Er hatte so selten ihrer gedacht und in seinen seit langen Jahren gehegten Träumen vom Wiedersehen dieses Hauses hatte sie kaum eine Stelle eingenommen. So bilden sich in Anderen zuweilen Beziehungen zu uns, von welchen wir selbst nichts wissen, und er konnte die Lehre daraus schöpfen, sich seinerseits aller Vorwürfe zu begeben, wenn Menschen, denen er eine unvergängliche Erinnerung gewidmet, ihm mit der Gleichgiltigkeit und Vergessenheit, wie er selbst der alten Dienerin, entgegen treten sollten.

Ehe er nun über die Vorgänge einer so langen Zeit Erkundigungen einzog, durchschritt er die ihm bekannten Räume von Gemach zu Gemach, um sich

aus tausendfach bezeichnenden Dingen der äußeren Einrichtung ein Bild vom gegenwärtigen Leben der Hausbewohner selbst zusammen zu setzen. Er fand überall, in Möbeln und Prunkgefäßen, in Spiegelrahmen und Teppichen das Gepräge jenes Reichthums wieder, der die Hand der Mode reicht, sich selbst herausfordernd zur Schau stellt und folglich nichts mehr für seinen eigentlichen beneidenswerthen Beruf übrig behält, die Gesetze der Schönheit und des ästhetischen Lebensgenusses durch Maaß und Sinnigkeit an den Gegenständen des alltäglichen Daseins zur Erscheinung zu bringen. Meißel und Feder in den Händen des Künstlers oder Dichters sind vielleicht nicht so mächtig, jedenfalls aber nicht so rasch und lebendig wirkende Mittel zur Verkörperung erhabener und erhebender Gedanken des Menschen, als das Geld in den Händen des Lebenskünstlers. Unter diesen Florhüllen prunkte Sammt und Seide, Gold und Krystall, jene grünen Vorhänge schützten sogar herrliche Bilder; in allen Ecken und Winkeln lauerten die sinnreichen Erfindungen, die dem Comfort dienen, auf ihre Benutzung und dennoch fehlte der Ausstattung, die an sich geeignet war, diese Räume zu einem einheitlichen Kunstwerke zu gestalten, die Seele eines solchen, die harmonische Zusammenstellung. Der Prunk drückte nichts aus und stellte

nichts vor als eben den Prunk; die einzelnen kostbaren Gegenstände fügten sich nicht wie Lettern zu einem Satz der Schönheit zusammen, jeder behauptete sich in seiner abgesonderten Pracht, die keinen andern Gedanken erregte, als: wie viel das wohl gekostet haben mochte. War es die längere Abwesenheit der Bewohner von diesen Gemächern, war es die Dämmerung des Abends, die melancholisch durch die herabgelassenen Gardinen hereinfiel; die ganz schöne Einrichtung stand da, als käme sie sich selbst fremd und verirrt und nicht am rechten Platze vor. Auf den Mosaiktischen lagen die Bücher in goldschimmernden Einbänden gleich Denkmälern ewiger Unberührtheit; Spuren eines Treibens, das nicht zu dem reichen Schauplatz desselben paßte, drängten sich, wenn nicht dem Auge, doch unabweisbar der Phantasie auf; von den Marmorbüsten Goethe's und Schiller's hätte man vermuthen können, daß ihnen der Lebensgang, dessen stumme Zeugen zu sein sie hier verurtheilt waren, zuweilen heimlich die steinernen Haare zu Berge treibe.

Für den Mann, der jetzt langsam die Säle und Zimmer durchschritt, hatten solche Wahrnehmungen nichts Ueberraschendes, er fand in zahlreichen neuen Gegenständen nur die von der Mode gebotenen Veränderungen, im Wesentlichen aber keine Verschieden-

heit von dem Mangel höherer Auffassung, der stets hier geherrscht hatte. Allein es ließ ihn auch nichts befürchten, daß man in diesen Räumen schlechter oder verdammenswerther lebe, als bei all den Gedankenlosen, welchen zufällig die Formen des Glückes in die Hände gegeben sind, ohne daß sie ihnen den beseelenden Inhalt einzuflößen verständen. Nicht ohne ein ihm selbst unverständliches Beben des Herzens öffnete er jetzt die Thür eines Zimmers, das am Ende eines langen Corridors lag, der die nach dem Platze gehenden Gemächer von den nach dem Hofe führenden abtrennte. In diesem Raum hatte er gelehrt und gelernt, hier hatte er Kinder in den Anfangsgründen der Wissenschaften, sich selbst aber in den Anfangsgründen der Lebensweisheit unterrichtet. Von denkbarster Einfachheit war die Einrichtung dieser Stube gewesen; er hatte darauf Bedacht genommen, sie einem gewöhnlichen Schulzimmer möglichst ähnlich zu machen. Das war nun überraschend anders geworden. Der erste Blick ließ hier dieselbe Pracht erkennen, die sich in den anderen Theilen des Hauses ausbreitete. Er leuchtete nach allen Seiten und entzündete dann noch an seinem Licht die Kerzen, die in der Stube bereit standen. Dieser Aufenthalt trug keine Spur mehr seiner einstigen Bestimmung.

Dennoch übte er auf den Beschauer eine fesselnde

Macht. Der Aufwand an Schmuck und reichen Stoffen, der in den früher durchschrittenen Sälen nur einem Geist der Unheimlichkeiten Leben gab, ordnete sich hier zu einem gefälligen Bilde, dessen längere Betrachtung überzeugte, daß hier auf Grundlage des Wohlstandes eine gedankenreichere Auffassung des Lebens sichtbar zu werden strebte. Nicht das Vorhandensein von Blumengerüsten, von Meubeln aus seltenem Holze, von geschmackvollen Seidentapeten ꝛc. schwächte den Ernst des Eindrucks, welcher sich bei längerem Verweilen geltend machte und trotz der Gegenstände, die auf zarte, weibliche Beschäftigung hindeuteten, den Aufenthalt einer strengen und kräftigen Seele errathen ließ. Das war nichts weniger als ein Boudoir mit all den weichlichen Zuthaten eines solchen, die in Abwesenheit des frauenhaften Waltens, dem sie harmonisch dienen, einem Manne wenig gefallen können. Was von den Abgeschiedenen behauptet und bestritten wird, daß sie noch geisterhaft auf ihrer einstigen Wohnstätte verweilen, das läßt sich mit mehr Bestimmtheit von den blos Abwesenden annehmen. Aemilian Laurent empfand sich von einem in das Innere dringenden Behagen umweht und ließ sich in diesem Ruhegefühl selbst nicht durch die schweren Tritte eines Mannes stören, die, den Corridor herauf kommend, sich ihm näherten. Erst

als er den Eintretenden die Thür schließen hörte, wandte er sich ihm entgegen.

Ein conventionelles Lächeln der Freundlichkeit spielte auf den Lippen des Mannes, der jetzt Laurent gegenüber stand.

„Herr Espe!“ rief dieser mit aufrichtiger Freude und reichte ihm die Hand.

Espe streckte die seine nur zögernd aus und entledigte sich des ihm sehr nutzlos erscheinenden Geschäftes, die Finger des Anderen zu drücken, so eilig als möglich.

„Nun wie geht's?“ sagte Espe dann kalt, „wir haben uns, wie ich glaube, schon längere Zeit nicht gesehen“.

„Zehn Jahre“, erwiederte Laurent lächelnd, „und ich bemerke mit Vergnügen, daß sich die Länge dieser Zeit wenigstens nicht an ihrem eigenen, wohlerhaltenen Aussehen abmessen läßt“.

Espe nickte herablassend mit dem Kopfe, lehnte den Arm auf den Rücken eines Fauteuils und gab schon dadurch, daß er den Gast nicht aufforderte, sich niederzulassen, genugsam zu verstehen, daß er die Unterredung, wenn eine solche nothwendig sei, thunlichst abgekürzt wünsche. Laurent mußte in seinem sonst sehr empfindlichen und leicht zum Stolze gereizten Gemüth einen besonderen Grund hegen, solchem

Benehmen gegenüber die gelassene Freundlichkeit seiner Haltung nicht aufzugeben.

„Ich habe meine kleine Land-Schulstube verlassen," sagte er, „und bin nach der Hauptstadt gekommen, um vielleicht fortan hier zu leben."

„Wovon?" fragte Herr Espe lakonisch.

Laurent gefiel sich darin, diese Frage mit einem gleichgiltigen Achselzucken zu beantworten, als ob dies jedes anderen Mannes Sorge eher sein müßte, als die seine. Darüber verlor Herr Espe sowohl seine Fassung als seine vornehm nachlässige Stellung. Er richtete sich auf mit der imponirenden Würde eines Mannes, der im Begriffe ist, aus dem Arsenal seiner Blicke einen sicher vernichtenden hervorzuholen.

„Schweres Unrecht," lautete sodann sein fester Ausspruch, „doch das ist Ihre Sache, was mich betrifft, Herr Aemilian Laurent, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß Sie von mir keine Unterstützung irgend einer Art zu erwarten haben. Ich bin von meinen Blutsverwandten zu sehr in Anspruch genommen; das sind, wie Sie wissen, jene Verwandten, die Einen bis auf das Blut aussagen. Und dann, ich bin nicht bei der Vorsehung angestellt mit der Verpflichtung, jedem Schöngeist mit meinem Geld aufzuhelfen. Wie können Sie so wahnsinnig sein, Ihr

Amt aufzugeben, wenn Sie keine bessere Aussicht haben?"

Den Angeredeten schien diese Strafrede außerordentlich zu ergötzen. Er erwiederte indessen mit ernsthafter Miene:

„Sie irren, Herr Espe; wenn ich auch über die Beschäftigung, die ich ergreifen soll, augenblicklich noch in Zweifel bin, so steht doch mein Lebensunterhalt außer aller Frage. Das Geschäft, das mich zu Ihnen führte, wird Sie davon überzeugen."

Mit diesen Worten zog Laurent ein Portefeuille aus der Brusttasche und entnahm demselben einen ungesiegelten Brief, den er Espe überreichte. Dieser hatte der kleinen Manipulation mit einer gewissen gering schätzenden Neugierde zugesehen. Jetzt entfaltete er langsam den Brief, schob die goldene Brille zur Stirne hinauf und untersuchte die Unterschrift. Er hatte sie kaum erkannt, als er einen Blick unermeßlichen Erstaunens auf Laurent heftete. Nun begierig den Brief lesend, war er damit noch nicht zu Ende gekommen und schon warf er sich in den Sessel, an dem er bisher lehnte, während sein Gesicht von der Aschfarbe einer tödtlichen Blässe so erschreckend überzogen wurde, daß Aemilian, der dies nicht bemerken wollte, sich beherrschen mußte, um nicht helfend beizuspringen.

Espe starrte schweigend vor sich hin, ohne den Inhalt des Briefes gänzlich zu erforschen. Laurent nahm sanft das Blatt aus den Händen des Betroffenen und, während er es wieder faltete und in die Tasche schob, sagte er freundlich: „Nach dem Gesetz strenger Schicklichkeit hätte ich diesen Kreditbrief erst in Ihrem Comptoir präsentiren sollen.“ —

„Ein Kreditbrief ist es?“ unterbrach ihn Espe, in einem Tone, der von seiner früheren Sprechweise sehr verschieden war.

„Ein einfacher Kreditbrief, obgleich auf eine etwas hohe Summe.“

Aemilian las den Schluß des Briefes; denn er wußte genau die Stelle, an welcher der Bankier die Lectüre des Briefes in plötzlicher Betroffenheit abgebrochen haben mußte, ehe er sich überzeugt hatte, daß er in der That einen Kreditbrief in Händen halte.

„Wie bemerkt,“ fügte dann Aemilian hinzu, „ich wollte den Brief nicht hier präsentiren, um so weniger als ich überhaupt noch lange nicht und vielleicht niemals davon Gebrauch machen werde. Ich bin mit Geld versorgt. Allein ich mußte Ihre Besorgnisse hinwegräumen, die mir den guten Empfang in diesem theuern Hause geschmälert hätten. Und nun gestatten Sie wohl?“

Und der ehemalige Lehrer ließ sich bei dieser etwas

ironisch lautenden Frage dem Bankier gegenüber im Fauteuil nieder.

„Erzählen Sie mir nun von den Ihren," fuhr er fort, „und was sich seit so langer Zeit Denkwürdiges hier begeben hat. Ihre Frau? Ihr Sohn? Sind alle wohl?"

Herr Espe brütete lange schweigend, als wäre ihm die Anwesenheit eines Anderen völlig entfallen. „Herr Laurent," sagte er endlich mit dem Ausdruck zuvorkommendster Höflichkeit, indem er sich sitzend verbeugte, „Herr Laurent, wo sind Sie abgestiegen?"

„In einem ganz kleinen Hotel der Vorstadt," erwiederte dieser, „es ist mir aus früherer Zeit bekannt und werth, da ich einst als armer Student dort einkehrte."

„Wollen Sie mir die Freude machen, verehrter Freund," sagte Espe, „und Ihre Wohnung in meinem Hause nehmen? Meine Familie ist auf dem Lande, Sie geniren Niemand und werden von Niemand genirt. Ich aber ziehe daraus den Vortheil, da ich durchaus in der Stadt schlafen will, noch manchmal eine Abendstunde verplaudern zu können, auch habe ich Sie gleich bei der Hand, wenn wir vielleicht einmal dringend zu sprechen hätten."

Und aus seinen Augen schoß bei diesen Worten ein forschender Blitz auf Laurent, als hätte er in

dessen innerster Seele lesen mögen, ob dieser das ungeheure Gewicht der Nachricht ahne, die der Kreditbrief nebenbei enthielt.

„Was Ihr Geld betrifft,“ fuhr er fort, „so will ich, wenn Sie wünschen, heute noch die Kassa aufsperren und Ihnen die ganze Summe ausfolgen lassen. Das macht durchaus keine Umstände.“

Laurent lehnte dies ab, nahm jedoch nach einigem Besinnen das Anerbieten an, in diesem Hause als Gast zu wohnen. Espe verließ mit ihm das Zimmer, ohne daß Laurent nach dem eigentlichen Bewohner desselben gefragt hätte. Sie betraten die Räume, die Espe selbst bewohnte und die den etwas junggesellenartigen Charakter trugen, den ein reicher Lebemann ihnen aufdrückte. Hier wurde der Gast eine Weile allein gelassen, während welcher der Hausherr sich mit der alten Wirthschafterin besprach. Die beiden Herren nahmen hierauf ein gut bestelltes Souper ein, bei welchem der Kammerdiener, der keine Livree trug, servirte. Die Speisestunde verfloß ziemlich schweigend, denn Aemilian merkte wohl, daß sein Wirth sich in einer Stimmung befand, die kein Gespräch aufkommen ließ, wie gewaltsam er sie auch zu verbergen strebte.

Als er sah, das Aemilian nicht mehr trank, erhob er sich und sprach sein Bedauern aus, daß er andern Tages, der ein Sonntag war, seinen Gast

nicht vor Abend werde begrüßen können, da er mit dem Frühesten zu den Seinen auf das Land fahre, die er für einen der nächsten Tage auf den so geehrten Besuch vorbereiten wolle, den ihnen Herr Laurent, wie er hoffe, abstatten werde. Die Herren schüttelten sich die Hände und Laurent folgte dem ihm voranleuchtenden Diener in ein Zimmer, das zu dem ausschließlich von Espe bewohnten Theil des Hauses gehörte. Hier fand er seine inzwischen aus dem Hotel herbeigeschafften Sachen und blieb, nachdem er keine ferneren Dienste mehr zu bedürfen erklärt hatte, mit seinen Gedanken allein.

Diese waren weder Gedanken der Aufregung noch der Verwunderung. Er hatte den Eindruck, den der Brief verursachen mußte, vorausgesehen und bedauerte nur, daß er durch die Art des Empfanges genöthigt worden war, gleich in den ersten Augenblicken die Wirkung dieses Blattes Papier spielen zu lassen. Er kannte genau die Macht, die ihm dadurch über dieses Haus verliehen worden und stellte es kommenden Ereignissen und Begegnungen anheim, inwiefern er von dieser Macht, die bisher ein Geheimniß zwischen ihm und Espe war, werde Gebrauch machen wollen, ja sogar ob er dem letzteren, der noch in Zweifel sein mußte, wie weit Laurent sich im Besitz einer solchen Machte wußte, darüber Aufklärung geben werde. Es

wurde grabesstill im Hause, während er, dies bedenkend, auf und ab schritt. Seine Fenster gingen nach dem Magazinhof, der ihn trotz der nur halbdunklen Sommernacht nicht verlocken konnte, am Fenster zu bleiben; denn er bot einen unerquicklichen Anblick. Gewöhnt, in jeder Jahreszeit spät zu Bette zu gehen, kramte Laurent in seinen Effekten nach Büchern und ordnete sie auf einem dazu bestimmten Hängebrett. Außer dem Geräusch, das er selbst dabei verursachte, war nichts zu vernehmen, während er jedoch einen Moment inne hielt, glaubte er, sich nähernde Schritte zu hören. Sie verloren sich wieder und er setzte seine kleine Thätigkeit fort. Nach einer Weile schien man abermals seinem Zimmer entgegen zu schreiten, die Tritte hielten an der Thür still und Laurent erwartete, daß man dieselbe öffnen und eintreten werde. Der Kommende mußte sich jedoch anders besonnen haben; denn er entfernte sich in umgekehrter Richtung. Laurent lächelte, er errieth, was dies Manövre zu bedeuten habe, und erwartete die Wiederholung.

Lange ließ sich nichts mehr vernehmen. Laurent las in seinen Büchern ruhig und aufmerksam, dann entkleidete er sich und ging zu Bette. Noch im Dunkeln und trotz der späten Stunde schlief er nicht, er erwartete noch immer die Schritte wieder zu hören. Espe mußte mit sich selbst im Kampfe sein, ob er

heute noch eine Unterredung mit seinem Gast suchen solle oder nicht. Das wußte Laurent und er dachte keineswegs zürnend oder verachtend an den Bankier; er verstand und verzieh ein Verhalten, das mit der ganzen Weltauffassung der Kreise zusammenhing, in welchen sich Espe bewegte. Dennoch war er begierig, dieses Mannes eigentlichen Charakter kennen zu lernen, wie er jetzt unter dem Eindruck einer ihn erschütternden Begebenheit unverhüllt hervortreten mußte. Laurent wollte dies mit möglicher Passivität abwarten.

Diese Betrachtungen leiteten ihn in die wirren Vorstellungen eines Halbschlummers hinüber, aus welchem er durch den Luftzug der sich öffnenden Thür und durch einen gedämpften Lichtschimmer gerissen wurde. In Folge des letztgefaßten Entschlusses verhielt er sich instinktmäßig vollkommen ruhig, als ob er schliefe, nachdem ihn ein Blinzeln des Auges belehrt hatte, daß Espe in das Zimmer getreten war, vollständig angekleidet, in der rechten Hand eine kleine Lampe, mit der linken zwei Terzerole umklammernd.

Nachdem Espe die Lampe auf den Tisch gestellt hatte, betrachtete er die halb ausgeräumten Effekten Laurents, ohne sie zu berühren. Dann ließ er die Blicke im ganzen Zimmer umherschweifen, bis sie auf dem scheinbaren Schläfer haften blieben. Vielleicht

errieth er, daß dieser mit geschlossenen Augen wachte, wenigstens wußte er, daß seine Bewegungen einen nicht allzufesten Schlaf bereits gestört haben würden. In seiner Aufregung schien er sich nicht darum zu kümmern, in welcher Art er dem Erwachenden die Seltsamkeit dieses nächtlichen Besuches zu erkären haben werde. Er stand unbeweglich, alle Folgen gegen einander abwägend, wenn er einen sein Inneres wie Feuer verzehrenden Wunsch zur Erfüllung bringen könnte oder wollte. Das Leben dieses Menschen, der hier vor ihm lag, der ihm bisher zu unbedeutend gewesen, als daß er sich jemals seiner erinnert hätte, der ihm nie persönlich ein Leid zugefügt und der ihm auch jetzt keine unmittelbare Ursache gab, ihn zu hassen; — er hätte dennoch dies Leben ungestraft vernichten zu dürfen — rasch mit einem Schuß aus seiner Waffe — gern mit der Hälfte seines eigenen Lebensrestes bezahlt. Und wäre es ein zu großer Preis, wenn er sein ganzes Leben dafür in die Schanze schlüge? Ihn schauderte bei der Versuchungskraft dieses Gedankens. Wenn die von den Schauern einer eisamen Nacht beflügelte Phantasie ein von Angst und Sorge furchtbar belastetes Gemüth im Bereich aller Möglichkeiten umherwirft, dann steigen in solcher Nacht andere Gespenster als die der Ammenmärchen vor der gequälten Seele auf, die Gespenster noch ungeschehe-

ner Thaten und die scheidenden Geister der dem Untergang nahen sittlichen Mächte in der Menschenbrust. Es giebt Personen, welchen niemals ein freiwilliges Denken den Schleier von der innerlich eigensten Seele reißt, diese bedürfen großer schicksalsvoller Momente, um sich selbst kennen zu lernen. Emanuel Espe erschrack vor den Bewegungen seines Innern, aber nicht lange und er wäre im Stande gewesen, einer leidenschaftlichen Wuth nachzugeben. Allein ihm fehlte zum Verbrechen die Kraft der Kühnheit und zum Kampfe der Muth.

Noch einmal richtete er, wie einen Ausweg suchend, die Blicke auf die Papiere und Bücher, die zerstreut umherlagen. Einen zusammengefaltenen Bogen mit dem Namen Laurent's als Aufschrift erkannte er für einen Reisepaß. Er griff mechanisch nach diesem Bogen. In diesem Augenblicke vernahm er vom Bette her ein Knistern, das anzeigte, daß der Schläfer sich regte. Laurent hätte ohne Zweifel einen Eingriff in seine Papiere nicht gestattet, als er jedoch gewahrte, daß es sich nur um den Reisepaß handle, verhielt er sich ruhig. Espe, durch die wiederkehrende Stille ermuthigt, las die Personalien und plötzlich veränderte sich der Ausdruck seines Gesichts. Ein zwar nicht freudiger aber doch den Schmerz mildernder Zug, ein Zug der Schlauheit belebte es, wie von

einer unerwarteten Eingebung. Er nahm die Lampe, nachdem er den Reisepaß wieder hingelegt hatte und entfernte sich möglichst geräuschlos.

Der Morgen sendete mit seinen Lichtern freudighelle Boten seiner draußen waltenden Schönheit in das Zimmer, als Laurent mit Gelassenheit die Eindrücke der verflossenen Stunden an seinem Geist vorüberziehen ließ. Der nächtlichen Erscheinung Espe's dachte er nur mit einem verächtlichen Lächeln; er wußte, daß die tödtlichen Schußwaffen sich eher selbst einen Gegner aussuchen könnten, als daß dieser Bankier, das feige Kind einer nüchternen Civilisation, sich derselben in irgend einer Art gegen den Feind bedienen würde. Freilich giebt die Civilisation dafür andere Mittel der Vernichtung in die Hand, tiefversteckte und dem, der sich ihrer bedient, kaum gefährliche Mittel, allein ihre Anwendung erfordert dann, daß die Lage des Gegners dem Angriff eine Blöße darbiete. In dieser Beziehung stand jedoch Laurent dem Grimme Espe's vollkommen sicher gegenüber, eine seltsame Verkettung der Umstände hatte ihm das Schicksal des Bankiers, seiner Familie, seines Hauses wie einen Vogel in die Hand geliefert, den er nach Belieben zerdrücken oder freilassen konnte. Laurent's Gemüth war nicht so niedrig, daß es die Wollust der Grausamkeit, die im Besitz einer solchen Macht liegt, mit

Befriedigung empfunden hätte. Er würde sich ohne Bedenken dieser Macht begeben haben, wie wenig auch das Wesen Espe's, so weit es sich bis jetzt, im ersten Empfang sowohl, als in der nächtlichen Scene enthüllt hatte, zur Schonung aufforderte, er würde nur die Menschlichkeit haben walten lassen ohne den Werth des betreffenden Menschen dabei in Anschlag zu bringen, wenn nicht sein eigenes Lebensglück und vielleicht mehr als dies der Preis gewesen wäre, um welchen Espe zu retten war. Ein solches dem Gefühl der Selbsterhaltung widerstrebendes Opfer kann nicht die bloße Humanität bringen, nur die Gewalt individueller Beziehungen vermag dazu hinzureißen, nur ein hochgehender Affekt des Enthusiasmus oder der Leidenschaft. Von einem derartigen Seelenzustand war Laurent in diesem Augenblick weit entfernt, andrerseits aber durch gänzlichen Mangel an habsüchtigen Interessen befähigt, ein Opfer mit leichterem Herzen als jeder Andere zu bringen. Er besaß keine Verbindung mit der Welt, ihren Verhältnissen und Verlockungen, keinen Zusammenhang mit den Menschen durch ein Band der Liebe oder der Freundschaft, um durch ein anderes, als angeborene, natürliche Lebenslust an das Dasein gefesselt zu werden.

Wer auf hohem Bergesgipfel über den Wolken steht, den schrecken die Gewitter nicht. Mit der Ruhe

eines über allen Schicksalswolken Stehenden, ohne Wunsch und ohne Furcht, sah Laurent den kommenden Ereignissen und Eindrücken entgegen, um seine Handlungsweise darnach zu bestimmen, den Gebrauch seiner Macht darnach zu regeln, ebenso bereit, sich zu opfern, als sich zu erhalten, je nachdem mit dem einen oder andern ein vernünftiger Zweck zu erreichen wäre. Vorerst nahm er den Standpunkt unbefangener Betrachtung ein, der ihn die kleinen Einzelnheiten ungestört empfinden ließ, welche das Außenleben seiner Beurtheilung oder seiner Genußfähigkeit vorlegte.

Laurent zog die Glocke und der Kammerdiener erschien. Von diesem erfuhr er, daß Espe bereits mit Anbruch des Tages zu seiner Familie auf das Land gefahren und den Auftrag zurückgelassen habe, daß man jedem Befehl seines Gastes pünktlich nachkomme. Während der Kammerdiener dem sich Ankleidenden behülflich war, wußte er in feiner Art darauf hinzudeuten, daß es eine besondere Auszeichnung sei, von ihm, dessen Pflichten sich ausschließlich auf seinen Herrn beschränkten, bedient zu werden und daß dies auch nur in Abwesenheit der auf der Villa befindlichen Livreediener der Fall sein konnte. Diese und ähnliche aristokratische Formen, welche, wie Laurent bald wahrnahm, in dem Bürgerhause mit dem größten Ernste gehandhabt wurden, brachten auf ihn eine

humoristische Wirkung hervor; sie hatten in jener Zeit, als er selbst Mitglied des Hauses war, noch nicht bestanden und wenn er sich die Manieren des Bankiers und seiner Gattin richtig vergegenwärtigte, so mußten diese nicht selten einen komischen Kontrast mit jenen Formen bilden. Laurent lehnte es ab, das „Dejeuner" im Hause zu nehmen, und ebenso, sich eines für ihn bereit stehenden, wenn auch nur gemietheten Wagens zu bedienen. Er entfernte sich mit der Weisung, daß er erst Abends zurück sein werde. Als sich die Hausthür hinter ihm schloß, hatte er zwei Versuchungen, welchen er durchaus nicht nachgeben wollte, siegreich bekämpft.

Die eine dieser Versuchungen bestand darin, die alte Wirthschafterin, die ihn so freundlich bewillkommt hatte, nach den Vorfällen zu befragen, die sich während seiner Abwesenheit in der Familie Espe zugetragen hatten. Er hätte dies ohne Verletzung seines Zartgefühls thun können, daß sich jeder Ausforschung widersetzte; denn es giebt der gleichgiltigen und allgemein bekannten Thatsachen genug, die einem wiederkehrenden Freunde neu und interessant sind. Allein er wollte die Betheiligten selbst sehen und hören und Eindrücke nicht aus zweiter Hand voreilig empfangen, von welchen vielleicht sein und Anderer Geschick abhing. Mächtiger noch war die andere Versuchung,

der er widerstand, das Zimmer nämlich noch einmal zu betreten, welches am Abend vorher so harmonisch auf ihn gewirkt, das einzige des Hauses, welches ihm gefallen hatte. Er fühlte dunkel, daß er nicht berechtigt wäre, durch seine fremde Erscheinung den Geist, der in dem schönen Raume schwebte, gleichsam zu beunruhigen, daß er den Abwesenden, der diese Stätte vielleicht vor jedem unbescheidenen Blick gesichert glaubte, nicht heimlich beeinträchtigen dürfe.

Er genoß nun in vollen Zügen den wehmüthigen Reiz einer durch die Lust des Sommers verödeten Stadt. Was sie an architektonischen Schönheiten besaß, trat jetzt bedeutender hervor und gehörte ihm fast ausschließlich zum stillen, alleinigen Genuß. Die öffentlichen Schauplätze, die der Winter dem Luxus und der Mode aufthut, Straßen und Plätze dienten ihm jetzt als Podium einer regsamen Phantasie, auf welchem die Schatten der zu anderen Zeiten hier sichtbaren Herrlichkeiten zu wandeln schienen, um im einsamen Beschauer ein Bewußtsein von der irdischen Nichtigkeit auch des Gegenwärtigen hervorzurufen, wie es Ruinen in Bezug auf die Vergangenheit herauf beschwören. Tiefer noch ergriffen ihn die Spuren verborgenen Glückes, das sich, begünstigt durch die Stille eines städtischen Sommers, gleich Schwalbennestern in vergessenen Winkeln angesiedelt hatte. Ein

Fenster, ganz umsponnen von lustigen, grünen Blumenranken, während zur rauhen Jahreszeit vielleicht nur das Elend durch die Scheiben glotzte; ein helles, jugendliches Lachen, ein natürlich frohes Geplauder auf kühler, steinerner Hausflur, die im Winter nur den unerquicklichen Lärm eines verkünstelten Lebens hörte; das waren Anzeichen, wie viele kleine Freuden armer und verkümmerter Existenzen dort aufblühten, wo die rauschenden Weltfreuden der sogenannten Glücklichen nicht mehr ihren zermalmenden Fuß hinsetzten.

Der Abend kam, ehe Laurent sich an solchen Eindrücken satt getrunken hatte. Ueberall ein Fremder, allein auf Spaziergängen, allein am Mittagstisch des öffentlichen Speisehauses, ohne Freund, ohne irgend eine auch nur äußerliche Beziehung zu den Menschen, empfand er diese Verlassenheit doch keinesweges als Schmerz, vielmehr als den Genuß einer von persönlichen Wünschen und Bestrebungen, Zwecken und Neigungen gänzlich ausgeschlossenen objectiven Betrachtung. So einsam, wie in dieser Stadt, war er in der ganzen, großen Welt und durfte sich darum wie einen außer der Welt Stehenden ansehen. Als er beim Anbruch der Nacht zum Hause des Bankiers zurückkehrte, schien es ihm eine unverzeihliche Ironie des Geschickes, daß an seiner so ruhigen, abgeschiedenen Existenz Andere mit den leidenschaftlichsten

Interessen, mit egoistischsten Lebenszwecken betheiligt sein sollten. Mehr als jemals war er in dieser Stimmung geneigt, durch opferfreudiges Leisten alles Dessen, was Andere von ihm wünschen konnten, sich auch nach jener Seite hin einsam abzuschließen, sich frei zu machen von Menschen, mit welchen ihn blos die Willkür eines äußeren Geschickes verknüpfen wollte.

Ihm war zu Muthe, als ob diese Stimmung unerwartet und unangenehm gestört würde, da die Haushälterin ihn gleich bei seinem Kommen bedeutete, daß das „Fräulein" ihn in ihrem Zimmer erwartete und ihn zu sich bitten lasse. Wollte dennoch irgend eine persönliche Beziehung zur Welt in ihm aufkeimen, als er einen Augenblick befangen den Raum betrat, den er am Abend vorher mit Entzücken betrachtet und am Morgen vermieden hatte?

Als Espe am Morgen dieses Tages seine Villa erreicht hatte, begab er sich in die Gemächer seines Sohnes. Dieser schlief noch. Der Vater ließ ihn wecken und wartete sein Erscheinen in einem Gesellschaftszimmer ab, das die Spuren zeigte, bis tief in die Nacht von einer zahlreichen Versammlung zu Souper und Spiel benutzt worden zu sein. Leander Espe war das einzige Kind des Bankiers Emanuel

Espe. Seinen hochromantischen und selten gebräuchlichen Namen Leander verdankte er Aufwallungen von Bildung, welchen seine Mutter von Zeit zu Zeit unterworfen war. In der Wahl dieses Namens bestimmte sie weder eine Rührung über das unglückliche Geschick der Hero, noch Begeisterung für Schiller's Ballade oder Grillparzer's Trauerspiel. Es stand sogar sehr zu bezweifeln, daß sie die beiden deutschen Dichter genug gekannt hätte, um sich von ihnen zu irgend etwas begeistern zu lassen. Um so lieber machte sie blendende Toilette mit einer zur Schau getragenen Verehrung für französische Romanschriftsteller und englische Poeten. Unter den letzteren war es namentlich Lord Byron, der sich in ihrem Kopfe einer ungeheuerlichen Vorstellung erfreute, zusammengesetzt aus sehr unklaren Begriffen von Dämonen und Titanen, von einem hinkenden Vulkan mit dem Gesicht eines Ganymed, von anbetungswürdigen Korsaren und einem schrecklich zerrissenen Herzen, daß sich die Qual anthut, allen angenehmen Dingen dieser Erde leidenschaftlich nachzujagen, blos um sie sodann gründlich in schönen Versen zu verachten. Unmittelbar vor der Geburt ihres Sohnes hatte sie von der großen Schwimmübung gelesen, die ihr dichterischer Held einst zwischen Europa und Asien unternommen hatte. Da er bei dieser Gelegenheit ein Leander genannt wurde,

was sie für eine Zusammenfassung all' der überwältigenden und unnennbaren Eigenschaften des berühmten Mannes hielt, so mußte ihr Sohn diesen Namen tragen, als Symbol dessen, wozu er sich unter ihrer Leitung auszubilden habe.

Leander entsprach jedoch seinem Namen weder in der Kunst des Schwimmens noch in der Kunst des Dichtens. Bevor er noch überhaupt sprechen konnte, war man schon an den Versuch gegangen, ihn in fremden Sprachen zu unterrichten. Jetzt mit fünf und zwanzig Jahren handhabte er einen luxuriösen Ueberfluß von vier Idiomen; denn er hatte in keinem einzigen etwas Erhebliches zu sagen. Uebrigens befliß er sich der skrupulösesten Vornehmheit des äußeren Lebens und befriedigte hierin die Vorstellung, welche seine Mutter von seinem Beruf zum Lord Byron hatte, schon zu dreiviertel Theilen. Auch auf Reisen war er bereits gewesen, er hatte London und Paris, Rom und Neapel, Genua und Venedig gesehen und die ganze Schweiz mit Ausnahme ihrer Berge durchstreift, von Deutschland gar nicht zu sprechen. Das war seine „Pilgrimage," in der Art etwa, wie das Durchschreiten eines Bibliothekzimmers mit hastigem Lesen der Titel auf den Bücherrücken ein Studium der Wissenschaften zu nennen wäre.

Von Leander's Charakter, von seinem inneren

Wesen war aus Mangel an Gelegenheit noch keine Farbe sichtbar geworden. Freunde sagten von ihm mit einem französischen Gemeinplatz, er wäre au fond un bon enfant. Als Knabe war er einige Zeit in den Händen eines einsichtsvollen und denkenden Erziehers, Aemilian Laurent's, der sein Gedächtniß von flitterhaften Kenntnissen befreien und dafür sein Denken auf wissenschaftlicher Grundlage zu Erkenntnissen entwickeln wollte. Das nach außen hin wenig Bestechende einer solchen Methode gefiel der Mutter nicht, zugleich erregte der strenge Ernst ihre Besorgnisse für die Gesundheit des schwächlichen Jünglings. Er war auch jetzt noch in seiner langaufgeschossenen Gestalt ein Bild der Schwäche und fast weiblichen Zartheit. Sein Haar war blond und zwar in dem Grade, daß Augenwimpern und ein dünner Schnurrbart beinahe weiß erschienen, seine Züge drückten in ihrer weichen, in die Breite gehenden Zerflossenheit nur immerwährende Schlaffheit aus. Seiner Haltung, seinen Bewegungen war Grazie nicht abzusprechen, doch fehlte ihr die Folie der Kraft, deren sie beim Manne bedarf, um gewinnend zu erscheinen.

Seit der kurzen Zeit seiner Mündigkeit Associé seines Vaters, schätzte er das Geld als das Einzige, um dessentwillen es sich zu leben lohne, und die kauf-

männischen Manipulationen, durch die es zu erwerben und zu vermehren, sicher zu stellen und zu verzinsen ist, als das Bewunderungswürdigste, was der menschliche Geist ersonnen hat. Darum widmete er auch dem Geschäft, wenn gleich ohne besonders erfolgreiche Thätigkeit, einen großen Theil seiner Zeit. Den Rest derselben nahmen jene Vergnügungen ein, welche reichen jungen Leuten seiner Art zu Gewohnheiten werden. Selbstständig geworden, bewohnte er in der Stadt, wie auf dem Lande, einen besonderen „Flügel" und, entsprechend seinem ganzen Wesen, glaubte man zwischen diesen Nippsachen und Toilettenrequisiten, Teppichen und Divans und in der parfümgeschwängerten Atmosphäre das Boudoir einer eben ihre Flitterwochen feiernden jungen Frau betreten zu haben. Cigarrenrauch, den die Freunde unerbittlich in die Junggesellenwohnung mitbrachten — denn Leander Espe rauchte natürlich nicht — wurde nach einem besonderen Salon verwiesen.

Er erschien jetzt an der Schwelle des Zimmers, in welchem sein Vater wartete und ersuchte diesen, ihm in sein „Arbeitskabinet" zu folgen, wo sie ungestört sein würden. Der alte und der junge Espe behandelten sich gegenseitig wie zwei ziemlich mit einander befreundete Gentlemen, die übrigens unabhängig von einander lebten und die Zutraulichkeit, mit der Espe

sen. zu Espe jun. sprach, sowie der Respekt, welchen dieser jenem zollte, schien weniger aus den Verhältnissen von Vater und Sohn, als aus dem Unterschied der Jahre hervorzugehen.

Das Arbeitskabinet befand sich, wie die ganze Wohnung Leander's, im Erdgeschosse und war eigentlich ein nach dem Garten vorspringender Zubau in Form eines Pavillons. Symmetrisch befand sich gegenüber ein zweiter solcher Vorsprung. Der alte Espe ersuchte vorerst seinen Sohn, Fenster und Thüren sorgfältig verschließen zu lassen, da die Unterredung keinen Ohrenzeugen gestattete. War der Sohn schon durch den außerordentlichen Umstand, daß der Vater seine Morgenruhe störte, auf Ungewöhnliches vorbereitet worden, so machte ihn dieser Eingang des Gespräches völlig wach und unruhig. Der Vater bestand indessen darauf, daß er vor Allem sein Frühstück ruhig vollende, um Kraft zum Anhören und zum Antworten zu gewinnen. Endlich begann Emanuel Espe seinen Vortrag.

„Ein fürchterliches Unglück ist über uns hereingebrochen," sagte er, „schlimmer, als wenn wir blos mit dem Verlust von Vermögen und Kredit bedroht wären. Mehr als die kaufmännische Ehre steht auf dem Spiel. Große Calamitäten, die sonst schon vorgekommen sind, habe ich allein bestanden und abge-

wendet, ohne daß Ihr, die Mutter und Du, Anderes davon zu sehen brauchtet, als mein besorgtes Gesicht. Diesmal aber habe ich Deine Hülfe nöthig, Deine Klugheit und kindliche Liebe. Du mußt also erfahren, wie die Dinge zusammenhängen."

Leander, zum ersten Male in der Lage, von Ernst des Lebens zu hören, fuhr mit dem Battisttuch über das Gesicht und richtete dann die Augen in athemloser Spannung auf den Vater.

„Was weißt Du von Gabrielens Geschichte?" fragte dieser; „hat Dich nie der Gedanke beschäftigt, woher sie wohl stammt, wer ihre Eltern sind und so weiter?"

„Ich weiß nicht mehr, als Sie selbst oft der Mutter und mir erzählten," erwiederte Leander; „Sie haben das Kind aus dem Findelhaus genommen, wo es von Unbekannten ausgesetzt worden, Sie haben es adoptirt und erzogen, weil Sie keine eigene Tochter hatten und sie ist neben mir heran gewachsen; sonst weiß ich nichts."

„Und was geschah weiter?" fragte der Vater, der über die Empfindungen des Sohnes vollkommene Klarheit gewinnen wollte; „sag' Alles, ohne Scheu."

„Ich habe mich mit achtzehn Jahren als ein unerfahrener Mensch in das Mädchen verliebt, das damals höchstens fünfzehn Jahre war, und Gabriele

spielte gerne einen Roman mit mir. Mit kindischem Eifer erklärte ich der Mutter, wie ein erster Liebhaber auf dem Theater, daß ich niemals eine Andere heirathen werde. Die Mutter gerieth darüber außer sich und sorgte, daß ich auf Reisen geschickt wurde. Nach meiner Rückkehr war ich ein vernünftiger Mann geworden — und Leander blickte sehr stolz bei diesen Worten — und sah ein, daß die Mutter Recht hatte. Das Mädchen, ohne Stellung, ohne Vermögen, mit einem Flecken auf ihrer Geburt, war natürlich keine passende Partie für mich. Aber Gabriele war unterdessen außerordentlich schön geworden, wunderbar! Ich —" Leander stockte; der Vater schlug die Augen zu Boden, um durch keinen Blick die Verlegenheit des Sohnes zu vermehren und ihn am Weitersprechen zu hindern. Als er aber dennoch schwieg, sagte Espe: „Du mußt vollkommen aufrichtig mit mir sein, auch in Dingen, von welchen Du glaubst, daß ich sie schon kenne. Es hängt mehr als das Leben davon ab. Sprich!"

„Ich dachte damals", fuhr Leander fort, „es würde genügen, mich als Liebhaber Gabrielens zu erklären und ihr ein Sort in anderer Art zu bereiten, obgleich die Kleine seit meiner Rückkehr mir kalt und schroff begegnete. Die Mutter setzte meinen Bemühungen in dieser Richtung kein Hinderniß durch all-

zustrenge Wachsamkeit entgegen. Als aber ein Zufall meine Absicht Ihnen, Vater, verrieth, sah ich Sie zum ersten Male in meinem Leben in heftigen Zorn gerathen. Sie erklärten mir im Beisein der Mutter und Gabrielens, daß ich Ihre Adoptivtochter als meine Braut anzusehen habe und als meine künftige Gattin lieben und achten müsse. Den Zeitpunkt der Vermählung zu bestimmen, wollten Sie sich selbst vorbehalten. Die Mutter fiel in Ohnmacht, als sie dies hörte, sagte mir aber Tags darauf unter strömenden Thränen: Der Vater hat Recht, es muß so sein und wir müssen uns fügen."

„Und seitdem?" fragte Espe.

„Seitdem?" rief der Sohn verwundert; „seitdem — nichts! Ich erwarte ruhig, wann Sie es für passend erachten werden, den Hochzeitstag anzusetzen."

„Und wechselt Ihr keine Liebesworte? Tauscht Ihr keine Gespräche? Wie ist denn Euer Verkehr?"

Leander wußte nicht recht, was er antworten sollte.

„Sie ist meine Braut," sagte er endlich, „ich bin also quasi fertig mit ihr, die Sache ist abgemacht, braucht folglich keine Liebe und keinen Umgang mehr. Wir sind mit einander höflich und

langweilig, wie es sich für anständige Verlobte gebührt, und gehen indessen unsere eigenen Wege."

Espe schien dies mit Befriedigung zu hören.

„Nun," sagte er, „sollst Du Gabrielens eigentliche Geschichte erfahren, soweit ich sie selbst kenne. Ich war vier Jahre verheirathet, als ich nach Br. reiste, um einen Tuchfabrikanten, der ein Freund meines seligen Vaters war, wegen einer Speculation um Rath zu fragen, von der ich glaubte, daß sie mich herausreißen könnte. Denn die Zeiten waren schlecht uud ich raufte mir die Haare aus in der Angst, ich könnte fallen. Der Fabrikant verstand den Artikel, der mir angeboten war, aus dem f, er hatte seit Jahren alle Chancen darin verfolgt und rieth mir dringend ab. Ich ging in Verzweiflung nach der Post, um zurückzukehren. Es war noch nicht Abfahrtszeit und in Gedanken verloren, gelangte ich in einen öffentlichen Garten in der Nähe. Ich schritt in der Allee auf und ab, ohne eine Frau, die dasselbe that, näher zu beachten. Endlich hörte ich meinen Namen rufen. Es war die Baronin Gortschin, ich hatte sie gekannt, als sie noch Mädchen war und mit ihrer Schwester eine untergeordnete Stellung beim Theater hatte. Sie wurde später berühmt und heirathete den steinalten und steinreichen Baron Gortschin. Sie hatte mich jetzt erkannt und

mein Bekümmerniß bemerkt. Ich sah, daß sie ebenfalls seufzte und eben geweint hatte. Sie wollte wissen, was mir fehle. Mir konnte es nicht in den Sinn kommen, ihr meine Verhältnisse zu offenbaren, ich gebrauchte Redensarten. „Lieber, alter Freund," sagte sie, „täuschen Sie mich nicht, wenn es nicht Familienkummer ist, so kann es bei Ihnen nur Geldkummer sein, der sie drückt und in diese schreckliche kleine Provinzstadt getrieben hat." Als sie mich „lieber, alter Freund" nannte, wußte ich, daß sie etwas von mir haben will und ich sie daher vielleicht auch gebrauchen könnte. Ich fragte daher vor Allem, welches Schicksal sie in diese kleine Stadt versetzt habe."

Sie wollte nicht deutlich Auskunft geben, sondern sagte nur, daß wenn ich bereit wäre, ihr im Nothfall einen großen Dienst zu leisten, ich auf ihre vollste Dankbarkeit rechnen könnte. Ihr alter, lebensmüder Mann, dem sie mehr eine Krankenpflegerin als eine Gattin sei, schenke ihr das unbeschränkteste Vertrauen, so daß sie mir, wenn dies mein Wunsch wäre, mit einem sehr bedeutenden Darlehn zu den geringsten Zinsen gefällig sein könnte. Auf meine Frage nach der Beschaffenheit des Dienstes, den ich ihr leisten solle, antwortete sie, daß ein glücklicher Zufall sie noch immer von der Nothwendigkeit be-

freien könne, mich damit zu belasten, was binnen wenigen Tagen entschieden sein müsse, ob ich aber, wenn sie meiner bedürfen sollte, bereit wäre, auf die erste Anzeige sogleich wieder nach Br. zu kommen. Ich versicherte, daß es meiner noch immer nicht verrosteten Freundschaft für sie eine Genugthuung wäre, ihr mit Aufopferung zu dienen, behielt mir jedoch innerlich vor, mich auf keine Sorge ohne Garantie eines reellen Nutzens einzulassen. Sie dankte mir sehr erfreut, widerstand aber meinem Andringen, mir jetzt schon näher zu bezeichnen, was sie von mir wolle, da ein damit verknüpftes Geheimniß nur im Falle der äußersten Nothwendigkeit verletzt werden dürfte. So versprach ich denn unbedingt Folge zu leisten, wenn sie mich nach Br. berufen sollte und reiste nach der Hauptstadt zurück. Ich betrachtete dies Engagement als einen letzten möglichen Rettungsanker.

Noch waren nicht acht Tage vorüber — mein Falliment stand bevor — als ich von der Gortschin die Aufforderung erhielt, augenblicklich nach Br. zu reisen.

„Sie hatte mich nach einer entlegenen Straße bestellt und empfing mich an der Schwelle einer erbärmlichen Spelunke. Es war ein kleines Häuschen, das sie für sich allein gemiethet hatte. In einer

dunklen Kammer ließ sie mich noch einmal betheuern, daß ich thun werde, was sie von mir fordern wolle, sonst möchte sie mich lieber nicht in das Geheimniß einweihen. Ich versprach das Möglichste."

„Nun," sagte sie, „die Sache ist ganz einfach die: In diesem Hause ist vorgestern Nachts unter meinem alleinigen Beistand ein Kind zur Welt gebracht worden. Dieses Kind sollen Sie als Ihr eigenes unter irgend einem der Welt und Ihrer Frau einleuchtenden Vorwand adoptiren und in Ihrem Hause so glänzend erziehen, als ob es Ihre eigene Tochter wäre. Ich lege bei Ihnen ein Kapital an, von dessen Zinsen Sie die Erhaltung und Erziehung des Mädchens bestreiten und das einst ihr Heirathsgut sein soll. Kann ich Ihnen diesen Dienst in einer Ihnen nützlichen Art lohnen, so verfügen Sie über mich. Nur bedenken Sie, daß sobald das Kind in Ihrem Hause ist, ich jede Mitwissenschaft, wie Sie dazu gekommen sind, abläugnen werde, wenn Sie sich jemals darauf berufen sollten; Sie geben an, das Kind aus dem Findelhaus genommen zu haben und schweigen übrigens."

„So sagte die Gortschin und fügte Anerbietungen hinsichtlich eines Darlehns hinzu, deren Größe mich völlig betroffen machte, obgleich ich sehr indifferent dabei zu bleiben schien. Ich weiß nicht, ob Du

Schach spielst, mein Sohn, sonst würdest Du das Verhandeln von zwei klugen, auf ihren Vortheil bedachten Menschen mit einem unsichtbaren Schachspiel vergleichen. Die Gortschin wollte mir, wie man sagt, auf den Kopf kommen. Sie hatte den schlimmen Stand meiner Verhältnisse erfahren, sie wußte, daß ich mich mit der Summe, die Sie mir anbot, decken würde, vielleicht aber noch in zehn Jahren nicht im Stande wäre, zurück zu bezahlen. Durch fortwährendes Prolongiren gedachte sie mich an der Kette zu halten und mir das Schweigen darüber, wie ich zu dem Kinde gekommen, zur Pflicht der Selbsterhaltung zu machen. Das hatte ich bald durchschaut uud faßte die Situation anders auf."

„Die Summe, die sie mir bot, war an sich sehr bedeutend, aber natürlich noch immer nicht groß genug, um mich völlig zu decken. Sollte ich hier eine dauernde, stets sich erneuernde Hülfe finden können, so mußte ich das Weib selbst an die Kette legen, an der sie mich zu lenken vorhatte. Statt daß sie mich vor meinem Schuldschein zittern lassen könnte, mußte ich die Macht haben, sie vor meinem Sprechen zittern zu lassen. Dazu mußte ich aber vor Allem auch etwas Wesentliches zu verschweigen haben oder mit anderen Worten, ich mußte das Geheimniß hinsichtlich des Kindes genau kennen. In Folge dieser

Erwägung lautete meine Antwort dahin: daß ich die Anerbietungen, Geld zu nehmen, entschieden ablehnen müsse und nicht begreifen könne, weshalb sie bei mir solche Mittel versuchen mag. Ich wäre indessen bereit, Alles für Sie zu thun aus reiner Freundschaft. Diese Freundschaft eben verpflichte mich jedoch, ihr nicht nur mit That, auch mit Rath zur Seite zu stehen und meine Hand nicht blindlings zu einem Unternehmen zu bieten, das für die theuere Freundin vielleicht unangenehme und selbst gefährliche Folgen haben könne. Kurz, ich müßte Alles wissen, sie solle Vertrauen zu mir haben, eingedenk meiner oft erprobten Zuneigung für sie, und sich dafür meiner Bereitwilligkeit, ihr in vollstem Maße zu dienen, für versichert halten."

„Sie war bereits jetzt zu weit gegangen, um inne halten zu können. Die Furcht, die ich geschickt in ihr zu erregen wußte, daß schon, was ich bisher wußte, nämlich daß sie sich eines fremden Kindes annahm, zu ihrem Nachtheil benutzt werden könnte, endlich meine Vertrauen erweckenden Worte bestimmten sie zu einem unumwundenen Geständniß."

„Das Kind war das Kind ihrer ledigen Schwester, der Braut eines angesehenen Gutsbesitzers, der kein Bedenken trug, sich mit einer Schwester der Baronin Gortschin zu verheirathen. Die Frucht eines

früheren Verhältnisses mit einem armen Teufel von Liebhaber mußte natürlich in unschädlicher Art beseitigt werden. Zu diesem Zweck sollte die Mutter des Kindes dasselbe natürlich für todt halten müssen, damit sie nicht später durch Sehnsucht nach ihrem Kinde zu einem Verhalten verleitet werde, das sie als Gattin eines geachteten Mannes compromittiren könne. Die Gortschin nahm indessen so vielen Antheil an dem Kinde oder an dem Vater desselben, daß sie es glänzend erzogen und zu einem glücklichen Dasein bestimmt wissen wollte. Sie beschwor mich nun, das Kind zu mir zu nehmen und als sie mit Thränen in den Augen betheuerte, sie wolle sich lieber tödten als jemals erleben, daß die Schande ihrer Schwester offenkundig würde, wußte ich, daß ich die Person völlig in Händen habe. Ich versprach nun, das Kind zu adoptiren und zugleich, daß ohne den Fall der äußersten Nothwendigkeit Mutter und Kind niemals von ihrer gegenseitigen Existenz etwas erfahren sollten."

„Der Schwester der Gortschin wurde der Tod ihres Kindes glaubwürdig gemacht. Sie heirathete ein Jahr später jenen Gutsbesitzer. Ich nahm das Kind in mein Haus, hatte aber vorher in aller Stille und Discretion die ohnehin gesetzlichen Schritte bei der Behörde gemacht, um nöthigenfalls für die

Identität des Kindes mich auf Beweise berufen zu können. Einige Zeit später war durch sanften Hinweis auf jene „äußerste Nothwendigkeit", die ich mir vorbehalten hatte, aber immer in den freundschaftlichsten Formen die Verwaltung fast des gesammten Gortschin'schen Vermögens in meine Hände gekommen und mein Haus erhob sich blühender als jemals. Die Gortschins standen sich übrigens nicht schlecht dabei, sie erhielten regelmäßig ihre guten Zinsen und nur gegen etwaige Aufkündigung der Kapitalien, obgleich die Anlage in aller vor Gericht giltigen Form geschehen war, stellte mich der Besitz des Geheimnisses sicher. Dies um jeden Preis gewahrt zu wissen, erschien der Gortschin um so nothwendiger, als ihre geliebte Schwester großes Haus machte, in allgemeiner Achtung stand, legitime Kinder bekam und die Enthüllung einen Scandal verursacht haben würde, der mit Selbstmord oder Irrenhaus geendet hätte. Das Kind, unsere schöne Gabriele, entfaltete sich indessen prächtig, auf den Wunsch der Gortschin nahm ich es zuweilen im Sommer nach dem Gut mit, das ihr Mann besaß und bewohnte, dem ich das Kind in halben Andeutungen als meine eigene Tochter vorstellte. Gabriele wurde bei solchen Gelegenheiten mit den größten Zärtlichkeiten von der Gortschin behandelt, die jedoch ungeachtet ihrer öfteren

Sehnsucht nach dem Mädchen niemals mein Haus besuchen wollte, um keine Beziehung von ihr zu dem Kinde errathen zu lassen. Sie dankte mir indessen mit Begeisterung für die Erziehung Gabrielens und schrieb mir alle Schönheiten und Talente des Kindes zu Gute. So wären denn die Dinge ruhig weiter gegangen, wenn nicht eine geheime Sorge Tag und Nacht wie ein Wurm an mir genagt hätte. Der Tod des alten Gortschin konnte mich verpflichten seinem Universalerben, wenn dieser nicht zufällig seine Frau sein sollte — denn Kinder hatte er nicht — Rechenschaft über die Verwaltung des Vermögens und dieses selbst auszuliefern, was mich nicht nur zum Bettler, sondern zu noch etwas Schlimmerem gemacht hätte. Es war zwar ganz undenkbar, daß ein Anderer als seine Frau erben sollte, die Gortschin selbst war darüber kaum in Zweifel, allein wer konnte für die Vergangenheit oder für die Laune eines alten Mannes gut stehen? Und er starb, als Gabriele vierzehn Jahr alt war, und hinterließ in der That ein Testament, das mich wie ein Donnerschlag traf. Es war am Tage vor seinem Tode erst aufgesetzt worden."

Der alte Espe, der das Bisherige ziemlich munter vorgetragen hatte, nahm bei den letzten Worten eine Miene des Entsetzens an, so daß Leander nicht

begreifen konnte, wie eine Thatsache, die vor langen Jahren sich ereignet hatte, den Vater heute noch so heftig bewegen mochte. Er wagte jedoch in athemloser Spannung kein Wort, beinahe fürchtend, Schreckliches, das er zu vernehmen habe, dadurch noch früher herbeizuführen. Emanuel Espe fuhr fort:

„Die letztwillige Anordnung des alten Gortschin setzte, wie zu erwarten war, seine Frau in den Genuß seines ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögens, jedoch nur auf unbestimmte Zeit. Sie sollte den Ertrag der liegenden Gründe und den Zinsengenuß der Kapitalien haben, müßte sich aber gefaßt machen, auf Beides zu verzichten, sobald ein früher von ihm aufgesetztes Testament zu Gunsten eines Mannes, den er nicht näher kenntlich machte, zum Vorschein kommen sollte. Erst nach Ablauf von zehn Jahren vom Tage dieser letztwilligen Anordnung erlischt die Giltigkeit des früher abgefaßten Testamentes, wenn es bis dahin nicht vorgebracht worden sei. Darum dürfen auch bis dahin die Güter nicht veräußert, die Kapitalien nicht angegriffen werden. Die Gortschin sollte vor Ablauf von zehn Jahren nur über die Erträgnisse des Vermögens testamentarisch verfügen können und auch nur mit dem Vorbehalt, daß der eigentliche Universalerbe im Augenblick, wo er sich zeigen sollte, in alle Rechte und in

den ausschließlichen Genuß des Vermögens trete. Erscheint dieser Erbe binnen zehn Jahren nicht, dann sollte die Gortschin oder wer sie beerbt in den unangefochtenen Besitz des Vermögens kommen."

„Das waren im Allgemeinen die Bestimmungen seines letzten Willens. Es wurde darauf hingewiesen, daß jenes frühere Testament vollkommen rechtsgiltig und von Zeugen unterschrieben sei, und daß der Mann, zu dessen Gunsten es abgefaßt wurde, berechtigt sei, es seinen Nachkommen zu hinterlassen, die es dann während des zehnjährigen Zeitraumes geltend machen können."

„Du kannst Dir wohl denken, mein Sohn, daß diese Anordnung des verstorbenen Gortschin wie ein Richtschwert über mir hing. Wäre die Frau unumschränkte Herrin des Vermögens geworden, so wäre ich der unumschränkte Herr desselben geblieben; denn die alte Baronin ist nicht habgierig, sie begnügt sich mit ihren Zinsen und durch das Geheimniß hinsichtlich Gabrielens Geburt habe ich sie noch immer ganz in Händen. Jetzt mußte ich gewärtig sein, daß heute, morgen, jeden Augenblick ein Unbekannter hervortritt, die bei mir angelegten und längst nicht mehr vorhandenen Kapitalien fordert und meinen Ruin vollständig macht. Es verging ein fürchterliches Jahr für mich — aber kein Erbe erschien. Als ein zweites,

als ein drittes hingegangen war, ohne daß das Fürchterliche eingetroffen wäre, wurde ich ruhiger. Es kam mir der Gedanke und der Gortschin, der ich ihn scheinbar nur zu ihrer Beruhigung äußerte — denn sie hatte keine Ahnung von meinen Verhältnissen und meinen Aengsten — die Gortschin stimmte mir bei, das Vorgeben eines unbekannten Erben müsse eine List des alten närrischen Kauzes gewesen sein, daß das Vermögen beisammen bleibe, bis die Frau um zehn Jahre älter und vernünftiger geworden sei. Noch ähnliche Gründe dafür, daß kein Erbe vorhanden sei, wußte ich ihr und mir glaubhaft zu machen und schmeichelte mich ganz in die Vorstellung hinein, daß ich mich jeder Sorge begeben könnte. Es kam ein Jahr, wo ich ungeheure Gewinne realisirte, und einen Augenblick dachte ich daran, der Gortschin ihre Gelder herauszubezahlen, ich hätte meine Ruhe gesichert gehabt und wäre noch immer ziemlich arrangirt gewesen. Aber der Teufel hielt mich beim Schopf, ich zögerte, vertändelte viel an der Börse und befestigte mich immer mehr in der Meinung, daß die Furcht vor dem Erben Unsinn wäre. So kam wieder ein Moment, wo ich kein Geld entbehren konnte, das einmal in meinen Händen war. Ich mußte nun daran denken, mich wenig-

stens von der Seite der Gortschin völlig sicher zu stellen."

„Zu diesem Zweck sprach ich mit ihr, als Gabriele achtzehn Jahre alt wurde, von der Zukunft des Mädchens und wie das Auftreten eines Freiers die Frage und Forschung nach des Mädchens Abstammung und Geburt nothwendig zur Folge haben werde. Ich stellte ihr vor, wie viele Kränkungen das arme Kind erwarten, wenn bei nicht genügender Auskunft achtbare Männer, die sich um sie bewerben, wieder zurücktreten sollten, oder wie durch dringendere Nachforschung eine Gefahr der Entdeckung herbeigeführt werden könnte. Diesem Allen wäre am besten ein Ende zu machen, wenn sich Gabriele mit meinem Sohne verlobt und durch eine solche Ehe aus einer prekären Stellung in eine wohlgeordnete bürgerliche Existenz tritt. Natürlich könne ich meinem Sohn nicht zumuthen, ein Mädchen ohne Vermögen zu heirathen, und frage daher an, was sie, die Baronin, zu thun bereit wäre."

„Die Gortschin war über den Vorschlag, Gabriele in dieser Art von allen Unannehmlichkeiten ihrer Lage bewahrt zu wissen, ganz glücklich. Wir kamen nun überein, daß sie nach dem völligen Ablauf des bestimmten Zeitraumes Gabrielen ein namhaftes Heirathsgut zuwenden und sie für den Fall, daß der

gefürchtete Erbe nicht erscheine, zur Universalerbin einsetzen werde. Das, lieber Leander, ist die Erklärung meines damaligen Zornes, als Du in anderer Art mit dem Mädchen anknüpfen wolltest. Das ist die Erklärung Deines Brautstandes."

Eine Pause trat ein. Leander betrachtete mit sehr gemischten Empfindungen seinen Vater, der ihm ohne Scheu seine geheimsten und nicht eben löblichen Intentionen offenbarte, und er hätte vielleicht, wie Sem, einen Mantel der Entschuldigung über die Blößen seines Erzeugers zu breiten versucht, wenn die Angst, die auf der Stirne des letzteren perlte, sich ihm nicht mitgetheilt und ihn der Klarheit des Bewußtseins beraubt hätte. Schwer seufzend fuhr endlich Espe fort:

„Acht Jahre sind nun vergangen seit dem Tode des alten Gortschin. Und jetzt, wo ich das Drohende beinahe vergessen, für ein Mährchen gehalten habe, wo ich längst eingewiegt war in die Sicherheit, über aller Verantwortung zu stehen; jetzt steigt ein Rachegeist aus der Hölle auf und stürzt uns allesammt in's Verderben. Der wahre Erbe ist erschienen."

Ein dumpfer Schrei entrang sich der Brust Leander's, dann wartete er sprachlos auf das Weitere, als müßten dieselben Lippen, die ihm das Fürchter-

liche verkündeten, auch den Weg der Rettuug sogleich anzugeben wissen.

„Du weißt", sagte Espe, „oder weißt vielleicht auch nicht, wie es mit meinen Verhältnissen in diesem Augenblicke beschaffen ist. Ich erschwinge im Gang der Geschäfte jährlich die Zinsen für die Gortschin und unsern eigenen großen Hausgebrauch. Seit ich vor einigen Jahren die großen Gewinne machte, hat die Mutter das Haus auf einen Fuß gesetzt, der sich mit unserm eigentlichen Vermögen lange schon nicht mehr verträgt. Aber wir konnten uns nicht plötzlich einschränken, ohne der Welt zu reden zu geben. Und was hätte es auch geholfen? Wenn der Mensch sein Erbe verlangt, so —" und Espe schlug sich mit der Faust an die Stirne, als ob er Schreckliches gegen sich selbst zu vollführen im Sinne hätte.

„Und wer ist dieser Mensch?" fragte Leander.

„Dein ehemaliger Lehrer Aemilian Laurent."

„Der?" rief Leander, „wie ist das möglich? Wie kommt dieser Bettler zu einer solchen Erbschaft?"

„Gott weiß!" erwiederte Espe; „die Gortschin gab ihm einen Brief an mich, als ihren Bankier, worin sie ihm indessen einen Credit bei mir eröffnet, und der damit anfängt, daß Laurent der lang er-

wartete Erbe ihres Mannes ist und sich als solcher ausgewiesen hat. Ich werde heute noch zu ihr auf das Gut gehen, um Näheres zu erfahren. Sie hat mir wahrscheinlich aus Schreck und Rathlosigkeit noch nicht direct geschrieben. So viel steht über allem Zweifel, daß der Mann der rechtmäßige Erbe des alten Gortschin ist."

„Und giebt es keinen Ausweg mehr, keine Rettung?" fragte Leander.

„Wenn es noch eine Hoffnung giebt," entgegnete der Vater, „so ist es durch Dich, mein Sohn, sonst hätte ich Dir auch nicht Alles gesagt. Wenn es einen letzten, äußersten Weg der Rettung giebt, so liegt die Macht, diesen Weg zu gehen, zum größten Theil in Deinen Händen."

Leander staunte; das Leben hatte ihm bisher noch nie eine wichtige Rolle zu spielen gegeben. Espe blickte ihm in die Augen, um zu erforschen, ob sein Plan nicht vom Sohn errathen werde. Als dieser schwieg, erzählte Espe seine gestrige Begegnung mit Laurent.

„Ich war in den ersten Stunden," sagte er im Verlauf seines Berichtes, „so betroffen, so außer mir, daß ich die wahnsinnigsten Entschlüsse faßte und wieder aufgab. Mehr als einmal war ich des Nachts an der Schwelle seines Zimmers und kehrte wieder

um. Bald wollte ich ihn mit Gewalt zwingen, das Testament heraus zu geben, bald wollte ich durch sanfte Unterredung erfahren, ob er etwas von den furchtbaren Folgen ahnt, die es für mich hat. Endlich drang ich sogar mit Pistolen zu ihm, während er schlief oder sich schlafend stellte, in meiner Verzweiflung dem Zufall überlassend, was daraus werden sollte. Einige Besinnung kam mir zurück und, während ich mich mechanisch nach seinen Papieren umsah, fiel mir sein Reisepaß in die Hände. Aus diesem ersah ich, daß er noch unverheirathet ist und nun wirst Du wissen, was uns allein vielleicht noch retten kann."

Leander verstand nun allerdings die Meinung seines Vaters, er schwieg indessen, um zu erfahren, in wie fern seine Thätigkeit dabei in Anspruch genommen werden sollte.

„Wie gut ist es nun," fuhr Espe fort, „daß ich trotz meiner Idee, die Existenz eines Erben wäre nur ein falsches Vorgeben, Deine Heirath mit Gabrielen nicht vor Ablauf der zehn Jahre vollziehen lassen wollte. Wie ich von der Mutter weiß und selbst oft zu bemerken Gelegenheit hatte, ist Gabriele für diesen Laurent, der auch ihr Lehrer war, schwärmerisch eingenommen. Sie wird ihn lieben, wenn es sein muß, und es kommt nun nur darauf an, auch

ihn in sie verliebt zu machen. Er ist ein Schöngeist, ein Idealist, er wird sich, was Geld betrifft, jede Bedingung ihres Besitzes gefallen lassen. Sie aber ist ein dankbares Gemüth, sie weiß nichts Anderes, als daß ich sie dem Elend eines Findelkindes entrissen habe, sie wird Alles thun, was ich von ihr verlange, und nichts ohne meine Zustimmung."

In Leander stieg ein seltsames Gefühl der Abneigung gegen diesen Plan auf, das er sich selbst nicht ganz klar machen konnte. Er fragte, ob denn nicht durch die wahre Mutter des Mädchens, deren Namen der Vater noch nicht genannt habe, wenn man ihr das Dasein einer Tochter entdecke, Hilfe zu schaffen wäre.

„Das ist Unsinn," antwortete Espe; „jene Frau ist nicht in der Lage, über Summen zu verfügen, auch wenn sie dadurch der Zerrüttung ihres Familienlebens vorbeugen könnte. Auch müssen wir die Gortschin so lange schonen, als sich an sie noch irgend eine Hoffnung knüpfen läßt, das heißt, als sie die Erbschaft noch nicht thatsächlich herausgegeben hat. Laurent hat das Testament noch nicht gerichtlich geltend gemacht. Ich will heute noch zur Gortschin, um zu erfahren, wie sein erstes Auftreten war. Was Du indessen zu thun hast, ist nicht nur vollständig auf Gabriele zu verzichten, was Dir nach

Deinem Bekenntniß, daß Ihr Euch ziemlich kalt gegen einander verhaltet, nicht schwer fallen wird; Du mußt ihr dies auch sagen, eine plötzliche andere Neigung vorschützen und dann ihr Zusammentreffen mit Laurent einleiten. Alles aber, was ich Dir jetzt mitgetheilt habe, wirst Du ihr unverbrüchlich verschweigen, das weiß ich; denn sonst wäre Alles verloren und mein Verderben ist auch das Deine. Erfährt Gabriele die Existenz einer Mutter, so hat sie kein anderes Interesse mehr im Kopf und im Herzen, als diese Mutter aufzufinden; erfährt sie, welchen Nutzen ich aus ihrer Adoption gezogen habe, so schwindet ihre kindliche Dankbarkeit und sie könnte versucht werden, mich absichtlich in den Abgrund zu reißen."

Leander sah die Richtigkeit dieser Bemerkung ein und gelobte zitternd vor den drohenden Gefahren das tiefste Schweigen.

„Du mußt Laurent mit offenen Armen empfangen," fuhr Espe fort, „sein Freund zu werden suchen, ihm die Vorzüge Gabrielens schildern und seine Phantasie, seine Neigung auf das Mädchen lenken. Es ist nicht denkbar, daß er ahnen sollte, wie wir bei seiner Erbschaft interessirt sind; er wird daher kein Mißtrauen in Deine Freundschaft, Deine Rathschläge setzen. Und ist er nur erst entschlossen, Gabriele

zum Weibe zu nehmen, dann mache ich Schwierigkeiten, Bedingungen, zeige mich abgeneigt, meine Adoptivtochter einem Mann zu geben, der die Macht und den Willen hat, meine alte, theuere Freundin Gortschin ihres ganzen Vermögens zu berauben; kurz, es läßt sich dann ein Arrangement treffen. Und Gabriele wird freiwillig oder gezwungen thun, was mir immer die Nothwendigkeit eingiebt, von ihr zu verlangen. Du fährst noch heute mit dem Mädchen nach der Stadt, unter dem Vorwand, daß Ihr Beide nicht erwarten konntet, Euren geliebten Lehrer wieder zu sehen. Du bringst ihn morgen mit hierher und sorgst, daß er sich bald wie ein Glied der Familie fühle."

Noch einige Bemerkungen dieser Art fügte der Bankier hinzu und, nachdem sie über mehrere Punkte eine nähere Verabredung getroffen hatten, begaben sich Vater und Sohn zu den Frauen. Espe benahm sich harmlos und fast heiter, als ob nichts vorgefallen wäre, und auch Leander verbarg, was in seinem Innern vorging. Nach Tische erklärte der Bankier, daß er einen Besuch bei der Baronin Gortschin machen und daher für einige Tage Abschied nehmen müsse. Das Gut der Baronin lag beinahe eine Tagereise von der Hauptstadt entfernt. Für Leander war jetzt der Augenblick zum Handeln gekommen.

Der junge Mann war in der Unterredung mit seinem Vater zum ersten Male aus einem sorglosen, leicht und sanft dahin fließenden Dasein geweckt worden und er blickte in kaum als wirklich vermuthete schauerliche Tiefen, von Habsucht, Falschheit und anderen bösen Trieben der menschlichen Natur bevölkert, wie die Tiefen des Meeres von häßlichen Unthieren. Sein sittliches Bewußtsein war vorhanden, wenn auch sein bisheriger ungestörter Lebensgang keine Veranlassung geboten hatte, es aus dem Schlummer zu wecken. Jenes Nachdenken, das zur Selbstkenntniß führt, hätte ihn freilich früher schon belehren müssen, daß die leeren Formen, in welchen sich sein und seiner Familie Dasein nach gebräuchlicher Weltsitte abspielte, nicht den wahren und würdigen Inhalt des Lebens ausmachen. Allein ihm fehlte der Trieb des Denkens, wie er der Mehrzahl sonst guter Menschen fehlt, und so bewegte er sich gewohnheitsmäßig und gedankenlos fort, in der Weise anderer junger Leute seines Standes und seiner auf Reichthum gegründeten Lebenssphäre. Jetzt, da er seine Stellung als morsch und faul erkennen mußte, faßte ihn ein Schauder vor den Mitteln sowohl, durch welche sie künstlich aufrecht erhalten wurde, als vor der aller Schaam beraubten Naivetät, mit welcher sich sein Vater zum Gebrauch solcher Mittel bekannte.

Er besaß eine gewisse innere Vornehmheit, wie affektirt auch zuweilen die äußere Noblesse seines Wesens sein mochte, und lieber noch als von den allerdings schrecklichen Folgen einer betrügerischen Handlung hätte er sich und seinen Vater von dem Bewußtsein einer solchen befreien mögen.

Andererseits mußte er doch darauf bedacht sein, um jeden Preis Schmach und Schande von seinem Hause abzuwenden. Dazu gab es aber, wie er sich sagen mußte, kein anderes Mittel als das von seinem Vater ersonnene, den Mann nämlich, der jetzt das Schicksal der Familie in Händen hatte, an irgend einem mächtigen Interesse, wie an einem Lenkseil, auf den gewünschten Weg zu führen. Dies Interesse konnte nur Liebe zu einem Mitglied der Familie sein, eine Liebe, wie nur Gabriele sie zu erwecken vermochte.

Hier aber kam ein anderes Moment hinzu, um Leander die Aufgabe, die er zu vollführen hatte, als eine qualvolle erscheinen zu lassen und ihm das Gefühl zu geben, grenzenlos unglücklich zu sein.

Gleich allen Menschen, welche die gegebenen Verhältnisse gedankenlos hinnehmen, ohne sich über Rechte und Pflichten derselben klar zu werden, hatte auch Leander seine Verlobung mit Gabrielen nur als ein äußerlich Festgesetztes aufgefaßt, ohne an die tiefere

menschliche Bedeutung einer solchen Beziehung zu denken. Gabriele war das ihm bestimmte Weib und somit war er, wie er selbst zu seinem Vater gesagt hatte, mit ihr fertig. Sie gefiel ihm äußerlich und mehr bedurfte er nicht; Sehnsucht und Wunsch hatten ihr bestimmtes Ziel, und da sie sich nicht auf Bedürfnisse der Seele richteten, so störten sie nicht den vollständigen Schlummer seines inneren Lebens. Er wußte, daß Gabriele allen herkömmlichen Forderungen zu genügen im Stande sei, daß sie mehrere Sprachen und einige Kenntniß von Musik inne habe und an Theater und Literatur das konventionelle schöngeistige Interesse zeigen werde, wie und soweit es die Gesellschaft fordert und billigt. Er war völlig unwissend darüber, daß in einem Weibe, dem man sich für das Leben verbinden will, noch Anderes zu suchen oder vorauszusetzen sei, als die Erfüllung geselliger Pflichten ihres Standes bei einiger Schönheit und jenen Manieren, die der fremde Besucher als taktvoll und liebenswürdig anerkennen muß; völlig ohne Ahnung, daß auch eine bestimmte Individualität, eine entschiedene Richtung des Charakters, eine selbständige Auffassung und Gestaltung des Lebens vorhanden sein und in die Verbindung zweier Menschen — bei aller Sicherstellung durch äußere Verhältnisse — störend eingreifen könne; völlig ohne Kenntniß davon,

daß Bildung einen umfassenderen Inhalt haben könne, als den Sinn, den eine auf den Glanz nach außen hin gerichtete Erziehung jenem Wort unterlegt. So befand sich Leander bisher in dem Gedanken, Gabrielens Bräutigam zu sein, vollkommen beruhigt und unbesorgt; das war eine abgemachte Thatsache, die keine Beschäftigung des Geistes oder Gemüthes mehr in Anspruch nimmt. Es kam ihm daher auch nicht im Mindesten zu Sinne, daß Gabriele sich in ihren Gedanken anders oder lebhafter mit dem Verhältniß beschäftigen könnte, als er; denn er hegte nicht den geringsten Zweifel, daß sie ihn als eine höchst passende, ihre Ansprüche selbst übertreffende Partie betrachten müsse, und daß er sie in jeder Beziehung vollkommen zufrieden stelle.

So war es bis zu dem Tage gewesen, der ihm die Nöthigung auferlegte, auf seine Braut zu verzichten.

Es sind eben die weisesten der Menschen nicht, welche die Erfahrung an sich machen müssen, daß sie gleichsam weitsüchtig für das Glück sind, indem sie dasselbe erst seinem ganzen Umfange nach erkennen, wenn es in eine gewisse Ferne gerückt ist. Wer das Leben durch Nachdenken und Erkenntniß verstehen gelernt hat, ein wahrer Lebensforscher findet an dem kleinsten Besitz, den ihm Zufall oder Schicksal in die

Hände spielen, so viel Reiz und Genuß heraus, wie der Naturforscher an einem Grashalm, den Andere achtlos, weil unwissend, zertreten. Ist es nun gar ein großes Gut, das einem denkenden Manne zu Theil wird, so weiß er sich es durch Ergründung seines ganzen Inhalts so fest und dauernd zu eigen zu machen, daß selbst der zufällige Verlust, weit entfernt ihm erst den Werth des Besitzes zur Erkenntniß zu bringen, ihm denselben vielmehr in mancher Beziehung gar nicht mehr zu rauben vermag; denn das Erkannte bleibt ein Besitz, über welchen das Geschick keine Macht hat.

Leander besaß diese Reife der Betrachtung nicht und so traten ihm die Vorzüge Gabrielens plötzlich und überraschend in dem Momente erst sichtbar vor Augen, da er sie als verlornes Gut anzusehen gezwungen war. Ihr geräuschloses und doch das Ganze durch angenehmen Zwang beherrschendes Walten im Hause, ihr Wesen, das sich zwischen unsichtbaren und doch fühlbaren Linien der Schönheit bewegt, die Sinnigkeit ihrer Beschäftigungen, ihr vornehmer Geschmack und endlich ihr äußerer Reiz, der sich nur symbolisch zu ihrer inneren Begabung verhielt, nur wie der angemessenste physische Ausdruck derselben erschien, das waren die Eigenschaften, welche Gabriele, von den Geschicken nichts ahnend, die über ihr schwebten, an

diesem verhängnißvollen Tage so unbefangen, wie an jedem anderen Tage geltend machte, nur daß Leander erst vom Verlust die Organe der Wahrnehmung dafür empfing.

Seine Leidenschaft für das Mädchen, die in seiner Jugend instinktmäßig in ihm aufgelodert war, die später, entsprechend den sittlichen Trübungen seiner Entwickelung, sich zu einem niederen Verlangen verirrt hatte und endlich in die Ruhe eines sicheren Eigenthumgefühls übergegangen war, diese Leidenschaft erwachte jetzt in ihm mit um so stürmischerer Glut, je ferner ihre Befriedigung rücken sollte und je mehr sie aus einem bloß instinktiven Affekt zum Bewußtsein ihrer Berechtigung, gewissermaßen ihrer Naturnothwendigkeit gelangte. Denn wie er Gabriele jetzt erkannte, mußte er sie lieben; nicht mehr blos um einer zufälligen, äußeren Bestimmung, um einer Combination der Verhältnisse zu entsprechen, sondern um den Anforderungen seiner innersten Natur Genüge zu leisten, hätte er sie zum Weibe genommen.

Psychologen haben noch nicht zu erforschen vermocht, in wie wenigen Sekunden eine Begebenheit geträumt wird, deren wirklicher Verlauf vielleicht Stunden oder Tage in Anspruch nehmen würde. Ebenso wenig läßt sich berechnen, wie kurz die Zeit ist, deren andere Vorgänge der Seele bedürfen. Einige

Gänge durch den Garten, unmittelbar nach seines Vaters Abreise, hatten hingereicht, um Leander das klarste Bewußtsein sowohl von seiner Liebe als von der unverzeihlichen Apathie zu geben, womit er den Schatz, dieses Weib sich bestimmt zu wissen, unausgebeutet und ungehoben hatte ruhen lassen, bis zu dem Augenblicke, wo ihm dieser Schatz unerbittlich entrissen werden sollte. Es war ihm, als ob er Gabriele heute zum ersten Male gesehen hätte, und jeder Eindruck, den ihre Erscheinung, ihre Bewegungen auf ihn hervorbrachten, trug das Doppelgesicht der Freude und des Schmerzes.

In dem Maße aber, als seine Leidenschaft immer tiefere Wurzeln schlug, stellte sich ihm auch die Pflicht der Entsagung immer gebieterischer vor Augen. Was sollte auch dem Manne, der das Recht hatte, seinen Vater der öffentlichen Schande preiszugeben, sein Haus zu Grunde zu richten, dieses Recht aus den Händen winden? Was sollte Laurent hindern können, von seinem materiellen Glück Besitz zu ergreifen? Nur Gabriele konnte der Gegenstand sein, dessen Erreichung durch kein Opfer zu theuer erkauft wurde. An die Familie Espe war Laurent durch keine Rücksicht, durch keine Dankbarkeit gebunden; denn zur Zeit, als er noch in einem Verhältniß der Pflicht zu dem Hause gestanden, hatten Alle und Leander selbst

dazu beigetragen, ihn diese Stellung als eine rein dienstliche, nicht gemildert durch Beziehungen des Herzens, empfinden zu lassen.

So mußte denn Leander nothgedrungen das einzige, von seinem Vater vorgeschriebene Mittel der Rettung ergreifen. Indem er aber im Begriffe stand Gabrielen die Erklärung zu geben, daß ihr bräutliches Verhältniß gelöst sei, befand er sich in jenem Seelenzustand, in welchem wir nach einem verhaßten, aber von Pflicht und Nothwendigkeit gebotenen Mittel mit der heimlichen Hoffnung greifen, daß es sich nicht als zweckdienlich erweisen werde und daher unversucht werde bleiben können. Hatte er sich doch früher so wenig wie über seine Liebe zu Gabrielen über die ihre zu ihm Rechenschaft gegeben. Konnte daher nicht von ihr der Widerstand gegen die Pläne seines Vaters kommen, den er selbst zu leisten nicht berechtigt und nicht fähig war? Liebte sie ihn denn nicht und sollte sie nicht an ihm festhalten wollen?

Im Innersten zerrüttet von diesen Zweifeln, Hoffnungen und Befürchtungen, begab er sich in den Gartenpavillon, den Gabriele bewohnte.

Sie befand sich in ihrer zierlichen Klause, die durch niedergelassene Gardinen vor dem Eindringen der Nachmittagssonne geschützt wurde, wie in einer halbdunklen Grotte. Nicht ohne Verwunderung sah

sie Leander eintreten; denn er hatte stets zu den Menschen gehört, die niemals Zeit haben, wie wenig auch durch ihre immerwährende Thätigkeit zu Tage gefördert wird. Er hätte gefürchtet, nicht gesucht, nicht geehrt, nicht wichtig genug zu erscheinen, wenn er zwischen den Stunden, die er seinen Geschäften und jenen, die er unter dem Vorgeben, daß die Freunde sie in Anspruch nähmen, seinen Vergnügungen widmete, noch Muße übrig behalten hätte für eine stille Unterhaltung zu Hause. In die Zimmer seiner Braut war er nie anders als zufällig und nur für Augenblicke gekommen.

Gabriele dachte denn auch sogleich, daß ihn keine gewöhnliche Ursache zu ihr geführt haben könne. Während sie sich mit einer erstaunten Miene erhob, die ihn stumm befragte, was er von ihr wünsche, bemerkte sie eine Befangenheit an ihm, die von der gewohnten Sicherheit, von der kavaliermäßigen Nonchalance seines Auftretens sehr verschieden war. Er blieb wortlos vor ihr stehen, als ob dies der Zweck seines Kommens gewesen wäre, und erst als ihm Gabriele darüber befremdet schweigend andeutete, sich niederzulassen, bewegte er sich von der Stelle. Die Fenstervorhänge etwas bei Seite schiebend, sagte er:

„Ich muß Sie besser sehen, Gabriele, denn ich sehe heute eine Andere in Ihnen.“

Sie hatten sich das geschwisterliche Du gegeben, als sie Kinder waren, er hatte sie mit „Sie" angesprochen, nachdem er von der Reise zurückgekehrt war und die Verlobung änderte hierin nichts.

In der Ecke lehnte zusammengefaltet eines jener tragbaren niederen Sesselchen, wie sie Maler zu ihren landschaftlichen Studien mitnehmen. Dieses holte Leander herbei, so daß er, als Gabriele ihren Platz wieder eingenommen hatte, beinahe zu ihren Füßen zu sitzen kam. Er blickte lange und fest in ihre Augen, die sie mit größter Unbefangenheit auf ihn ruhen ließ und fragte dann:

„Gabriele, was denken Sie von mir?"

Das Mädchen lächelte und schien dies unwillkührliche Lächeln bezwingen zu wollen; denn es war der Ausdruck eines Gedankens, den sie lieber verborgen hätte. Sie meinte nicht anders, als daß Leander, an diesem heißen Sommertag zufällig an das Haus gefesselt, kein besseres Spielzeug für seinen immer beschäftigten Müßiggang gefunden habe, als eine Unterhaltung mit ihr und daß er sich diese durch ungewohnte Redeformen pikanter machen wolle.

„Was ich von Ihnen denke?" entgegnete sie und lehnte den Kopf, wie in gelangweilter Trägheit, zurück, so daß ihre Augen am Plafond hafteten, „was ich von Ihnen denke, das zu sagen ist eine schwere

Aufgabe an diesem heißen Tag. Sie sind, Sie haben —"

„Was?" rief Leander, als sie inne hielt, als ob es ihr zu mühsam gewesen wäre, weiter zu sprechen.

„Nun," fuhr sie fort, sich zurecht setzend, um ihn aufmerksam zu betrachten, „Sie haben die soignirtesten Hände, Sie bedienen sich des untadelhaftesten Parfüms — und das ist viel, denn es giebt sonst keines, das mir nicht zuwider wäre — und Sie haben außerdem eine ausgezeichnete Eigenschaft, die Sie allerliebst kleidet."

„Und diese ist?" fragte Leander.

„Diese ist," sagte sie, „Ihr schwarzes Pferd mit dem wunderbar kleinen Kopf und den glänzenden Augen. O, wenn Sie mich es reiten ließen, dann wären Sie der vortrefflichste Mensch auf dieser Erde."

„Sprechen Sie ernsthaft, Gabriele, wie fühlen Sie für mich?"

Sie blickte auf ihn hinab, als hätte der Ton seiner Stimme sie nicht genugsam überzeugt, daß er ernsthaft spreche.

„Fühlen?" sagte sie dann, „gemüthlich!"

Und mit dem Rücken ihrer Hand streifte sie eine Secunde lang seine Wange, wie etwa eine Gouvernante, die mit einem kleinen Zögling zufrieden ist. Es war eine Geberde, deren Demüthigung ihm in die

Seele schnitt. Sie bemerkte diesen Eindruck nicht und fügte hinzu:

„Sie haben mir niemals etwas zu Leide gethan, wenigstens nicht.“ — Gabriele erröthete, beherrschte aber diese Regung und sagte ruhig:

„Seit wir uns verlobt haben oder vielmehr, seit wir verlobt wurden, sind Sie recht angenehm, lieber Leander.“

„Gabriele!“ rief er zitternd und erröthend, wie ein junges Mädchen, und tastete nach ihrer Hand, mit der sie jetzt wie zufällig ihr Haar strich und nicht damit fertig werden konnte; „Gabriele, ich liebe Sie!“

„Bon!“ sagte sie, fröhlich lachend, „ein solches Wort „make music to the lorly ear;“ Sie waren mir es lange schuldig, darum dürfen Sie es jetzt nicht so kurz abfertigen. Also lassen Sie mich ausführlich vernehmen, warum Sie mich lieben. Setzen Sie meine guten Eigenschaften auseinander; es ist erschrecklich heiß, man kann nichts Vernünftiges anfangen und ich lasse mir gerne ein wenig den Hof machen.“

Leander stand auf und berührte mechanisch bald diesen, bald jenen Gegenstand in dem kleinen Raum. Der Ton, den Gabriele anschlug, traf ihn schmerzhaft und er sann vergeblich, durch welches Wort er

sie ernster und weicher stimmen könnte. Die Mittheilung, die er ihr eigentlich zu machen hatte, brachte er noch nicht über die Lippen, er mußte erst bestimmt wissen, wie sie ihm gesinnt sei, und daraus im Voraus die Wirkung berechnen können, die das Unerwartete auf sie haben werde. Gabriele, die sein Schweigen als Langeweile deutete, sagte:

„Ihre Mutter, Leander, behauptet, Sie hätten etwas Bezauberndes im Umgang mit Damen, etwas Fascirendes. Ich zweifle nicht daran, obgleich ich mich niemals davon überzeugen konnte, allein ich bin nur Ihre Braut, also schon erobert für Sie, wenn auch nicht durch Sie, oder Ihnen auferlegt, wie Sie wollen. Jedenfalls brauchen Sie mir gegenüber keine Bezauberungen. Aber da wir heute zufällig beisammen und darauf angewiesen sind, uns einander zu unterhalten, wie wäre es, wenn wir diesen lästigen Gedanken, daß wir uns heirathen müssen, für eine Stunde von uns abschüttelten und uns frei gegenüber stünden. Sie, ein junger Mann, und ich, ein junges Mädchen, ohne sonstige Beziehung? Glauben Sie mir, Leander, dieser Gedanke drückt mich nicht weniger als Sie, und ich möchte Ihnen lieber mein Leben opfern als meine Hand reichen."

„Sie hassen mich?" fragte Leander.

„O nein!" erwiederte sie mit einem Lächeln, in

welchem mehr Ernst und Entschiedenheit lag, als sie vielleicht ausdrücken wollte; „Haß ist auch eine Leidenschaft und ich kenne nichts an Ihnen, was eine solche zu erregen vermöchte.“

Leander war zu Muthe, als wäre sein Todesurtheil gesprochen worden. Welche Klarheit ihm auch an diesem Tage über die Zustände seines Innern aufgegangen war, den Muth und die Begabung, ein solches Wogen neuer Anschauungen und Empfindungen zur Aussprache zu bringen, hätte er nur von einer längeren Sammlung empfangen können. Er verzichtete darauf, sich verständlich zu machen, und sah nur mehr die Nothwendigkeit vor sich, dem Plan seines Vaters zu entsprechen, ja er lechzte darnach, mit jener wollüstigen Grausamkeit, die man zuweilen gegen sich selbst übt, den ganzen Schmerz zu empfinden, der ihm vom Geschick und mehr noch von Gabriele selbst zugefügt worden war. So sagte er denn zu dem Mädchen, das, seine Anwesenheit vergessend, in düsteres Träumen zu versinken begann:

„Gabriele, Sie sind mir Dank schuldig; denn ich bringe Ihnen eine erwünschte Nachricht. Sie sind frei, unser Verhältniß ist gelöst. Und damit Sie nicht meinen, daß dies ein Entschluß des gegewärtigen Momentes sei, den die Meinen nicht billigen werden, so erfahren Sie, daß ich damit nur einen Wunsch

meines Vaters ausspreche. Die Mutter wird Ihnen sagen, daß er ihr die Nothwendigkeit dieses Bruches vor seiner Abreise mittheilte."

Gabriele war bei den letzten Worten aufgesprungen und stand wie erstarrt vor Ueberraschung. Mit einer leidenschaftlichen Heftigkeit, welche überhaupt einen Grundzug ihres Charakters bildete, küßte sie Leander rasch auf den Mund.

„Ich küsse die Lippen, die das ausgesprochen haben," rief sie: „frei, frei! Sie und mich beglückwünsche ich, Leander. Und nun kommen Sie zu ihrer Mutter, auch sie wird glücklich sein."

Sie verließ das Zimmer, in der Meinung, daß Leander ihr folge. Dieser aber wendete sich von ihr und lehnte die heiße Stirne an die Fensterscheiben. Ein trüber Nebel schwamm vor seinen Augen.

Als Leander einige Minuten später bei seiner Mutter eintrat, bot sich ihm der unerwartete Anblick, daß die sonst nichts weniger als zärtlich mit ihrer Adoptivtochter verkehrende Frau Gabriele fest und innig umschlungen hielt. „Das gute Kind," sagte sie zu ihrem Sohne, „fügt sich so gelassen in das plötzliche Evenement. Sie weint und jammert nicht, wie sonst wohl verlassene Bräute, sie ist vernünftig und ruhig. Nun, nun, es wird sich schon etwas Passendes für sie finden" — und sie klopfte dem Mädchen

dabei auf die Wangen — „es muß ja nicht der einzige Sohn eines reichen Hauses sein. Jetzt erst ist sie mir wie eine liebe Tochter.“

Gabriele lächelte bitter und verächtlich und Leander drängte sich der Gedanke auf, wie weit die Entfremdung zwischen Menschen sein kann, die doch in nächster Nähe Jahre lang neben einander hinleben. Die Mutter wußte offenbar nichts vom eigentlichen Gemüthsleben Gabrielens, und diese hatte ihr aus Schonung der mütterlichen Eitelkeit von der Lösung des Bandes nicht mit der Freude gesprochen, die sie in Wahrheit darüber empfand, so daß, was gedämpfter Jubel war, der harmlosen Madame Espe als errungene Fassung erscheinen mußte. Andererseits setzte der alte Espe nicht so viel Vertrauen in seine Frau, um ihr einen klaren Blick in die Verhältnisse zu gestatten, sonst hätte sie unmöglich von dem Sohne eines reichen Hauses sprechen können. Und Leander selbst, hatte er nicht heute erst an sich die Erfahrung machen müssen, wie er ganz hingegeben an die leeren Aeußerlichkeiten, die sein Dasein ausfüllten, ein theures Wesen innerlich mit seiner Seele zu verknüpfen versäumt hatte?

Er kündigte nun die Wiederkehr des ehemaligen Lehrers Aemilian Laurent an, was Gabriele mit kindlich unbefangenem Frohlocken aufnahm. Sie meinte,

die Welt müsse sich durch einen Zauberschlag verändert haben, da ihrem Gemüth an diesem Tage eine nie gehoffte Befriedigung werden sollte. Eine verhaßte Fessel war gebrochen; der Wunsch, dem Freunde ihrer Kindheit mit liebevollem Eifer entgegenzukommen, ein Wunsch, den sie aus Furcht, daß er als Unschicklichkeit zurückgewiesen würde, nicht auszusprechen gewagt hätte, wurde ihr erfüllt, bevor sie ihn geäußert hatte. Leander forderte sie auf, mit ihm nach der Stadt zu fahren, um Laurent zu bewillkommnen, Laurent, von dem in diesem Hause, wenn überhaupt jemals, immer nur mit der größten Gleichgiltigkeit, wie von einem entlassenen Diener gesprochen worden war. Zufrieden mit den Thatsachen, fiel es ihr nicht ein, als sie mit Leander im Wagen saß, nach den Ursachen dieser Sinnesänderung zu forschen.

„Ich habe Sie um Vergebung zu bitten,“ sagte sie sanft und demüthig, „wenn ich die Kette, die zwischen uns befestigt war, vielleicht noch im letzten Augenblicke zu verletzend klirren ließ. Jedes Wort, das Sie beleidigt haben könnte, galt dieser Kette, nicht Ihnen.“

Leander versicherte, daß er ihr für die Aufrichtigkeit danke, die ihm das eigentliche Wesen ihrer Beziehungen zu ihm enthüllt habe. Beide versanken hierauf in ein Schweigen, das von Gedanken in dem

Maße ausgefüllt wurde, daß Keiner sich bewußt werden konnte, für den Anderen eine allzu stumme Gesellschaft abzugeben.

Gabriele begann, während sie vor sich hin sann, die Wiederkehr Laurent's nicht mehr blos als ein augenblicklich erfreuliches, sondern als ein höchst wichtiges Ereigniß ihres Lebens aufzufassen. Von einem Gefühl unsäglicher Verlassenheit, gleichsam bis in das Mark der Seele durchfroren, wehte sie nur aus den Eindrücken, die Laurent in ihr zurückgelassen hatte, ein erwärmender Hauch an. Zehn Jahre seiner Abwesenheit waren auch eben so viele Jahre bitterer Erfahrungen gewesen, die, wenn auch nur aus kleinen Verletzungen zusammengesetzt, doch hinreichten, daß sie die einzige angenehme Erfahrung ihres Lebens nicht mit der Kindheit beseitigte, sondern in die Entfaltung ihrer reifen und bewußten Persönlichkeit mit einschloß. Von Frau Espe war sie immer nur wie ein fremder Eindringling betrachtet worden und die anscheinend freundliche Behandlung mußte von ihr förmlich erzwungen werden. Espe selbst hatte Gabriele als Kind gar nicht beachtet und später einen ritterlichen Anstand gezeigt, der es nicht verhehlte, daß er ihrer äußeren Erscheinung galt und nichts weniger als väterliche Herzlichkeit war. Leander, dessen Thun und Treiben sie seit der Jugend beobachten

konnte, war ihr immer wesenlos und unbedeutend erschienen; eine Art von Huldigung, die er ihr vor der Verlobung dargebracht hatte, war ihr abstoßend und empörend vorgekommen und hatte mit anderen Umständen dazu beigetragen, ihr die verlassene und schutzlose Stellung eines Findlings frühzeitig fühlbar zu machen. So war es nicht zu verwundern, daß sie sich immer wieder in die Erinnerung an Laurent's Walten im Hause und ihre Lehrstunden bei ihm wie auf eine nur ihr bekannte Rettungsinsel zurückgezogen hatte.

Als ihr mit Berufung auf die Dankbarkeit, die sie ihrem Adoptivvater schuldig wäre, von diesem befohlen worden war, sich als Braut Leander's zu bebetrachten, hatte sie sich gefügt, weniger weil Widerstand unmöglich gewesen wäre, als weil sie sich bisher immer selbst gescholten hatte, die Wohlthaten, die ihr unbestreitbar erwiesen wurden, nicht lebhaft genug zu empfinden; sie wollte daher wenigstens durch Gehorsam lohnen. Daß Leander von diesem Zeitpunkte an sich kaum mehr um sie kümmerte, wußte sie ihm Dank und deutete es dahin, daß ein Zwang, dessen Ursache ihr verborgen blieb, auch auf ihm drückend lastete. Hatte doch Frau Espe diesen Brautstand oft genug in kaum verhüllten Anspielungen als ein Unglück ihres Hauses bezeichnet. Nun war Gabriele

zwei und zwanzig Jahre alt, das Band war so räthselhaft zerrissen wie geknüpft worden, sie aber fühlte sich in jedem Sinne mündig und es leuchtete ihr ein, daß, wenn sie nicht ferner als Spiel herzloser und unverständlicher Willkür hin und her gerissen werden sollte, sie endlich auf einem eigenen Wollen feststehen müsse. Den Mangel an Eltern, an Verwandten, deren Einsicht und Liebe man sich willenlos überlassen darf, konnte ihr nur die entschiedenste Selbstständigkeit einigermaßen ersetzen; sie mußte für sich selbst handeln und wollen. Dazu war die Ankunft Laurent's ein Fingerzeig des Himmels; sie dachte, daß der Mann, zu dem ein kindliches Vertrauen in ihr nie erloschen war, unparteiisch richten und ihr den Weg zeigen werde, um aus dem fast gespensterhaft unheimlichen Lebenskreis, der sie jetzt umgab, herauszutreten.

Leander war nicht minder, wenn auch in ganz anderer Richtung, mit dem Gedanken an Laurent beschäftigt. Sein sittliches Bewußtsein war erwacht und machte sich mit jeder Stunde entschiedener geltend. Er wollte die Folgen einer betrügerischen Handlung von seinem Vater nicht dadurch abwenden, daß er diesen Betrug auch nur einen Tag länger fortsetzen oder durch einen schmählichen Handel mit Gabrielens Besitz verdecken half. Er wollte seinen

Vater veranlassen, den Ansprüchen Laurent's augenblicklich durch Ueberantwortung seines ganzen Eigenthums zu genügen und da dies nicht hinreichen würde, Espe's Schuld zu decken, so müßte, was sonst zu geschehen hätte, dem Erbarmen Laurent's anheimgestellt bleiben. Leander war indessen nicht Mitschuldiger, sondern nur Mitleidender seines Vaters, was zu thun sei, durfte daher nicht das Gewissen des Sohnes allein entschieden, er mußte die Rückkehr seines Vaters vom Gute der Gortschin abwarten. Bis dahin wollte er Laurent's Gesinnungen und Charakter genau kennen lernen.

Trotzdem fehlte ihm der Muth, diesem gleich gegenüber zu treten. Leander kam sich wie ein nichtsbesitzender und mit dem Gute eines Anderen prunkender Bettler vor und brauchte noch Zeit, das Gefühl der Demüthigung und der Scham dabei zu überwinden. In der Stadt angekommen, verließ er das Haus sogleich wieder, nachdem er Gabriele hinauf begleitet hatte. Diese ließ sich von der alten Haushälterin das Aussehen Laurent's schildern und bereitete mit ihrer Hülfe das Zimmer zu seinem gastlichen Empfang vor. Wir wissen, daß er bei seinem Kommen zu Gabrielen beschieden wurde und nicht ohne eine gewisse Befangenheit über die Schwelle des Gemaches trat, das er am Morgen vermieden hatte.

Der Raum, der ihn durch prächtige und dennoch einfache Sinnigkeit in der Ausstattung so freundlich angemuthet hatte, sank jetzt nur zu einem passenden Rahmen herab für die Erscheinung, die ihm gegenüber trat. Die Liebenswürdigkeit eines Kindes von zwölf Jahren, dessen erste Seelenblüthen er hervorgerufen, war in der That nicht ohne Einfluß geblieben auf die Stimmung, in der er dieses Haus, dieses Zimmer betreten hatte, auf die Erwartungen, die er an seine Wiederkehr geknüpft. In dem Augenblicke, da er die herangereifte Jungfrau erblickte, wurde dieser ein Jahrzehnt lang nicht verblichene Eindruck völlig verwischt. Es war nicht ihre Schönheit, was ihn zuerst und zumeist überraschte, es war die Verschiedenheit von dem Bilde, das seine nach Voraussetzungen gestaltende Phantasie sich aus der Ferne von dem aufwachsenden Mädchen entworfen hatte. Aus dem Kinde, wie er es gekannt und brüderlich geliebt hatte, hätte nach gewöhnlicher psychologischer Annahme eine ganz andere Persönlichkeit sich entfalten müssen, sanfter, schmiegsamer, demüthiger, als unverkennbar beim ersten Blick aus diesen Zügen sprach. Laurent hatte die keineswegs seltene Gabe, die jedoch ein angebornes Talent ist wie ein anderes und daher nicht erworben werden kann, dem gleichsam nur physischen Blick seiner Augen eine instinktiv errathende Sehkraft

beizugesellen, die bis in den Kern des ihm fremden Menschen drang. Dieser Blick hatte ihn niemals gegetäuscht, wenn er sich auch gewöhnte, ihm so lange zu mißtrauen, bis ein längeres Vertrautwerden seine Wahrnehmungen gerechtfertigt hatte.

Zu welchem Ausdruck liebevoller Freude sich auch das Antlitz Gabrielens bei seinem Empfang verklärte — bald nach der ersten Erregung begegneten der Betrachtung Laurent's Züge der Härte, des Hohnes und eines männlichen Selbstbewußtseins, nur gemildert durch die Anzeichen eines in seinen Aeußerungen unterdrückten Schmerzes. Der alltägliche Lebensgang dieser Familie, von welchem er das Mädchen friedlich eingehegt geglaubt hatte, mußte für sie doch innere Stürme oder eine absonderliche Entwickelung nicht ausgeschlossen haben.

„Ich bin nicht gekommen," sagte er, nachdem der erste Austausch der Begrüßungen vorüber war, „um dauernd mit Ihnen oder Ihrem Hause zu verkehren. Ich empfinde das Bedürfniß nicht, meine Einsamkeit, und wäre es auch durch den anmuthigsten Eindringling, stören zu lassen. Nur wo man meiner bedarf, wo ich in meinem Sinne wirken kann, da bleibt mein einsames Sein unangefochten, wird zugleich zu einer entsprechenden Thätigkeit und trägt dadurch seine lohnendste Frucht. Sind Sie glücklich und zufrieden, so

scheide ich wieder und überlasse Sie beruhigten Gemüthes Ihren mir übrigens fremden Lebenskreisen. Sind Sie unglücklich, so sprechen Sie."

So sehr diese Aeußerung der Absicht Gabrielens entgegen zu kommen schien, an Laurent einen zu jeder Hülfe bereiten Freund zu gewinnen, so bewirkte doch der fremdartige Sinn jener Worte eine Befangenheit, von der sie sich, ihrer freimüthigen Natur gemäß, nur durch offenes Eingeständniß losmachen konnte. Sie wollte wissen, ob sich so traurig allein zu fühlen, nicht die Wirkung eines großen Unglücks, ob er nicht selbst, wenn nicht einer Hülfe, doch wenigstens eines Trostes bedürftig sei.

„Es ist meine Natur," entgegnete Laurent, „was ich Ihnen ankündigen wollte, nicht mein Geschick. Ich habe den Schwerpunkt meines Lebens nicht in Dem, was man Glück oder Unglück, Schicksal oder Verhältnisse nennt. Wie ich weder Eltern noch Kinder, weder Freund noch Geliebte besitze, so habe ich auch weder Hoffnung noch Angst, weder Wunsch noch Ehrgeiz. Ich trage den Schwerpunkt meines Lebens in mir selbst, in meinem Denken und Erkennen. Das ist der Archimedespunkt. Ich bewege die Welt, so weit meine Zwecke es erheischen, weil ich nicht von ihr bewegt werde. Ich stehe außerhalb der Welt."

Dieses Wort traf Gabrielen, wie einen Stummen das Gefühl wiederkehrender Sprachfähigkeit treffen mag. Es gab ihr die Lösung tausendfacher Räthsel ihres eigenen bisherigen Lebens.

„Außerhalb der Welt!“ rief sie, „ja, das ist es, das ist auch mein Loos. Außerhalb der Welt, — nicht wie Sie, ruhig und nichts bedürfend, in freiwilliger Verbannung; — außerhalb der Welt als Weib, blosgestellt, preisgegeben, mit allen Bedürfnissen auf diese Welt verwiesen, und doch durch kein einziges Band mit ihr verknüpft, hin und her gerissen von fremder Willkür, zu unbekannten Zwecken verwendet wie ein lebloses Ding, aufgefüttert wie ein Lieblingsthier, ohne Gehör zu finden für ein nach Nahrung schreiendes, menschliches, liebendes Herz. Außerhalb der Welt!“

Mit diesem Wort sprang das Siegel von ihrem lang verschlossen gewesenen Gemüth. Sie sagte und bekannte Alles, was seit dem Moment, da sie zuerst zu begreifen begann, bis zu diesem Augenblicke mit ihr und in ihr vorgegangen war; wie ihr frühzeitig zu erkennen gegeben worden, daß sie keine familienhaften Rechte besäße, wie sie dies erst mit dem Leichtsinn eines unwissenden Kindes in seiner ganzen Wichtigkeit nicht gefühlt hatte, bis es ein Gegenstand geworden war, an dem sich ihr Herz täglich auf's

Neue blutig riß. Mit leidenschaftlicher Begierde überließ sie sich dem Genuß, den sie noch nie empfunden, die Qualen ihrer Seele gleichsam vulkanisch ausbrechen zu lassen. Sie schilderte jene Lieblosigkeit, die nicht mit Absicht kränken will, aber nichts desto minder so oft und tief verletzt. Sie erzählte ihr Verhältniß zu Leander, sie berichtete treu vom ersten Suchen ihrer liebedurstigen Seele, das in Ermangelung eines anderen ihr nahen Wesens nach ihm gegriffen hatte, sie berichtete von ihrem Widerstand, als selbst die Art, wie er ihr huldigte, nur ein Zeugniß seiner inneren Leere war, von ihrer Verlobung trotz dieses Widerstandes, vom Charakter dieses Bundes und seiner endlichen Lösung. Sie beschrieb die Bitterkeit, mit der Frau Espe ihren Brautstand bekrittelt hatte, von irgend einem räthselhaften Umstand gezwungen, sich zu fügen; sie bekannte, daß der aufrichtige Haß dieser Frau ihr minder weh gethan hätte, als die scheinbaren Wohlthaten der Anderen. Sie zeichnete in scharfen Linien selbst den Kontrast, der ihre Neigungen und Ueberzeugungen von einer Auffassung des Lebens und seiner Zwecke trennte, wie sie in diesem Hause herrschend war; sie legte jede Faser ihres Innern in schonungsloser Selbstzergliederung bloß und Laurent erkannte, wie hier ein ursprünglich edles Geschöpf, zu harmonisch friedlicher

Ausbildung bestimmt, in eine Richtung verzerrender Leidenschaftlichkeit getrieben worden war, wie die Verzweiflung eines inneren Verdürstens und Verhungerns sie gezwungen hatte, an sich selbst zu nagen, Qualen mit Qualen vertauschend.

Er war tief erschüttert und schien sprachlos zu hören, als sie längst erschöpft schwieg. Nach langem Bedenken sagte er endlich:

„Hier waltet ein Widerspruch, der nur in einem seltsamen und vielleicht schrecklichen Geheimniß seine Lösung haben kann. Eine verlassene Waise aus freien Stücken an Kindesstelle adoptiren, das ist ein Akt edler und uneigennütziger Menschenliebe. Beruhigt durch den Umstand, daß dieser Espe und seine Frau einem solchen Gefühl zugänglich, einer solchen Handlung fähig zu sein schienen, hielt ich, da Sie noch Kind waren, Gabriele, Ihre Zukunft für gesichert, ich dachte, sie werde sich organisch dem Lebenskreis Ihrer Umgebung anfügen. Die grenzenlose Lieblosigkeit, die Sie erfuhren, steht in schneidendem Widerspruch mit der Uneigennützigkeit Ihrer Adoption. Dieser muß daher irgend ein verstecktes Interesse zu Grunde gelegen haben, das wir nicht kennen, das sich sogar bei Ihrer Verlobung mit Leander geltend machte, so wie jetzt abermals in dem plötzlichen Bruch. Das Motiv dafür, daß man ein

so lieblos behandeltes Wesen dem einzigen und verhätschelten Sohne zur Frau geben wollte, ist ein Räthsel und ohne Zweifel dasselbe Räthsel, wie das Ihrer Aufnahme oder mit anderen Worten, wie das Räthsel Ihrer Geburt. Haben Sie hierüber niemals einen Fingerzeig erhalten, niemals eine Spur entdeckt, die Sie hätte leiten können?"

Gabriele verneinte; mit ihren Forschungen über diesen Gegenstand wäre sie stets abgewiesen worden, man habe ihre Bemühungen in dieser Richtung als lächerlich dargestellt, mit der Versicherung, daß sie von unbekannten Eltern ausgesetzt worden und daß sich nichts bei ihr vorgefunden habe, wodurch eine spätere Entdeckung herbeizuführen gewesen wäre.

„Dennoch," schloß Gabriele ihre Bemerkungen hierüber, „gab es Augenblicke, in welchen ich, sei es durch Selbsttäuschung oder durch irgend ein undeutliches Anzeichen dazu verlockt, die Zuversicht hegte, das Dunkel, das über mir schwebt, müsse gelichtet werden können."

„Dazu bedürfte es eines klugen und vorsichtigen Freundes", erwiederte Laurent, „es giebt in solchen Dingen Beziehungen, welche die Delikatesse einer weiblichen Forschung nicht zu enthüllen vermag. Allein diese Sache ist es auch nicht, welche Ihnen zunächst obliegt. Die Pflicht der Selbsterhaltung reicht über

die blos physische Existenz hinaus. Ich bemerke mit Bekümmerniß, daß Sie auf dem Wege leidenschaftlicher Erregungen des Gemüthes innerlich zu Grunde zu gehen in Gefahr sind. Haben Sie sich über Ihre Zukunft keinen Plan gebildet?"

Für Gabriele war mit dieser Aufforderung ein Augenblick innerer Entscheidung gekommen. Laurent's Persönlichkeit, von der ruhigen Hoheit seiner Anschauungen bis zur Würde seiner äußeren Erscheinung und dem Ton seiner Stimme herab, brachte schon in der kurzen Frist des Beisammenseins einen nie geahnten Eindruck in ihr hervor. Sie hätte ihn selbst nicht näher bezeichnen können, es war die Kraft denkender Selbstständigkeit, die Kraft des Mannes, die schon durch ihr Vorhandensein imponirend wirkt, bevor sie sich noch im Kampf mit den von den niederen Trieben der Erde beherrschten Schwächlingen bethätigt. Solchen Individualitäten gegenüber gelangt auch das kühnste und freieste Weib zum Gefühl seiner Unzulänglichkeit, zum Bewußtsein der naturgemäßen Unterordnung. Wenn sich aber Gabriele vor diesem Manne Weib fühlte, so widerstand es ihr auch zugleich, sich ihm weibisch zu zeigen, feig und schwankend, ohne die Entschlossenheit, was einmal als Erkenntniß ausgesprochen wurde, zum obersten Prinzip, zum unerbittlichen Gesetz der Handlung zu

machen, wie auch alltägliche Rücksichten daran mäkeln und den Muth herabstimmen mögen. Sie wußte, daß sie nie im Stande sein werde zurückzunehmen, was sie jetzt Laurent zu sagen hatte, daß es wie in Erz gegraben ihr künftiges Thun und Lassen bestimmen werde. Allein zu mächtig war ihr unter den Ereignissen dieses Tages die Ueberzeugung aufgegangen, was sie von einem grenzenlosen inneren Verderben allein noch retten könnte, als daß sie länger hätte zögern sollen das Wort der Entscheidung zu sprechen.

„Als Mann," sagte sie, „hätte ich im ersten Moment reifen Erkennens das Haus verlassen, um Wohlthaten nicht länger zu empfangen, welchen die Liebe, das Leben fehlt, und die ich nur als todte, seelenlose Fessel am Fuße nachschleppen muß. Ich hätte mich in die Welt gestürzt und durch irgend eine Fähigkeit eine Stellung in der Welt errungen. Als Weib, ohne Verwandte und Freunde außerhalb der Welt stehend, hätte dieser Schritt, gegen den Willen derjenigen unternommen, die sich meine Pfleger und Ernährer nennen, ihnen als Undank erscheinen müssen. Diese Rücksicht hielt mich in Abhängigkeit. Ich wäre einem Urtheil der Menge preisgegeben gewesen, das nachtheilig auch auf das Haus zurückgewirkt hätte, welches mir den ersten

Schutz verlieh. Dies band mich. Nun aber, da sich meine oft gehegte Vermuthung zur Gewißheit steigerte, daß meine Existenz in diesem Hause irgend einen selbstsüchtigen Zweck hat, zu dem ich als blindes und stummes Werkzeug verwendet werden soll, nun macht jene Rücksicht der höheren Platz auf meinen eigenen menschlichen Beruf. So bin ich denn fest entschlossen, von diesen Menschen, zu denen ich bisher nur äußerlich gehörte, vollkommen Abschied zu nehmen und mir selbstständig einen Weg in der Welt zu bahnen. Sehr gering an Zahl sind die Thätigkeiten, durch welche ein Weib sich nähren und erhalten kann, es soll mir aber keine zu geringfügig sein, die meiner Verlassenheit die einzige gute Seite abgewinnt, die sie haben kann, ein freies und unabhängiges Alleinstehen."

Als Laurent auf die vielfachen Kränkungen und Demüthigungen hinwies, welchen ein edles Weib ohne Schutz und verwandtschaftliche Anlehnung in der Gesellschaft ausgesetzt ist, als er wissen wollte, wie sich Gabriele davor verwahren und welche Stellung sie überhaupt einzunehmen gedächte, erschloß sich ihm das eigenthümliche Wesen dieses jungen, stets auch in ihrem psychischen Leben verwaist gebliebenen Geschöpfes. Mit jener Begeisterung der Jugend, die, von dem Gedanken an ein großes Ziel getragen,

über die unerbittlichen Hindernisse und jede Schwierigkeit mit derselben Gewißheit hinweg zu kommen glaubt, mit der man im Traum zu fliegen wähnt, schilderte sie die Wirksamkeit, zu der sie sich berufen dachte. Ein hülfloses Weib wollte sie sich den Vorurtheilen mannhaft gegenüber stellen und in der Verwerthung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten den Stützpunkt ihrer Existenz finden. Sie wollte das Beispiel geben, und durch Schrift und Lehre dafür wirken, daß dem Weibe ebenso gut wie dem Manne die Berechtigung und Möglichkeit verliehen sei, die erhabenste Institution, welche der Menschengeist gegründet hat, die Ehe, als eine freie, nur von den edelsten Absichten geleitete Wahl des Herz und nicht blos als abgezwungene Nothwendigkeit, nicht blos als Mittel materieller Versorgung aufzufassen. Auch in der socialen Position des Weibes sollte nach ihren Begriffen zuerst der Mensch zur Geltung kommen und erst aus der klar erkannten Bedeutung der menschlichen Bestimmung in ihrer Allgemeinheit eine um so weihevollere Erfüllung des speciell geschlechtlichen Berufes hervorgehen. Nicht nur eine sichere Existenz wollte sie sich selbstständig erringen, sondern auch die Zufriedenheit mit einem solchen Loos, auch das Bewußtsein, daß für das Weib nicht minder als für den Mann eine dem Allgemeinen ersprießliche Thätig-

keit die höchste Befriedigung des Menschenlebens einschließe.

Es ist kein seltener Fall, daß Frauen, welchen der Trieb des Denkens gegeben ist, zu ähnlichen Ideen und Ueberzeugungen kommen und an denselben mit der Innigkeit eines Glaubensbekenntnisses so lange festhalten, bis der natürliche Lauf der Dinge sie zur Wahrheit der Natur zurückführt, bis Liebe, wie nur ein Weib sie in jedem Sinne empfinden und üben kann, sie in ein geregeltes Verhältniß zur Welt setzt und die Argumente des Herzens siegreich die Irrthümer des Kopfes widerlegen. Der bestechendste von diesen Irrthümern ist die Vorstellung des von seinem Geschlechte emancipirten, reinen „Menschen", während es doch nur Mann und Weib giebt, die zur Erfüllung ihrer streng von einander gesonderten Bestimmung sich vereinend, erst das rein Menschliche zur Erscheinung bringen. Das rein Menschliche ist das Resultat eines Akkords und ein solcher kann nicht durch gleiche, sondern durch verschiedene Klänge gebildet werden. Die sociale Gleichstellung des Weibes mit dem Manne würde auch die innere Gleichheit zur Folge haben, wenn die Natur dies zuließe und dadurch jenen Akkord für immer unmöglich machte. Da die Natur es jedoch nicht zuläßt, so bliebe die Gleichstellung auch immer er-

folglos und jedes Sinnens beraubt. Laurent, der dies bedachte, hütete sich jedoch wohl, durch logische Gründe Ansichten zu bekämpfen, die im Weibe nur durch die auf das Gemüth wirkende Unmittelbarkeit des Lebens beseitigt werden können. Zugleich gewann es nach und nach einen zaubervollen Reiz für ihn, Gabriele inmitten des lodernden Feuers ihrer Gedanken zu sehen, wie sich ihre Gestalt vor ihm erhob, wie sich eine rührende Naivetät, eine mit der Wirklichkeit unvertraute Unschuld gleich einem Diadem reiner Perlen um ihre Stirn legte, so daß ihre Schönheit selbst in dieser geistigen Belebung einen neuen, erhöhten Ausdruck bekam.

Die Stunden verrannen; durch leise Andeutungen von Widerspruch bewirkte Laurent fast mit Absicht nur eine Steigerung aller in diesem Augenblicke angespannten Seelenkräfte Gabrielens, wie wenige Tropfen von Wasser die Gewalt des ihm feindlichen Elementes nur erhöhen. Mit wunderbarer Macht wirkte plötzlich ihre Schönheit auf sein innerstes Herz. Ein Gefühl überkam ihn wie Heimweh, wie eine tief bewegende Erinnerung an eine vielgeliebte, schon einmal gesehene Erscheinung. Er hätte ihr zu Füßen sinken mögen, die eiserne Rüstung, mit der er bisher außerhalb der Welt, unangefochten von ihren Wünschen und Genüssen, Hoffnungen und Leiden-

schaften gestanden, begann zu schmelzen. War es Mitleid und Grauen, wenn er dieses schöne Weib im Geleite dieser idealen Gedanken schon im Geiste umher taumeln sah zwischen den Abgründen des Elends und den noch tieferen der Enttäuschung, bis einer sie rettungslos verschlingt? War es ein anderes Ergriffensein, das sich keine Rechenschaft mehr giebt, was ihn jetzt so traurig und so selig zugleich, so sorgenvoll und doch so räthselhaft und unendlich glücklich machte?

Die Stunden verrannen; Gabrielens heftige Gemüthsbewegung hatte sich zuletzt in Thränen gelöst, als ob das Herz instinktmäßig die ihm widersprechenden Beschlüsse des Verstandes beweint hätte. Die Kerzen waren herabgebrannt, bei ihrem düstern Schein zeichnete sich die Blässe auf Gabrielens Wangen geisterhaft ab von dem schwarzen Haar, das eine Locke herabfallen ließ. Laurent saß stumm, als fürchtete er durch ein Wort einen zauberhaften Traum zu zerstören. Warum konnte er nicht in diesem Augenblicke das fremde, das nüchterne Leben für immer ausschließen von diesem Raum, von sich und von ihr? Und konnte er es denn nicht, stand sie nicht gleich ihm außerhalb aller Rücksichten und Verhältnisse, außerhalb der Welt?

Plötzlich schrie er auf vor Entzücken. Er hatte

so wenig daran gedacht; war er doch Herr großer Reichthümer, hatte er doch die Macht, das Leben zu gestalten nach seinem Traum und seinem Sinn! Dieser todte Besitz, der wie ein Fremdes, Unnützes bisher außer ihm lag, hatte plötzlich Inhalt, Leben, Seele zu erwarten von dem Weib, das er retten wollte um jeden Preis. Und war in diese Rettung sein eigenes Glück nicht mit eingeschlossen?

„Gabriele!“ rief er und sie fuhr seltsam bewegt empor bei dem freudenhellen Klang dieses Rufes.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und Leander trat ein. Ueber die erregten Seelen Laurent's und Gabrielens strich ein Hauch der Ernüchterung. Beide fühlten sich plötzlich auf den Boden versetzt, wo es zur vollsten Befriedigung nicht mehr genügt, die Ideale blos als einen Besitz der Gedanken zu fassen, sondern wo es gilt, sie in einem anwidernden Kampf mit Geschöpfen einer niedrigeren Sphäre zu erstreiten und zu verwirklichen. Unbehaglich wirkt diese Nothwendigkeit, wie das Sonnenlicht nach einer durchschwelgten Nacht. Charakterschwache Menschen schließen davor die Augen, ihnen ist auch die erhabenste Schwelgerei der Seele nur ein flüchtiger Rausch gewesen. Feste und edle Naturen überwinden dies Unbehagen und gehen muthig daran, die Alltäglichkeit nicht Herr werden zu lassen über ihr

inneres Leuchten und vielmehr mit diesem das wirkliche Leben zu erfüllen.

Auch Laurent drängte es, das innere Resultat dieser schönen mit Gabrielen verbrachten Stunden gleich durch äußerliche Darlegung lebendig zu machen und sicher zu stellen. Es war ihm wie eine Pflicht aufgegangen, daß er sie retten mußte, sowohl von dem langsamen Untergang, womit ihr Seelenleben in diesem Hause bedroht war, als von dem raschen Verderben, das sie geistig und leiblich zerstört hätte, wenn sie sich mit den idealen Voraussetzungen ihrer Unerfahrenheit allein und schutzlos in die Welt gestürzt hätte. So empfand er es denn als ein erwünschtes Entgegenkommen, als Gabriele, nachdem seine ersten konventionellen Begrüßungen mit Leander gewechselt waren, diesen von ihrem gefaßten Entschluß in Kenntniß setzte, die Familie Espe zu verlassen und hinzufügte, daß sie die Art der Ausführung gänzlich in die Hände ihres Freundes und Lehrers Laurent legen werde, dessen Rathschläge sie sich unbedingt fügen wolle.

Leander's Bestürzung hierüber hatte zu viele versteckte Ursachen, als daß er ihr hätte Worte geben können. Er mußte sich überzeugt halten, daß die beiden Menschen sich im Verlauf dieses einzigen Abends rascher und inniger verständigt hatten, als es zu ver-

muthen gewesen, und daß dieser sonderbare Entschluß nichts Anderes bedeuten könnte, als daß sich Gabriele bereits insgeheim mit Laurent verlobt hätte. Ein Schmerz brennender Eifersucht stieg ihm wie ein Taumel aus dem Herzen in's Gehirn und er hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Die Selbstständigkeit und Freiheit, womit Gabriele plötzlich auftrat, bewies ihm zugleich, daß sie die Hoffnung seines Vaters schwerlich rechtfertigen werde, sich von diesem in ihrem ferneren Thun bestimmen zu lassen. Ahnte sie ein Geheimniß, welches sie der Pflicht der Dankbarkeit oder wenigstens des Gehorsams entband? Er sah ein, daß sein Vater wie ein verzweifelnder Spieler eine fast unmögliche Chance für die wahrscheinlichste genommen hatte, weil sie die einzige war, die ihn noch hätte retten können.

Das beklommene Schweigen, das der Erklärung Gabrielens folgte, wurde von Laurent unterbrochen.

„Wenn ich das Recht annehme," sagte er, „das mir unsere Freundin zuerkennt, so sei es um den Wunsch auszusprechen, daß bis zur Rückkehr des Herrn Espe vom Gut der Baronin Gortschin nichts geändert werde. Ich selbst werde mit Herrn Espe eine persönliche Angelegenheit zu besprechen haben, deren Erledigung sich sehr wohl mit der Entfernung Gabrielens wird verbinden lassen."

Es wurde entschieden, daß Gabriele des anderen Tages nach dem Landaufenthalt zurückkehren sollte. Mitternacht war längst vorüber; Laurent erhob sich und gab damit auch Leander ein Zeichen, dem von den Ereignissen des Tages angegriffenen Mädchen Ruhe zu gönnen.

Als Laurent das ihm angewiesene Zimmer betreten hatte, wohin ihm Leander gefolgt war, erklärte er diesem, daß nur die Rücksicht auf ein ungezwungenes Wiederfinden mit Gabrielen ihn bestimmt hätte, Wohnung in diesem Hause zu nehmen, eine Gastfreundschaft, die er vom nächsten Tage an nicht mehr benutzen werde, ohne dadurch eine feindliche Gesinnung gegen die Familie ausdrücken zu wollen. Er behalte sich übrigens öftere Besuche auf der Villa vor, da er noch über Gabrielens Zukunft mit ihr selbst zu verhandeln habe. Leander war weit davon entfernt, die Rolle spielen zu können, die ihm sein Vater zugemuthet hatte, und je deutlicher er erkannte, daß sein eigenes Geschick und das seines Vaters von dem Belieben Laurent's abhängig sei, desto mehr sträubte sich sein angebornes Ehrgefühl dagegen, durch einschmeichelnde Heuchelei den Schlag abzuwenden oder zu mildern. Heuchelei aber wäre jedes freundliche Wort gewesen, das er an Laurent gerichtet hätte; denn gleich allen Menschen, welche zum ersten Male

vom Ernst des Lebens betroffen werden, hatte er nicht die objective Uebersicht menschlicher Verhältnisse, um den Rivalen seiner eigenen Wünsche als berechtigt zu gleichem Streben anzuerkennen; er sah nur den Gegner, den Feind in ihm, der ihm unmittelbar den wildesten und unbezähmbarsten Haß einflößte. Daß er diesem nicht sogleich durch eine nur in Blut zu tilgende Beleidigung Folge gab, war Alles, wozu er sich von den Umständen zwingen ließ. Er schied stumm von Laurent, die zwiefache Leidenschaft, Haß und Liebe, die in seiner Brust kochte, mit dem Schwur fühlend, den er sich selbst leistete, daß er lieber auf dem Schaffot sterben als Laurent im Besitz Gabrielens erblicken wolle.

Mehrere Tage waren vergangen, ohne daß der alte Espe von der Reise zurückkehrte; die Briefe, die Leander empfing, enthielten nur geschäftliche Andeutungen und nichts über die Lebensfrage des Hauses. Madame Espe, welche gewohnt war, sich den Anordnungen ihres Mannes blindlings zu fügen, weil er nur dann einen bestimmten Willen äußerte, wenn er betheuern konnte, daß von der Befolgung desselben das Wichtigste für ihn abhänge, Madame Espe hatte, einem Willen dieser Art entsprechend, Laurent freundlichst bewillkommnet, als er auf der Villa er-

schienen war. Ungestört ließ sie ihn übrigens mit Gabrielen verkehren. Leander blieb in der Stadt.

Und es geschah, was geschehen mußte. Gabriele, lange rathlos und verlassen umherflatternd zwischen Schmerzen der Vergangenheit und Befürchtungen vor der Zukunft, hatte wie ein müder, verirrter Zugvogel zwischen dem wüsten Meer und dem leeren Himmel, die Erscheinung Laurent's erst nur als eine wohlthätige Ruhestelle begrüßt. Sie begann aber sich wie auf einem Boden der Heimath zu empfinden in seiner Gegenwart. Die Gewalt seines die Welt begreifenden und darum mit ihr versöhnten Wesens stimmte ihr Gemüth zum Frieden; die abgeklärte Ruhe, mit der er betrachtend über den Dingen schwebte, veranlaßte sie, ihre eigenen Gedanken zu sammeln und von der trüben Beimischung des Zornes, der Abneigung, der Leidenschaftlichkeit zu reinigen. Und da uns nichts so eigen und in den meisten Fällen doch zugleich so fremd ist, als die Tiefe unserer eigenen Natur, so bringt die endliche Einkehr in uns selbst, wie Gabriele jetzt eine solche erfuhr, ein Gefühl mit sich, wie die späte Wiederkehr in eine uns angeborene und früh verlassene Heimath. Zur süßesten Vertrautheit, zu einem Zauber innigster Verwandtschaft wurde ihr die Nähe Laurent's, als ob diese eine unerläßliche Bedingung ihres Seins wäre.

Bald aber ging auch dies natürliche still selige Behagen auf in einer neuen, fremden, unruhigen Empfindung; es geschah, was geschehen mußte, — sie liebte.

Es bedurfte keiner längeren Zeit, bis sie sich darüber klar wurde; denn so unreif war sie nicht mehr, daß erst ein Geständniß von seinen Lippen sie über ihre eigene Empfindung hätte belehren müssen. Auch gestand er nichts; daß er ebenfalls liebte, das sagte ihr kein gesprochenes Wort, kein äußeres Zeichen, das sagte ihr nur eine räthselhafte Befriedigung ihrer Sehnsucht. Wenn diese Sehnsucht bisher von seiner Anwesenheit nur mächtiger entfacht worden war — weil es eben nicht Sehnsucht nach ihm, sondern Sehnsucht nach seiner Liebe war — so genügte jetzt schon sein Anblick, um sie sanft zu beschwichtigen.

So genossen sie in jenem Vollgefühl der Seele, wenn Worte nur gesprochen werden, um vor der verführerischen Beredtsamkeit des Schweigens zu schützen, die letzten, schönen Augusttage, an welchen der Sommer, gesättigt von seiner eigenen Schönheit, schon müde nach der Ablösung durch den Herbst zu verlangen scheint. Und dieser Naturstimmung entsprach ihre Gemüthsstimmung, die Brust zum Springen voll von ihrem Empfinden, verlangten sie nach der Entscheidung ihrer Verhältnisse, die jenem Empfinden

thatsächlichen Ausdruck verleihen sollte. Darum hüllten sie Alles, was sie sich darüber zu sagen hatten und was sie nicht aussprachen, in die Aeußerung der Ungeduld, mit der sie der Rückkehr des alten Espe entgegen sahen.

Eines Mittags endlich kündigte ihnen die Mutter Leander's an, daß ihr dieser aus der Stadt die Nachricht gesendet habe, Espe werde am nächsten Tage bei den Seinen eintreffen.

Als Laurent am Abend dieses Tages, welcher der Ankunft Espe's vorhergehen sollte, das Landhaus verließ, hatte er von Gabrielen keinen bedeutungsvolleren Abschied als sonst genommen und weder seine Liebe noch seinen Willen erklärt, sich an der neuen Gestaltung ihres Lebens durch mehr als Freundesrath zu betheiligen. Nicht jene Zaghaftigkeit, welche zuweilen ein echtes Gefühl begleitet, trug die Schuld seiner Verschlossenheit, sondern ein Zwiespalt seines Gemüthes und jetzt war die Stunde gekommen, diesen durch einen entscheidenden Gedanken, durch einen festen Entschluß auszugleichen. Wie er über die verlassenen Stoppelfelder langsam hinschritt, während Wind und Nebel so traurig vom unaufhaltsamen Nahen des Herbstes erzählten, hatte er Stimmung und Muße, um ordnend in seine Seele zu greifen.

Er war sechs und dreißig Jahre alt geworden,

ohne irgend einen Besitz oder Verhältniß als sein positives Glück bezeichnen zu können. Mit der Phantasie eines Poeten begabt, welche ihm frühzeitig alle Genüsse der Erde als wünschenswerth und als ihm rechtmäßig zukommende erscheinen ließ, sie ihm aber auch zugleich als durch Geist und Muth leicht erreichbare darstellte, hatte ihm doch der Zwang der Armuth das ersehnte Ziel immer ferner gerückt. Von einem harten Broterwerb in die Einsamkeit gedrängt, erblichen ihm mit der ersten Jugend die Träume von einem in poetischem Vagabundiren zu erhaschenden Glück, die Hoffnungen erloschen und endlich auch der Wunsch. Die Einsamkeit aber, die ihm erst ein Kerker gewesen, wurde ihm zum Palast, je mehr sie seinen Thätigkeitsdrang auf sein inneres Leben zurücklenkte; sie erweiterte sich ihm zur Unermeßlichkeit, in der die Selbstentwickelung frei und ungehindert sich ausdehnen und in die Höhe schießen konnte. Was ihm früher unentbehrlich zum Glück erschienen, hätte er später als unwillkommene Störung abgewiesen. An seinem Wesen mit Hülfe der Wissenschaft und des Denkens fortwährend gestaltend und arbeitend, erwuchs ihm eine Welt im Innern, in welcher das Begreifen auch schon das Genießen war. Die anscheinend so furchtbare Oede seiner äußeren Existenz war eine unersetzliche Lebensbedin-

gung geworden. Eine Stille lagerte sich um ihn, eine bewegte Stille, auf der er, wie auf einer Wolke, nichts genießend und nichts entbehrend, ohne Begierde und ohne Haß, betrachtend und erkennend, über den Dingen schwebte.

Da geschah es mit einem Male, daß ihm durch ein sonderbares Geschick die Mittel in die Hände fielen, um das Glück, wie er es in früher Jugend verstanden hatte, zu ergreifen. Der Glanz und die Pracht, die Freuden und die Reize, mit deren Hervorbringung sich die Civilisation im Dienste des Reichthums müht, standen ihm zu Gebote. Dinge, von welchen sich seine Hoffnungen weinend getrennt hatten, kehrten als Erfüllung zurück, da er sie, wie lang geschiedene und vergessene Freunde, nicht mehr kannte und liebte. Gleichgiltig gegen einen Reichthum, den er nicht ohne Weiteres mit seinem Innenleben in Zusammenhang zu bringen wußte, schien er nur auf eine Gelegenheit zu warten, um wenigstens das Aufgeben dieses unvermutheten Besitzes zu einem Ausdruck seines eigensten Wesens machen zu können. Je mehr er Menschen, wie Espe, mit allen Begierden ihrer Existenz sich an den Besitz klammern sah und zwar eben an das ihm zugefallene Gut, desto entschiedener drängte es ihn, sich davon zu befreien, sein Leben, sein Haben nicht zu einem Gegenstand

der Gedanken solcher Menschen zu machen. Seine Einsamkeit wäre ihm dadurch verscheucht worden, er wollte selbst jene Gemeinschaft nicht aufrecht erhalten, die zwischen dem Beneideten und seinen Neidern besteht. Die Pflichten und Handlungen, welche von der Macht des Geldes unzertrennlich sind, hätten seine ihm allein gemäße Stellung außerhalb der Welt gefährdet.

Allein, wenn keinem materiellen Band, so sollte es plötzlich dem immateriellen der Liebe gelingen, ihn wieder mit der Welt zu verknüpfen. Zu syrenenhaft klang die Stimme dieses Gefühls, als daß dabei nicht alle schon eingesargte Lebenslust, alle längst entschlummerten Wünsche wach geworden wären. Zum ersten Male seit er Kind gewesen, sprach wieder unmittelbar und ohne die Abstraction der Entsagung der lebendige, glühende, zum vollen Genuß des Daseins berechtigte Mensch in seiner Brust. Er liebte Gabriele mit jener Macht des Mannesalters, in dem es scheint, als ob verspätete Leidenschaften durch doppelte Intensivität die Versäumniß früherer Jahre nachholen wollten. Ihre Schönheit, ihr Geist, die ganze bezaubernde Eigenthümlichkeit, die ein geliebtes Wesen für uns hat und die sich mit keinem bestimmten Wort nennen und ausdrücken läßt, war ihm nun Inbegriff alles dessen, was auf Erden der Sehn-

sucht und des Begehrens werth ist. Sie war fähig und berechtigt, jenes Glück zu genießen, das der Reichthum erkauft, und durch sie wollte er selbst die Lust daran wiederfinden.

Und dennoch hätte selbst die Liebe eine leise Mahnung in ihm nicht übertönen können, daß auch die süßeste Fessel noch immer eine Fessel sei, welche die Freiheit seines geistigen Seins beeinträchtigen werde, wenn es sich blos um seine eigene Befriedigung gehandelt hätte. Diese war aber nun mit der Pflicht verbunden, ein Menschenleben zu retten von innerem Verderben, sie war der einzige Weg, um Gabriele, welche als Weib sich nicht außerhalb der Welt behaupten konnte, mit derselben durch ein bürgerliches Band für immer zu verknüpfen. Darum überwand er nur ein ihm selbst kaum erklärliches Schwanken und Zagen. Der Zwiespalt seines Gemüthes fand jetzt eine beschwichtigende Ausgleichung in dem Gedanken, daß die Erkenntnisse, die er in der Einsamkeit gesammelt, in der Verbindung mit Gabrielen werkthätigen Ausdruck finden und daß es ihm gelingen werde, das Leben zur That seiner Ideen, zum Kunstwerk zu machen, in welchem sein Geist äußere Gestalt und fruchtbare Fortwirkung gewinnen solle.

Mit dem festen Entschluß, nun ohne Aufschub die bügerlichen Rechte auf sein Vermögen und die Rechte

seines Herzens auf Gabriele geltend zu machen, kam er in die Stadt zurück. Zu seiner Wohnung traf er Leander, der hier seine Rückkehr erwartete.

Laurent hatte dieses jungen Menschen seit der letzten Begegnung mit ihm kaum mehr gedacht. Er war als Knabe eine zu kurze Zeit unter seiner durch mütterliche Einflüsse ohnehin gestörten Leitung gewesen, als daß dem Lehrer eine dauernde Anhänglichkeit für den Schüler hätte zurückbleiben können. Laurent sah in Leander nur den Typus jener nach der Mode erzogenen und vom Reichthum verzogenen großstädtischen jungen Leute, die in fortwährender Langeweile nach Genuß und im Genuß vor Langeweile verschmachten. Befremdet fragte er sich, was den Sohn Espe's zu ihm geführt haben könne.

„Ich bin davon unterrichtet,“ sagte Leander, „daß Sie, Herr Laurent, durch Erbschaft in den Besitz des Gortschin'schen Vermögens gekommen sind. Ich wünschte nun von Ihnen zu erfahren, ob Sie gesonnen sind, schon jetzt Ihre Ansprüche geltend zu machen.“

Es war der kalte Ton des Geschäftsmannes, womit diese Worte gesprochen wurden.

Laurent konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, wie jenes, mit dem man die ungebührliche Frage eines Kindes zurückweist.

„Ich wünschte zu wissen,“ entgegnete er, „welche Veranlassung Sie haben, sich nach dieser Angelegenheit zu erkundigen.“

„Ich bin Associé meines Vaters,“ erwiederte Leander, „und es kann Ihnen unmöglich verborgen geblieben sein, daß unser Haus seit vielen Jahren die Verwaltung eines großen Theiles des Gortschin'schen Vermögens in Händen hat. Mein Vater kehrt morgen zurück, und ich möchte ihm Ihre Willensmeinung sogleich anzeigen können. Es soll keine Zeit verloren gehen. Außerdem ist es mir, wie ich nicht verhehlen will, persönlich von Wichtigkeit, Ihre Entschließung zu kennen.“

Laurent schwieg einen Augenblick. Er war von den Verhältnissen des Hauses sehr wohl unterrichtet. Als er durch eine seltsame Verschlingung der Umstände erst vor kurzer Zeit zu den Erbansprüchen auf alle Besitzthümer des Baron Gortschin gelangt war, hatte er sich sogleich der Baronin auf ihrem Gute vorgestellt und sie von seinen Rechten in Kenntniß gesetzt. Sie erschrack viel weniger als er hatte vermuthen können, zum mindesten nahm sie noch einen andern Ausdruck als den der Bestürzung an; es schien, als wäre er ihr, die er sich nie gesehen zu haben erinnerte, blos durch seinen Namen in absonderlicher Art vertraut geworden. Einmal äußerte sie sogar, daß sie ihm ein wichtiges Geheimniß mit-

theilen könnte, sagte aber später, daß sie den Drang dazu in sich bekämpft hätte. Hinsichtlich des Vermögens gestand sie offen, daß es ihr hart ankäme, in ihren alten Tagen auf das Bewußtsein verzichten zu müssen, eine reiche Frau zu sein; natürlich aber stünde seiner Besitzergreifung nichts im Wege. Was das Gut betrifft, so könnte er sich sogleich als Herr desselben betrachten, das baare Vermögen verwalte aber der Bankier Espe, der es ihm nun einzuhändigen hätte.

„Ich kann Ihnen nicht verschweigen," hatte die Baronin zu Laurent gesagt, „daß ich auf diesen Bankier einen schweren Verdacht wälze. Wenn er gerichtlich gezwungen wird, die bei ihm deponirten Summen auszufolgen, so fürchte ich, er wird bis zu seinen Stiefeln herab Alles, was er hat, zu Gelde machen müssen und es wird noch das Gelindeste sein, wenn er blos als Bettler dasteht. Ich selbst hätte um keinen Preis jemals ernstlich gegen ihn auftreten mögen; denn er hat mir nicht nur einen Dienst geleistet, er hat mich auch gewissermaßen in Händen, ich darf seine Rache nicht reizen. Sie aber wissen von alledem nichts und können gegen ihn verfahren, wie es Ihnen gutdünkt. Wären Sie nicht gekommen, so hätte ich in zwei Jahren über das Vermögen testamentarisch verfügen können und das wäre in einer

Art geschehen, die Espe und mich zugleich zufrieden gestellt hätte. Es steht zwischen mir und diesem vielleicht schlechten Menschen ein geheimnißvolles Wesen, das seine und meine Interessen mit einander verschlingt. Das hört aber nun auf, da Ihre Interessen allein Giltigkeit haben."

Unseren Lesern ist der Sinn dieser Worte vollkommen verständlich, für Laurent aber mußte er zum Theil noch dunkel bleiben. Die alte Baronin machte indeß einen sehr guten Eindruck auf ihn, das liebenswürdig leichtsinnige, durchaus gutmüthige Temperament der ehemaligen Künstlerin war in ihr noch immer nicht erloschen. Er gab ihr die Versicherung, daß der Reichthum, zu dem er plötzlich berechtigt sei, von ihm nicht als ein Glücksfall betrachtet werde, den er für sich zum Schmerz und Schaden guter Menschen auszubeuten im Stande wäre. Er wolle vor Allem nur die Verhältnisse des Hauses Espe in der Nähe betrachten, einem offenbaren Betrug werde er in keinem Falle ein Opfer bringen, ihm vielmehr den Schleier abreißen. Unter allen Umständen aber werde es ihm eine heilige Pflicht sein, daß die Baronin Gortschin ihr gewohntes Leben fortführe und hierin nicht das Geringste geändert werde.

Eine seltsame Rührung bemächtigte sich der Baronin, als sie diese Versicherung hörte. Sie legte

die Hand auf den Kopf Laurent's und sagte mit feuchten Augen: „ich könnte in Wahrheit Ihre Mutter sein."

Er verlangte nun einen Brief an Espe, durch welchen er sich vor diesem dokumentiren könne. Die Gortschin fertigte dies in Form eines Kreditbriefes aus und sie schieden als die besten Freunde. Wir wissen, wie das Benehmen des Bankiers, während er Laurent bei sich beherbergte, diesem den Verdacht vollkommen bestätigen mußte, welchen die Baronin auf Espe gewälzt hatte.

Niemals aber hätte Laurent gedacht, daß der junge Leander in die Verhältnisse seines Vaters eingeweiht wäre. Er hielt ihn trotz seiner fünf und zwanzig Jahre und seiner angenommenen Geschäftsmiene für ein Kind in allen ernsten Dingen und wußte, daß der alte Espe nicht anderer Meinung wäre. Andererseits widerstrebte es dem Gemüthe Laurent's, sich einen verhältnißmäßig noch so jungen Menschen an einer fortgesetzten schändlichen Handlung, an einer betrügerischen Schwindelei mit fremden Geldern betheiligt zu denken. Als ihn Leander jetzt so dringend nach seinen Entschließungen fragte, glaubte er aus der Wirkung, welche seine Antwort auf Leander üben werde, abnehmen zu können, ob der Sohn in bewußtem Einverständniß mit seinem Vater gehandelt habe.

„Ich bin allerdings gesonnen,“ erwiederte er daher, „auf das mir zukommende Vermögen unverzüglich und ohne Schonung Anspruch zu machen. Gleich nach Ankunft des Herrn Espe werde ich auf Grundlage des Testamentes das mir vererbte Kapital aus Ihrem Geschäfte ziehen, wenigstens die nothwendig vorhergehende Aufkündigung nicht unterlassen.“

„Und wenn zufällig — ich will nur den Fall gesetzt haben — eine große Verlegenheit für unser Haus die Folge wäre, auch dann?“

„Auch dann!“

„Und wenn Gabrielens Besitz, nach welchem Sie zu trachten scheinen, davon abhängig wäre, das Sie uns Zeit lassen, Ihre Forderungen zu befriedigen?“

Laurent hätte es jedem Anderen gegenüber unter seiner Würde gehalten, das Gespräch fortzusetzen. Hier aber galt es ihm, der Seele des jungen Mannes auf den Grund zu schauen und er erwiederte demnach ruhig:

„Gabrielens Besitz kann von Niemand abhängig sein, als von ihr selbst. Wenn dem aber auch anders wäre — ich habe Gründe, unter keiner Bedingung auf einen Pfennig zu verzichten, der mir von Rechtswegen zukömmt, und sollte ich darüber Andere zu Bettlern machen oder dem Gerichte überliefern müssen.“

„Wenn wir Alles zu Geld machen, was wir besitzen, und es reicht nicht zu, Ihre Ansprüche zu decken, so würden Sie meinen Vater anklagen und der öffentlichen Schande preisgeben?“ fragte Leander mit erhobener Stimme. „Sie würden ihn in den Kerker bringen lassen?“

„Das würde ich allerdings thun, ohne Schonung und Erbarmen,“ entgegnete Laurent fest und ernst.

„Das war es, was ich wissen wollte,“ sagte Leander, „und nun Haß gegen Haß, Verderben gegen Verderben. Wären Sie milder gewesen, ich hätte mich, um die Ehre meines Vaters zu retten, zu Concessionen verstehen, ich hätte Ihnen gutwillig Gabriele abtreten müssen, wenn dies der Preis Ihres Erbarmens gewesen wäre. Jetzt werde ich sie Ihnen streitig machen bis zu Ihrem oder meinem letzten Blutstropfen. Erfahren Sie denn, daß mein Vater morgen nicht zurückkehren wird, er befindet sich auf der Flucht und persönlich somit außer dem Bereich Ihrer Verfolgungen. Sein Hab und Gut wird Ihnen überantwortet werden. Mir können Sie nichts anhaben, ich bin schuldlos an der Handlungsweise meines Vaters und kann gerichtlich nachweisen, daß ich erst am letzten Tage seiner Anwesenheit davon erfahren habe.“

Und Leander wiederholte diese Versicherung mit dem Tone überzeugender Wahrheit.

„Alles, was ich besitze," schloß er, „gehört Ihnen, denn es gehörte meinem Vater. Ich bin jung, ich werde meine Mutter und mich zu erhalten wissen. Was Gabriele betrifft, so begegnen wir uns noch einmal im Leben. Ich liebe dieses Weib genug, um mir lieber stückweise das Herz ausreißen zu lassen, als sie lebend im Besitz eines Anderen zu sehen. Ich bin Ihnen nichts mehr schuldig, Herr Laurent, weder für mich noch für meinen Vater. Ich darf mich ohne Rücksicht der Wollust meines Hasses überlassen."

Leander schied mit diesen Worten und gab sogleich seinem Vater Nachricht, die Flucht, die derselbe vom Gute der Gortschin aus, in Folge einer dort erhaltenen Auskunft, begonnen hatte, ohne Zögerung fortzusetzen, da von Laurent's feindlicher Gesinnung das Bedrohlichste zu erwarten sei.

Auf Laurent hatte die Begegnung mit Leander keinen dem jungen Manne ganz ungünstigen Eindruck hervorgebracht. Vor Allem erfreute es ihn, den Sohn nicht an dem Verbrechen des Vaters betheiligt zu wissen. Auch die naturwüchsige und von keiner Reflexion angekränkelte Leidenschaft Leanders für Gabrielen wirkte mit erfrischender Jugendlichkeit und befeuerte Laurent's eigene Empfindung für das Mädchen. Ein doppeltes Gewicht erhielt nun seine Pflicht,

Gabrielen im Zusammensturz dieses Hauses einen sicheren Anhaltspunkt zu bieten und sie vor dem ferneren, selbst in der Liebe rohen Egoismus ihrer bisherigen Lebenskreise zu schützen.

Als Espe sich auf das Gut der Gortschin begeben hatte, geschah es keineswegs schon in der Absicht die Flucht zu ergreifen. Selbst, wenn der Plan, den er seinem Sohne zur Ausführung überlassen hatte, Laurent zu Gunsten Gabrielens zu stimmen, ihren Besitz aber vom theilweisen Aufgeben der Erbansprüche abhängig zu machen, selbst wenn dies Gewebe mißlingen sollte, dachte er Mittel der Rettung in Händen zu haben. Er hielt das Geheimniß hinsichtlich der Geburt seiner Adoptivtochter noch immer für eine Waffe, bedrohlich genug, um die Baronin zur Bundesgenossin seiner Handlungen zu machen und ihre Anstrengungen den seinen zur Entdeckung eines Auswegs gesellen zu können. Es war daher für ihn keine angenehme Ueberraschung, als ihm, auf dem Gute angekommen, der Zutritt zur Gutsfrau verweigert wurde, weil, wie man ihm sagte, so eben die Nachricht vom Tode ihrer Schwester eingetroffen sei und die Baronin in ihrem Schmerze Niemand vor sich lassen wolle.

Man hätte glauben können, Espe betrauere an der Verstorbenen selbst eine theuere Person, so bleich wurde er bei der Nachricht. Er sah wohl ein, daß die Waffe, auf die er so sicher gerechnet hatte, durch diesen Fall, wenn nicht gänzlich unbrauchbar doch ziemlich stumpf geworden sei. Für die Ehre der Todten, mußte er schließen, werde die Baronin nicht zu den Opfern bereit sein, die sie für Ehre und Glück der Lebenden gebracht hatte. Er wollte sich indessen trotzdem keinen Vortheil entgehen lassen, welchen die Lage noch immer bieten konnte. Nach dem Vater Gabrielens hatte er sich nie näher erkundigt, nachdem ihm dieser glaubwürdig als ein Schauspieler obscuren Namens bezeichnet worden war; vielleicht ließ sich an die genauere Enthüllung dieses Umstandes eine Hülfe knüpfen. Auch über die Art, wie gerade Aemilian Laurent zu der Erbschaft gelangt war, ohne seines Wissens mit dem verstorbenen Baron Gortschin verwandt zu sein, hoffte er von der Baronin Aufklärung zu erhalten und was er erfahren sollte zu seinem Gunsten benützen zu können.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß er vorgelassen wurde. Er wollte nicht nach der Stadt zurückkehren, bevor er die Baronin gesprochen, da ihm Leander angezeigt, daß Laurent seine Rückkehr ungeduldig erwarte. Als er endlich der alten Freundin gegen-

über stand, bemerkte er eine Veränderung an ihr, welche sich durch den Schmerz über das Hinscheiden der geliebten Schwester allein nicht erklären ließ. Sie erschien zwar tief gebeugt und untröstlich, versagte es aber mit mehr als nothwendiger Härte auf den Ton theilnehmender Herzlichkeit einzugehen, den er bisher nie vergeblich angeschlagen hatte.

„Was wünschen Sie eigentlich hier und von mir?" fragte sie.

„Ich bin gekommen, Ihnen zu kondoliren," entgegnete er ruhig und ironisch, „nicht weil Sie Ihre Schwester verloren haben — das erfuhr ich erst an Ort und Stelle — sondern weil Sie Ihr Vermögen verloren haben. Der lange für unmöglich gehaltene Erbe ist dennoch wirklich geworden. Sie haben ihm einen Brief an mich gegeben und nichts über den Eindruck hinzugefügt, den das Ereigniß auf Sie machte."

Als sie hierauf schwieg, fügte er im alten Tone der Gutmüthigkeit hinzu: „Vielleicht können Sie auch diesmal die Dienste eines alten Freundes wieder brauchen."

Sie maß ihn von Kopf bis Fuß mit einem Blick unverkennbarer Verachtung, sagte aber dann halb spöttisch, halb neugierig:

„Was wäre da zu thun? Das Recht des Er-

ben ist offenbar und einen Prozeß würde ich verlieren."

„Das bleibe dahingestellt," entgegnete Espe, „ich habe das Testament nicht gesehen; aber mit einem Prozeß wäre mir in keinem Falle gedient, das heißt Ihnen. Dieser Laurent war einmal in meinem Hause als Lehrer. Er hatte damals schon eine besondere Anhänglichkeit für Gabriele und sie für ihn. Er wird sich jetzt ohne Zweifel in das Mädchen verlieben, er wird dahin zu bringen sein, es heirathen zu wollen. Wenn ich nun als Adoptivvater meine Einwilligung von Bedingungen abhängig machte, die Ihnen, meine verehrte Freundin, zu Gute kämen, so —"

Die Baronin fuhr in die Höhe wie von einer Viper gestochen.

„Ich will Ihnen etwas sagen," rief sie heftig, „Sie haben bisher ein gutes Geschäft gemacht, mein Herr Espe, Sie wissen, welchen Theil von meinen Zinsen Sie jährlich behalten haben unter dem Namen eines Erziehungsbeitrages für das Mädchen. Das hört nun auf. Ich gönne dem Laurent sein Glück von ganzem Herzen. Für mich brauchen Sie nicht zu sorgen, das Legat, das mir mein Mann für diesen Fall ausgesetzt hat, reicht für meine Bedürfnisse und über mein Grab hinaus gehen meine

Sorgen nicht mehr. Gabriele den Laurent heirathen! Sie wissen nicht, was Sie sagen."

Espe ahnte ein neues, ihm noch unenthülltes Geheimniß.

„Was wäre daran so unvernünftig oder unmöglich?" fragte er lauernd.

Die Baronin besann sich. Sie durfte nicht von neuem durch irgend ein Vertrauen die Absichten dieses Mannes mit ihren und Gabrielens Geschicken verschlingen.

„Unmöglich ist es vielleicht nicht," entgegnete sie, „aber ich sehe nicht ein, warum man dem Laurent Bedingungen machen sollte."

Espe, den diese Ausflucht keineswegs befriedigte, suchte nun seine ehemalige Freundin über die ihm noch unbekannten Umstände auszuforschen, die Gabrielens Geburt und die Erbschaft Laurent's betrafen. Er stieß aber in ihren Erwiederungen auf einen unerwarteten Widerstand, ja auf eine Feindseligkeit, die ihn bestimmte, nun ebenfalls als Gegner aufzutreten.

„Frau Baronin," sagte er, „es kann Ursachen geben, die mich zwingen, den Besitz Gabrielens für Laurent von Zugeständnissen abhängig zu machen, wie ein Adoptivvater, der das Recht dazu hat, der dafür gilt, das angenommene Kind mit Wohlthaten überhäuft zu haben. Sollten Sie, die Sie, wie ich

wohl merke, sich zu Laurent freundschaftlich verhalten, mir Ihre Unterstützung dabei versagen, so müßten Sie es darauf ankommen lassen, daß ich mich meines Rechtes als Adoptivvater allerdings begebe, indem ich der Welt offenbar mache, wer eigentlich nähere Rechte auf dieses Kind hat. Sind Sie damit einverstanden?"

„Sie drohen mir?" antwortete die Baronin, sich zur Gelassenheit zwingend; „Sie versuchen ein Mittel, das Sie oft genug mit Erfolg anwendeten, das aber jetzt seine gewohnte Wirkung versagen wird. Was könnte ich auch für Sie thun? Laurent wird sich durch mich nicht bestimmen lassen. Meine Schwester ist todt, die unsaubere Rache steht Ihnen frei, ihr Grab zu entehren, indem Sie ihrem Manne, ihren Kindern die Jugendsünde der Verstorbenen aufdecken. Ich glaube nicht, daß diese Rache so hart treffen würde, als Sie beabsichtigen, abgesehen davon, daß sie nicht den mindesten Nutzen für Sie haben kann. Das musterhafte Leben der Frau und Gattin würde in den Herzen ihrer Angehörigen den Flecken im Wandel des Mädchens noch nachträglich verlöschen, wenn Sie niedrig genug sein sollten ihn zu enthüllen. Uebrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben und Ihnen mit einem Schwur betheuern, daß, wenn Sie Gründe haben, die Erbansprüche Laurent's zu fürchten, Sie sich auf das Schlimmste gefaßt machen

müssen. Er ist mit dem Entschluß von hier gegangen, von dem, was ihm zukommt, nichts nachzulassen, nicht aus Habsucht, sondern um ein etwaiges Unrecht nicht walten zu lassen. Er ist der Mann keineswegs, der sich die Beschönigung eines solchen um irgend einen Preis abkaufen ließe. Und somit handeln Sie nach Gutdünken und trachten Sie, daß wir uns sobald nicht wieder begegnen."

Die Baronin verließ das Zimmer und Espe brauchte nicht lange, um einzusehen, daß von dieser Seite für ihn nichts Ersprießliches mehr zu hoffen sei. Er begab sich in eine benachbarte Stadt und schrieb seinem Sohne, dem er vor dieser Unterredung seine Rückkehr für den folgenden Tag angekündigt hatte, daß er ihm erst Auskunft geben möge, wie sich die Verhältnisse im Hause gestalten, und wenn sich dieselben nicht günstig für seinen Plan anließen, so fände er es gerathener, sich für einige Zeit und vielleicht für länger außer Landes zu begeben.

Leander hatte hierauf die erzählte Zusammenkunft mit Laurent, in Folge deren er seinem Vater rieth, sich in seiner Flucht nicht aufhalten zu lassen. Er sandte ihm zu diesem Zweck nur soviel Geld, als für die Reise unumgänglich nothwendig, indem er erklärte, daß er auch die Sendung dieser geringen Summe als Beeinträchtigung Laurent's ansehe und mit seinem

Gewissen kaum vereinbaren könnte, wenn er nicht den Vorsatz hätte, dem rechtlichen Besitzer diesen Raub zu erstatten. Espe begriff diese Skrupel nicht, die seine Verzweiflung vermehrten.

Die Baronin hatte indessen in dem Gedanken, daß Laurent eine innigere Beziehung zu Gabrielen knüpfen könnte, eine schlaflose Nacht verbracht. Am Morgen zu schwach und noch durch ihre Trauer zu sehr angegriffen, um selbst eine Fahrt nach der Stadt zu unternehmen, sandte sie durch einen Eilboten einen Brief an Laurent.

Zweifach hatte der Schauspieler Clemens Wilhelm Laurent, zu seiner Zeit als Heldenspieler ebenso wie als schöner Mann berühmt, in das Schicksal der Schwestern Marie und Adele Malwen mächtig eingegriffen. Beide gehörten ebenfalls der Bühne an. Marie, die ältere, hatte Clemens mit einer Leidenschaft geliebt, die von diesem nicht völlig getheilt wurde. Sie wollte ihn heirathen, er in seinem leichten und lockeren Sinne wich dieser Absicht lange Zeit aus, bis seine heruntergekommenen pecuniären Verhältnisse ihm eine Verbindung mit der glänzend engagirten und reich bemittelten Marie Malwen als Ausweg erscheinen ließen. Da trat plötzlich Baron Gortschin

auf und bot Marien, in die er sich trotz seiner hohen Jahre heftig verliebt hatte, Herz und Hand. Sie weigerte sich, indem sie erklärte, die Verlobte des Clemens Laurent zu sein. Gortschin unternahm es daher durch seinen Nebenbuhler selbst zum Ziel zu gelangen.

Er bot Clemens eine bedeutende Summe, wenn er seine Ansprüche auf Marien aufgeben wolle. Je erwünschter dem Schauspieler dieser Antrag kam, um so entrüsteter wies er ihn scheinbar zurück, indem er eine Liebe heuchelte, die den Preis der Entsagung nothwendig steigern mußte. Er verlangte endlich nicht blos sogleich die angebotene Summe, sondern auch, daß der Baron ein unwiderrufliches Testament in seine Hände niederlege, in welchem er, falls der Baron ohne Kinder bleiben sollte, Clemens Laurent zum Universalerben einsetze. Dagegen wollte sich Clemens verpflichten, Marien die Ueberzeugung beizubringen, daß sie sich mit ihrem Geliebten nicht ehelich verbinden könnte, und sie zur Heirath mit dem Baron zu bewegen.

Lange zörgerte Gortschin diesen seltsamen aber einzig zum Ziele führenden Weg zu betreten. Wünsche oder Grillen des Alters aber sind zuweilen noch hartnäckiger als Leidenschaften der Jugend und leiten nicht selten zu eben so thörichten Handlungen. Der

Baron faßte das Testament ab, er bedachte, daß es zuletzt doch seiner Frau zu Gute kommen werde, da sie nach seinem Tode sich ohne Zweifel mit ihrem Jugendgeliebten verbinden werde. Diesen Gedanken sagte er sich zum Trost, als Clemens, um Mariens Herz von sich loszulösen, den Verräther spielte und sie künstlich und langsam und gleichsam ohne seine Absicht zu der Entdeckung leitete, als ob er bereits vermählt und Vater eines Knaben sei. Es gelang ihm um so leichter dies glauben zu machen, da die Frau, die er als die seine bezeichnete, ebenfalls Laurent hieß und Wittwe seines Vetters, des Dorfschullehrers Ferdinand Laurent war. Marie war lange trostlos, sie vergab endlich und da sie die Bühne nicht mehr betreten wollte, so widersetzte sie sich nicht länger dem Andringen des Barons und Clemens' selbst und reichte jenem ihre Hand.

Der Baron mußte den bedungenen Preis bezahlen, das heißt das Testament in die Hände des Schauspielers legen, unter Klauseln, die es zu einem unwiderruflichen machten, nebstdem noch einen feierlichen Eid leisten, daß er keine letzwillige Bestimmung hinterlassen werde, wodurch die Giltigkeit des Testamentes angefochten werden könnte. Einzelne Punkte desselben waren nach langen Verhandlungen zwischen dem Baron und Clemens festgestellt worden. Jener

mußte sich dazu verstehen, dem Schauspieler die Ermächtigung einzuräumen, das Testament seinem Erben hinterlassen zu können, wenn Clemens früher als der Baron sterben sollte. Dafür gestattete Clemens, daß das Testament nicht länger als zehn Jahre nach dem Tode des Barons Giltigkeit haben sollte, um doch dem Zufall, daß weder Clemens noch ein Erbe desselben das in seiner Art erschlichene Gut ernstlich in Anspruch nehmen würde, eine Thür offen zu lassen.

Marie, die nunmehr verehelichte Baronin Gortschin, versuchte vergebens ihre um viele Jahre jüngere Schwester Adele dem Theater abwendig zu machen. Adele konnte auf die Triumphe einer jungen, schönen, in ihrem Fache vollendeten Künstlerin nicht verzichten. Als ihr einige Jahre später ein ähnliches Loos wie ihrer Schwester bereitet werden sollte, als ihr ein Gutsbesitzer seine Hand reichen wollte, zeigte sich, daß noch ein stärkeres Band als Liebe zur Kunst sie an die Bühne fesselte, die Liebe zu demselben Clemens Laurent, der schon das Schicksal der Schwester bestimmt hatte. Adele, schwächer und leichtsinniger, obgleich weniger leidenschaftlich als Marie, wurde ein Opfer der Verführung. Wir wissen, in welcher Art sie von der Baronin gerettet und von ihrem Kinde getrennt wurde.

Für Clemens Laurent erschien aber jetzt die Re-

mesis, entsprechend den Sünden seines Charakters und seines Lebenswandels. Als ihm Adele schrieb, daß das Kind todt sei und daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle, als er erfuhr, daß sie in der That die Bühne verließ und eine Heirath schließe, ergriff ihn eine tiefe Melancholie. Adele war seine einzige wirkliche Leidenschaft gewesen, das Bewußtsein aber, daß der Verrath, der ihm jetzt gespielt worden, nur die Vergeltung sei für den Verrath, den er selbst an Marie verübt hatte, drückte ihn so tief nieder, daß seine Kraft fast zerbrach und er Adelens Handlungsweise weder zu rächen noch zu hindern sich vornehmen konnte. Er sehnte sich nach Ruhe und Vergessenheit, trat von der Bühne ab und besuchte das Dorf, in welchem jene Wittwe Laurent, die er einst für seine Frau ausgegeben aber niemals persönlich gekannt hatte, ihr Leben kümmerlich sich und ihrem Sohn Aemilian fristete. Er wollte versuchen, ob er bei Menschen, die ihm verwandt waren, die seinen Namen trugen, Pflege, Nachsicht und Freundschaft finden werde. Im Verkehr mit der thätigen und rechtlichen Frau ging eine Umwandlung mit ihm vor, er bereute seine Vergangenheit und gab seinem Leben den würdigen Inhalt, für die Erziehung Aemilians Sorge zu tragen. Er ließ ihn studiren, und als die Wittwe Laurent starb, vertrat er Vaterstelle an dem sechszehn-

jährigen Jüngling. Seine Mittel reichten freilich nur so weit, Aemilian auf einen Standpunkt der Bildung zu bringen, von dem aus er sich allein weiter helfen mußte. Aemilian vollendete seine Studien und war während derselben einige Zeit Lehrer im Hause des Bankiers Espe gewesen. Später wurde er, wie sein verstorbener Vater, Dorfschulmeister, und wir wissen, welche Richtung über das Glück irdischer Besitzthümer hinaus sein inneres Leben zwischen Armuth und Einsamkeit genommen hatte.

In demselben Dorfe lebte ziemlich still und verhältnißmäßig zufrieden Clemens Laurent. Er sehnte sich nicht, wieder in die Welt zu treten und die einzige Anknüpfung an seine Vergangenheit bestand darin, daß er reisenden Schauspielertruppen eine Bühne im Dorfe einrichten half und sich es nicht versagen konnte, bei ihren Vorstellungen zuweilen mitzuwirken. Aemilian, dessen er sich so väterlich angenommen hatte und der ihm dankbar zugethan war, blieb ihm doch durch seine eigenthümliche Geistesrichtung in gewissem Sinne fremd. Er liebte ihn wie einen Sohn und trug doch Scheu, ihm das Geringste aus seiner Vergangenheit mitzutheilen. Nur hätte er ihn gerne reich und glücklich gesehen.

Da erfuhr Clemens eines Tages den Tod des Baron Gortschin, der noch fünfzehn Jahre neben

Marie gelebt hatte. Nun wäre es an der Zeit gewesen, das erschlichene Testament geltend zu machen. Er konnte sich dazu nicht entschließen, mochte aber auch Aemilians wegen nicht gänzlich auf das ihm Zukommende verzichten. So zögerte er von Jahr zu Jahr; wußte er doch, daß er zehn Jahre Zeit habe, ehe ihm der Besitz des Gortschin'schen Vermögens völlig verloren ging. Als er jedoch acht Jahre nach dem Tode des Barons sein Ende nahen fühlte, setzte er, wie er berechtigt war, Aemilian zum Erben des Testamentes und aller daraus erwachsenden Ansprüche ein. Auf dem Sterbebette übergab er ihm das Testament und in einer versiegelten Schrift die Geschichte seines Lebens und das aufrichtige Bekenntniß, in welcher Art er zu den Ansprüchen auf das fremde Vermögen gekommen war.

„Du wirst aus dem Testament ersehen," sagte er zu Aemilian, „daß Du noch zwei Jahre Zeit hast, mit Deinen Forderungen aufzutreten. Solltest Du in eine Lage kommen, in welcher Dir die kleine Rente, die ich Dir außerdem hinterlasse, nicht genügen kann, bist Du gezwungen und fest entschlossen, in den Besitz dieser Güter und Gelder zu kommen, dann erst — aber nur dann, eröffne die versiegelte Schrift und lies die Geschichte meines Lebens. Vielleicht hält sie Dich ab, Deine Ansprüche geltend zu machen. Nur

wenn Deine Verhältnisse sich darnach gestalten, daß Du auf den Reichthum auch dann nicht verzichten kannst, wenn Du weißt, durch welche Mittel es mir gelang, daß ich Dir jetzt die Anweisung auf einen großen Reichthum geben kann, nur in solchem äußersten Falle sollst Du davon Gebrauch machen. Wie ich Dich kenne, ist es nicht unmöglich, daß Du die zwei Jahre ungenützt verstreichen lässest. Ist aber das Testament ungiltig geworden, dann vernichte auch dieses Schreiben, das die Geschichte meines Lebens enthält, ohne es gelesen oder auch nur entsiegelt zu haben."

Aemilian Laurent mußte dies beschwören. Clemens starb und sein Erbe begnügte sich einen Blick in die Verhältnisse der Menschen zu werfen, welchen er als unerbittlicher Forderer hätte gegenüber treten können. Die Umstände hatten ihn aber jetzt auf einen Punkt gebracht, wo es seine Pflicht war, nicht mehr zu schonen und zu entsagen. Er mußte den Betrug entlarven und Gabriele retten, indem er ihr ein gesichertes Leben an seiner Seite bot. Gabriele zu heirathen war jetzt das einzige Mittel sie mit der Welt wieder zu verknüpfen. Und übereinstimmend mit diesem sittlichen Gefühl der Pflicht pochte sein Herz.

Somit entschlossen, von dem Testament vollen Ge-

brauch zu machen, eröffnete er am Morgen nach der Unterredung mit Leander das versiegelte Schreiben. Er fand darin die Geschichte des Schauspieles Clemens Laurent als offenes Bekenntniß und nur von vielfachen Selbstanklagen unterbrochen. Was das Kind Adelens betifft, so war natürlich nur erwähnt, daß es einige Tage nach der Geburt gestorben sei.

Er war noch vertieft in die mannigfach bewegenden Gedanken, welche diese Enthüllungen in ihm anregen mußten, als er den Brief der Baronin Gortschin erhielt.

Der Brief lautete: „Es lebt ein Kind Ihres Vaters, des Schauspielers Clemens Laurent. Es führt den Namen Gabriele und ist die Adoptivtochter des Emanuel Espe. Die Mutter des Kindes war meine Schwester. Da sie gestorben ist, so hindert mich nichts mehr, Ihnen diese Entdeckung zu machen, auch wenn die Befürchtung, daß Sie in ein anderes als geschwisterliches Verhältniß zu dem Mädchen treten könnten, nicht gebieterisch dazu zwingen würde. Sie werden nun der verlassenen Waise Ihre brüderlichen Arme öffnen.“

Der Eindruck dieser Enthüllung auf Laurent war natürlich ein anderer, als die Gortschin erwarten mochte. Es ergriff sein Gemüth mit einer Art von Rührung, daß ein Kind des Mannes, dem er ein

dankbares Andenken widmete, noch am Leben und daß dieses Kind eben die von ihm so heiß geliebte Gabriele sei. Die Bekenntnisse des Schauspielers, die er so eben gelesen hatte, erklärten ihm zur Genüge die Gründe der Täuschung, in welcher die Baronin befangen war, als sie den Bruder des Mädchens, den Sohn des einst von ihr geliebten Mannes in ihm vermuthete. Hatte sich doch dieser für den Gatten von Aemilians Mutter und für den Vater Aemilians ausgegeben und weder der Zufall noch die Menschen schienen demnach der Baronin den wahren Sachverhalt entdeckt zu haben.

Laurent begann nun auch zu ahnen, welche Umstände die Verwaltung des Gortschin'schen Vermögens in die Hände Espe's gespielt haben mußten. Der Baron Gortschin war ohne Zweifel gleichgiltig gegen sein Eigenthum geworden, das er nicht mehr nach Willkür vererben konnte und mußte es seiner Frau überlassen haben, nach Gutdünken damit zu schalten. Indem sich Laurent vergegenwärtigte, was ihm die Baronin von einem geheimnißvollen Wesen gesagt hatte, welches zwischen ihr und dem Bankier stehe und ihre Interessen, von denen des letztern abhängig mache, wurde es ihm klar, daß die Gortschin nur aus dem Grunde die großen Summen bei Espe angelegt haben könne — den sie übrigens damals noch für ehrlich

gehalten haben mochte — um mit den kaufmännischen Vortheilen, die er daraus zog, dem Kinde ihrer Schwester eine glänzende Erziehung im Schooße einer vor der Welt angesehenen Familie zu erkaufen. Es ließ sich errathen, daß Espe um das Geheimniß von Gabrielens Geburt wußte und es dazu benutzte, der um die Ehre ihrer Schwester besorgten Frau die Hände zu binden, so oft sie etwa ihr gefährdetes Vermögen zurückziehen wollte.

Wie diese Einzelheiten sich in Laurent's Gedanken immer mehr zur Gewißheit gestalteten, mußte er eine Frau bewundern, welche dem Ruf ihrer Verwandten und einer gesicherten Lage eines Kindes derselben so große Opfer gebracht hatte, vielleicht weil jenes Kind zugleich das des Mannes war, an welchen sie einst selbst mit glühender Leidenschaft gefesselt gewesen. Laurent gewann die Ueberzeugung, daß die Zärtlichkeit der Baronin für Gabriele sich jetzt ohne Scheu und ungehemmt entfalten werde und daß dem Mädchen in dem Herzen der edlen Frau von nun an eine um so größere Liebe gesichert sei, als diese nicht mehr blos auf einem der Vergangenheit angehörenden Gedanken, sondern auf der persönlichen Wirkung Gabrielens beruhen werde.

Diese Ueberzeugung enthob Laurent der Pflicht, durch welche er seine Absichten auf den Besitz Ga-

brielens gleichsam gerechtfertigt hatte, der Pflicht für das fernere Schicksal des Mädchens Sorge zu tragen. Er war nun nicht mehr ihr einziger Beschützer, sie fand eine natürlichere Anlehnung bei der Schwester ihrer Mutter. Er durfte nun beruhigt thun, was er unter allen Umständen gethan hätte, er durfte das Vermögen, welches er zu Gabrielens Glück verwendet hätte, wenn der Weg, auf welchem er dazu gelangte, von Anfang an ein durchaus rechtlicher gewesen wäre, getrost in die Hände der Gortschin zurücklegen, der es ohne das in widriger Art erzwungene Testament wohl niemals entzogen worden wäre. Er konnte erwarten, daß Gabriele die hauptsächlichsten Vortheile davon ziehen werde und so sollte durch eine seltsame Verkettung der Umstände dem Kinde zu Gute kommen, daß er eine unehrenhafte Handlung des Vaters in ihren Wirkungen zum Theil ungeschehen machte. Was Laurent selbst betraf, so fühlte er sich jetzt, wenn nicht geneigt, doch wenigstens berechtigt, in die Stille seiner Einsamkeit wieder zurückzukehren. Die Nothwenigkeit fiel weg, durch das Aufgeben seines Alleinstehens ein anderes Wesen von dem gleichen aber minder wünschenswerthen Alleinstehen zu retten. Indem sich Gabrielen unter dem Schutz der Baronin ein anderer Weg in die Welt eröffnete, hätte er selbst seine Stellung außerhalb der Welt wieder einnehmen

dürfen. Aber mächtig und leidenschaftlich widersprach sein Herz; er liebte, er wußte sich wieder geliebt; am Baum des wirklichen, unmittelbaren Lebens winkte ihm eine goldene Frucht, warum sollte er die Hand nicht darnach ausstrecken dürfen?

Er hatte sich die Frage noch nicht beantwortet, wie es kam, daß er überhaupt zögern, zweifeln, sich besinnen konnte, glücklich zu werden; er empfand von Neuem einen Zwiespalt, der ihm schon einmal das Gemüth zerrissen hatte und den er damals mit einem lebhaften Bewußtsein von Pflicht für Gabriele überkleidet hatte; es war ihm jetzt noch nicht gelungen eine wiederholte Ausgleichung dafür zu finden, als plötzlich Unerwartetes geschah. Die Thür seines Gemaches wurde aufgerissen und Gabriele stand ihm gegenüber.

„Die Verzweiflung mag rechtfertigen," sagte sie, „was Sitte und Anstand vielleicht verdammen werden. Man hat mir keine Zeit gelassen, den Entschluß die Menschen zu verlassen, die mich bisher umgaben, in schicklicheren Formen auszuführen. Ich mußte den Schritt gewaltsam unternehmen und jede Brücke hinter mir abbrechen. Ich habe keinen Freund als Sie und für mein Herz ist es nothwendig nichts ohne Ihren Rath, ohne Ihre Hülfe zu thun?"

Laurent war fast außer Fassung gekommen durch

ihre plötzliche Erscheinung, der die Aufregung des Momentes jenen Ausdruck verlieh, in welchem ihre Schönheit erst zur vollen Wirksamkeit gelangte. Unter dem unmittelbaren Eindruck derselben und in Erwiederung auf die liebend vertrauende Rede, die er von ihr vernahm, wäre er gerne in Worte des Entzückens ausgebrochen. Er bezwang sich jedoch und indem er vor ihr stehen blieb, die sich wie ermüdet und halb ohnmächtig auf einen Sessel geworfen hatte, fragte er ruhig nach dem nächsten Grund dieses Schrittes.

„Gestern spät des Nachts," erzählte Gabriele, „kam Leander auf das Landhaus. Er wollte trotz der späten Stunde Zutritt in meinem Zimmer haben, was ich ihm verweigerte, mich aber bereit erklärte, weil er vorgab, Wichtiges mit mir sprechen zu müssen, ihn bei seiner Mutter anzuhören. Kaum war ich bei Frau Espe eingetreten, als Leander ohne Rücksicht auf ihre Gegenwart meine Hände ergriff, küßte und sich endlich vor mir niederwarf. Ich hatte ihn niemals so gesehen. Ich habe Ihnen erzählt, Laurent, wie kalt und abgemessen wir uns stets zu einander verhielten. Jetzt stammelte er in Worten der Raserei, die ich nicht wiederholen möchte, von einer Leidenschaft für mich, die Erhörung oder Tod wolle."

„Die Neuheit einer solchen Sprache, einer solchen

Scene machte mich einen Augenblick blöde verstummen. Er mußte glauben, daß ich ihn mit Beistimmung anhöre. „„Ja, Du bist wieder mein, Gabriele,““ „rief er aufspringend,“ „„Du bist meine Braut, Du hast meine Thorheit vergessen, daß ich ein Verbrechen meines Vaters noch verbrecherischer zu machen, mein Lebensglück opfern wollte. Alles ist zerstört, Ansehen und Vermögen, Besitz und Ehre, Alles ist hin, Dich allein können sie mir nicht antasten und rauben, Dich halte ich fest und nun mag dieses Haus zu Schande und Elend zusammenbrechen, Du bleibst mir und ich habe nichts verloren.““

„Er wollte mich umarmen, ich stieß ihn zurück. Aber meine Bestürzung über das, was er von einem drohenden Untergang des Hauses gesagt hatte, war noch größer als mein Abscheu vor seiner Raserei. Sollten diese Menschen, denen Geld Alles ist, ihr Alles verloren haben? Ich fragte, wie er das verstehe.“

„„Ja, mein Kind,““ „sagte Frau Espe, die bisher ganz schweigend zugesehen hatte,“ „„es ist so, wie Leander sagt. Ein schlechter Mensch, dieser Aemilian Laurent, den die Hölle plötzlich zu unserm Verderben ausgeworfen hat, bringt uns um Hab und Gut. Wie werde ich das überleben!““

„Die Frau weinte, während Leander seine Blicke

auf mich gerichtet hielt, wie es mir schien, um die Wirkung dieser Mittheilung auf mich zu belauern. Unter Schluchzen sprach seine Mutter weiter:" „„Wir sind dem Laurent verschuldet und er hat erklärt, daß er uns ohne Erbarmen gerichtlich wird pfänden lassen und nackt und bloß auf die Straße hinausstoßen. Mein Mann, Dein Pflegevater, Gabriele, hätte den Anblick nicht ertragen können, er hat sich davor geflüchtet und kehrt vielleicht nie mehr zurück. Unsere Hoffnungen beruhen jetzt einzig auf Leander. Er will ein neues Geschäft beginnen, er will arbeiten und, wenn möglich, Alles wieder in den alten Stand bringen. Aber dazu bedarf er Dich, Gabriele, er hat es mir gestanden, er kann ohne Dich nicht mehr für sich, viel weniger für Andere existiren. Sei dankbar für Alles, was Du in diesem Hause von Jugend auf genossen hast und widersetze Dich nicht seinen Wünschen."".

„Aber wie ist es möglich, fragte ich, daß Laurent, der edle, hochherzige Mann sich aus Habgier schändlich oder erbarmungslos zeigen könnte?"

„„Meine Mutter vergrößert seine Schuld,"" „sagte jetzt Leander," „„Laurent handelt blos in seinem Recht. Er wird uns vor der Welt vernichten, er wird meiner Mutter das Kissen unter ihrem Haupt wegziehen, aber er handelt in seinem Recht. Ich hindere ihn

nicht, ich will nur ebenfalls mein Recht. Sie waren meine Braut, Gabriele, Sie sind meine Braut. Sie haben eingewilligt, mein Weib zu werden und daß ich selbst Ihnen, einen Augenblick verblendet durch die Gewalt der Umstände, das Wort zurückgeben wollte, ändert nichts, Sie sind mein und ich werde nicht von Ihnen lassen. Ich bestehe auf dem Recht, Sie zu besitzen, und sollte ich es dem Manne abtreten, der sein eigenes Recht so hart und unerbittlich gegen mich geltend macht?""

„Ich verstand nicht, wie Leander ein juridisches Recht mit einem Recht des Herzens in Parallele setzen mochte, aber der Augenblick war nicht geeignet dies zu erörtern. Ich sagte ihm nur einfach, daß ich ihn nicht liebe und nicht hasse, daß er zur Zeit, da er mein Bräutigam hieß, es versäumt hatte, mir innerlich näher zu treten und mir dadurch ein Fremder geblieben sei, ich verhehlte ihm nicht, daß es jetzt zu spät, daß meine Gedanken, mein Leben, daß mein Herz eine andere Richtung genommen hat."

Gabriele hielt hier mit gesenkten Blicken inne, ehe sie fortfuhr: „Leander zuckte bei dieser Erklärung zusammen und fragte dann, was ich zu thun entschlossen wäre. Ich erwiederte, daß man vor Allem Sie, Aemilian, zu mir bescheiden möge, damit ich von Ihnen selbst erfahre, ob Sie der eigennützigen Härte fähig

sind, deren man Sie anklagt und damit ich Sie, wenn Sie eine Ursache hätten, so zu scheinen, vielleicht milder stimmen könne."

„„Laurent sollen Sie nie mehr sehen!““ „schrie Leander heftig;“ „„auch würde es zu nichts führen. Sie Lernen Sie ihn ausseinen Handlungen kennen, wenn uns auf Stroh gebettet sehen werden. Wir verlassen morgen dieses Haus und auch das in der Stadt gehört nicht mehr uns. Alles muß zu Geld gemacht und Laurent überantwortet werden. Wir beziehen morgen eine kleine Wohnung in der entlegensten Vorstadt. Bleiben Sie bei meiner Mutter, Gabriele, seien Sie ihr ein Trost und geben Sie ihr Muth in dem Unglück, das sie vor Allen am tiefsten empfindet. Ich verlange nichts von Ihnen für mich, lassen wir die Zeit walten, Sie hassen mich nicht und ich werde aufhören Ihnen ein Fremder zu sein. Nur Eines müssen Sie mir versprechen, müssen Sie mir schwören — und um es möglich zu machen, ist es unerläßlich, daß Sie bei uns bleiben — nur Eines!““

„Ich muß gestehen,“ fuhr Gabriele fort, „daß der Gedanke Reiz für mich hatte bei diesen Menschen, deren Glück theilen zu müssen mich stets mehr erbittert als zu Dank verpflichtet hatte, im Unglück auszuharren, sie vielleicht die rechte Liebe zu lehren, jetzt, wo mehr Gelegenheit war, mir Liebe zu verdienen.

Ich fragte demnach, was Leander so feierlich von mir begehre." . . .

Gabriele schwieg. „Und was begehrte er?" fragte Laurent, indem er sie mit leuchtenden Augen betrachtete.

Sie schien ihrem Erröthen zu zürnen, das sie hindern wollte, ihre Geständnisse mit dem Ernst zu vollenden, der sie dabei ergriffen hatte und der verstärkt wurde durch das Bewußtsein, daß dies die wichtigste Stunde ihres Lebens sei. Die Befangenheit überwindend sagte sie daher fest und ruhig:

„Er begehrte, daß ich Sie nie mehr sehe, Aemilian."

Beide schwiegen hierauf. Es war, als ob diese unwillkürliche Pause eine nicht sichtbare Umarmung der Seelen in sich schließen würde, die Beide mit Wonne als solche empfunden hätten. Gabriele entzog sich ihr zuerst, indem sie fortfuhr:

„Ich erklärte, daß mir dies unmöglich sei und daß die Schmähworte, welche Frau Espe inzwischen nicht aufgehört hatte gegen Sie, Laurent, auszustoßen, mir klängen, als ob sie gegen meine eigene Ehre gerichtet wären. Ich sagte, daß ich das nicht ertrage und von Ihnen selbst wissen muß, warum Sie Feinde haben. Ich würde mit Menschen nicht leben wollen, die Haß und Widerstand gegen Sie haben, und

wenn ich meinen Entschluß, das Haus zu verlassen, hätte opfern können, als ein Unglück dieses Haus betraf, so müßte er doch jetzt aufrecht bleiben, wo mir mit dem Manne, den ich — wo mir mit Ihnen, Laurent, das innigste Interesse meines Lebens angefochten wird, wo es meine Selbsterhaltung gilt."

„Frau Espe wurde bleich vor Wuth und wollte mit heftigen Worten auf mich losschreiten. Leander hielt sie zurück und bat sie, ihn sprechen zu lassen." „„Gabriele,"" „sagte er," „„es giebt einen Preis, um welchen Sie bei uns bleiben und schwören werden, Laurent nicht mehr zu sehen.""

„Ich betrachtete ihn mehr ungläubig als erstaunt."

„„Ich kenne Ihre Mutter, Gabriele,"" „fuhr er fort," „„wenn ich Sie zu ihr führe, wenn ich Sie in ihre Arme lege, wollen Sie dann thun, was ich verlange und Laurent nicht mehr sehen?""

„Ich zitterte an allen Gliedern, an diese Möglichkeit hatte ich nie gedacht. Schreck überfiel mich, von dem ich nicht wußte, ob es Freude sei, daß mir eine Mutter lebt, ob Entsetzen, daß mir ein von Gott und Natur zuerkanntes Recht, meine Mutter zu kennen, vorenthalten werden konnte: Das Entsetzen überwog."

„„Nein!"" „schrie ich," „„Ihr Mund soll es nicht sein, der mir der erste den Namen meiner Mutter nennt,

Ihr Mund nicht, der im Stande war, mir es bisher zu verschweigen. Fort, fort, aus diesem Hause! Meine Mutter lebt! Laurent, hat er Gewalt über diese Menschen, so wird er mir den Namen meiner Mutter von ihnen erkämpfen. Er wird der erste sein, von dessen Lippen ich ihn vernehme.““

„Ich eilte auf mein Zimmer und schloß die Thür ab. Ich kleidete mich in meine schlechtesten Kleider, ich nahm nur was unerläßlich nothwendig war zu mir, die Pest scheint mir an den Dingen zu kleben, die das Eigenthum dieses Espe's sind und die gebrauchen zu müssen ich verurtheilt bin. Ich nahm kein Geld zu mir, mit dem ersten Morgengrauen wanderte ich zu Fuße hierher. Laurent, sprechen, handeln Sie für mich. Erfahren Sie den Namen meiner Mutter, ich will sonst nichts mehr auf Erden.“

— Laurent ergriff nicht ohne Rührung ihre Hand. „Es schmerzt mich,“ sagte er, „daß ich Ihnen rauben muß statt Ihnen zu geben, wie Sie von mir erwarteten. Aber falsche Hoffnungen sollen nicht mit Ihrer Seele spielen. Ihre Mutter ist todt! Wenige Minuten bevor Sie jetzt kamen, Gabriele, habe ich erfahren, wer Ihre Mutter war und daß sie nicht mehr ist.“

„So lebte Sie mir nur einen Augenblick und

starb mir in demselben Augenblicke. Wer war sie und wie kam es, daß ich nie von ihr erfuhr?"

„Das Alles soll Ihnen die nächste Zukunft erklären," sagte Laurent, „der gegenwärtige Moment hat über Sie selbst zu entscheiden."

„O, Aemilian!" rief Gabriele, „ist es wahr, daß Sie das Schicksal der Familie Espe in Händen haben, dann seien Sie nachsichtig. Lassen Sie den Unglücklichen, was sie besitzen und was all ihr Sein und Wesen ausmacht. Dann erst, Laurent, habe ich ein Recht auch für mich eine Bitte zu stellen."

„Auch dies ist eine Täuschung," erwiederte Laurent, „seit diesen Morgen habe ich mich bereits innerlich der Macht begeben, das Geschick dieser Familie zu entscheiden und heute noch werde ich diese Macht auch thatsächlich in andere Hände legen. Es hindert Sie daher keine Rücksicht auf jene Menschen mehr, von mir zu fordern, Gabriele, was Sie eine Bitte nennen."

Ueber Gabrielens Züge breitete sich der Ausdruck einer unbesieglichen Befangenheit. Ihr Schweigen war sichtlich ein Ringen nach Muth, den sie, ihre gesenkten Blicke immer wieder zu Laurent erhebend, aus der Innigkeit zu schöpfen schien, mit der er sie betrachtete. Endlich begann sie:

„Ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Brücke

hinter mir abgebrochen habe, aber ich habe Ihnen die Worte des Fluches, des Hasses, der Drohung nicht mitgetheilt, mit welchen Frau Espe die Flucht nach meinem Zimmer begleitete. Sie schrie mir noch durch die geschlossene Thür zu, daß wenn ich ohne ihren Willen das Haus verlasse und es wage, mich zu Ihnen zu begeben, so soll eine Stunde später mich die Welt als die schändlichste und verworfenste Kreatur verachten, zu der das Weib herabsinken kann. In diesem Augenblicke weiß bereits der ganze Kreis von Freunden und Verwandten des Hauses, alle Leute, die man dort die Welt nennt, daß ich, ein Ungeheuer von Undankbarkeit, die Familie in dem Moment verließ, da sie von einem großen Unglück heimgesucht wurde, um mich unverschämt in die Arme des reich gewordenen Mannes zu werfen, desselben, der von dem Unglück der von mir Verlassenen Vortheil zieht. Daß nur die Sehnsucht, meine Mutter zu kennen, daß nur der Abscheu vor jenen metallenen Herzen, die mir das Glück und das Recht des Kindes entziehen konnten, mich dazu getrieben hat, das wird Niemand wissen. Gleichviel! Ich habe keine Mutter, ich stehe von Neuem so weit außerhalb der Welt, daß selbst Verwünschungen mich nicht treffen können. Aber außer allem Zusammenhang darf ich auch frei über mich schalten, nach den Geboten meiner

eigenen Sittlichkeit, meines eigenen Herzens, nicht nach den sinnlosen Formen und Gesetzen der Welt."

Die Ueberzeugung, daß sich nun an Gabrielens Leben ein kaum jemals zu verlöschender Makel heften werde, in dem Augenblicke, da sie unter dem mütterlichen Schutz der Gortschin, der er sie zuführen wollte, erst von allen Seiten Liebe und Lebensgenuß finden sollte, traf ihn mit großem Schmerz. Gabriele hatte nichts Krankhaftes, Hysterisches an sich, sie war nicht geschaffen, das Urtheil der Welt nicht zu empfinden und in Verborgenheit und Einsamkeit hinzusiechen. Gabriele, in ihrer junonischen Erscheinung, stark und kräftig, gesund und wohlgebildet auch an Geist und Herzen, konnte wohl in der Verzweiflung, mit der sie aus dem Dunkel ihrer Verhältnisse einen Ausweg suchte, zuweilen auf Irrwege gerathen. Gabriele bedurfte doch zur vollsten Harmonie ihres Innern den Zusammenhang mit dem äußern Leben, mit der Welt, eine auf Achtung und Liebe gegründete Stellung in der Gesellschaft, einen Verkehr mit Vielen und das Bewußtsein, anregend und theilnehmend nach manchen Seiten zu wirken. Diese Flucht zu ihm, wenn sie auch unter den herrschenden Umständen dazu berechtigt war, konnte im Urtheil der Welt niemals ausgetilgt werden, selbst nicht, wenn sie seine Gattin werden sollte; denn sie schien mit jenem

abenteuerlichen Schritt nicht blos eine dem Weib auferlegte konventionelle Schicklichkeit, sondern eine allgemeine menschliche Pflicht verletzt zu haben, indem sie, um einer egoistischen Leidenschaft Folge zu leisten, den Moment des Unglücks Derer, die für ihre Nächsten galten, mit Absicht gewählt zu haben scheinen mußte.

Die Wolke nicht verbergend, die bei diesen Betrachtungen seine Stirne überzog, fragte Laurent, in welcher Art nun Gabriele die Freiheit über sich zu schalten bethätigen wolle.

„Sie scheinen traurig," sagte Gabriele, „daß mein Loos eine solche Wendung genommen hat; ich bin es nicht. Mich erfüllt Stolz und Freude, daß unser Geschick das gleiche ist, daß ich eben so fremd, so vereinsamt und allein stehe wie Sie. Und da ich nun auf Niemand Rücksicht zu nehmen habe, so gönnen Sie mir bei Ihnen zu bleiben, einsam zu sein in Zweien, die Resultate Ihres Denkens erfahren und bewahren zu dürfen. Auf den kühnsten Gängen Ihres Geistes möchte ich der begleitende Schildträger sein und wenigstens als ein verstehender Zeuge die Thaten mit ansehen, die ich nicht selbst zu vollbringen vermöchte. Lassen Sie mich die mir entrissene Welt wieder finden, indem Sie zu sehen, zu hören, zu begreifen mein Zusammenhang mit dem

All, die Aufgabe meines Lebens werde. Geben Sie dieser Verbindung welche Form, welchen Namen Sie immer wollen, ich werde daraus keine Ansprüche für mich ableiten, ich will still eine vergessene, eine verschollene Existenz neben Ihnen führen. Und mein einziges Ziel, mein einziges Glück soll es sein, wenn auf Ihrer einsamen Höhe Sie vielleicht einmal ein Gefühl schauerlicher Verlassenheit überfällt, Ihnen durch ein Wort, durch ein Lied, durch Alles was ich empfinde und was ich leisten kann eine kleine Freude wie eine Blume hinauf zu tragen."

Gabriele war mit diesen Worten mehr als sie es vermuthete den Gedanken Laurent's begegnet. Er sah jetzt mit einem Male klar in die Ursachen des Zwiespalts, der ihn zaudern und schwanken ließ, so oft er rasch nach dem Besitz Gabrielens greifen wollte. Wie sie es gesagt hatte, so wäre in der That die Stellung gewesen, welche ein Weib neben ihm eingenommen hätte; ein trauriges, schweigsames, von der Welt abgeschiedenes Dasein. Lebendige Theilnahme am vollen, blühenden Leben, jene Gemeinsamkeit, welche durch gleiche jugendliche Genußfähigkeit bedingt wird, hätte er ihr nicht mehr bieten können. Ihr aber wäre die Einsamkeit zu dem Kerker geworden, der sie ihm selbst einst gewesen war,

und sie, als junges, schönes Weib auf die Unmittelbarkeit des Lebensgenusses angewiesen, hätte die kerkerhafte Einsamkeit nie philosophisch zu der geistigen Halle erweitern können, in welcher er sich seit Jahren ruhig und ohne Wunsch bewegte, nichts entbehrend und nichts genießend.

War es ihm wie eine Pflicht erschienen diese stolze Freiheit zu opfern, als er kein anderes Mittel wußte Gabriele die erste und einzige Liebe seines Herzens mit der Welt zu verknüpfen, so erschien es ihm jetzt als eine doppelte Pflicht, der Lockung seiner Leidenschaft zu widerstehen und nicht in das Leben unterzutauchen, über das er sich schon erhoben und dem er schon entsagt hatte. Und es war auch eine Pflicht gegen Gabriele, die mit ihm jenes Glück nicht gefunden hätte, auf welches Schönheit, Jugend und Lebenslust sie verwiesen.

Aber sollte er sie herzlos von sich stoßen, sie mit Schmerz und Beschämung erfüllen, sie, die ihm eine tiefe Neigung eben in so rührender Art bekannt hatte? Gab es kein Mittel, sie unter den Schutz seiner Liebe zu nehmen, ohne sie vor der Welt für immer an sich zu binden?

Er sann und sann — während Gabriele mit hochgerötheten Wangen und wogender Brust und nicht mehr mit gesenkten Blicken, sondern wie nach

dem Vollbringen einer muthigen That mit leuchtenden Augen ihm gegenüber stand.

Da fiel sein Blick auf den Brief der Gortschin, der noch offen auf dem Tisch lag. Wie eine höhere Eingebung durchzuckte es ihn, aber seine Nerven bebten in einem beinahe physischen Schmerz. Er streckte die Hand nach dem Briefe aus mit derselben Größe des Entschlusses, mit der Mucius Scävola sie in das Feuer streckte. Er reichte diesen Brief Gabrielen und sie las die Worte, die wir kennen:

„Es lebt ein Kind Ihres Vaters, des Schauspielers Clemens Wilhelm Laurent. Es führt den Namen Gabriele und ist die Adoptivtochter des Bankiers Emanuel Espe. Die Mutter des Kindes war meine Schwester. Da sie gestorben ist, so hindert mich nichts mehr, Ihnen diese Entdeckung zu machen, auch wenn die Befürchtung, daß Sie in ein anderes als geschwisterliches Verhältniß zu dem Mädchen treten könnten, nicht gebieterisch dazu zwingen würde. Sie werden nun der verlassenen Waise Ihre brüderlichen Arme öffnen."

„Mein Bruder!" rief Gabriele und das Blatt entfiel ihrer Hand.

Es verging eine geraume Zeit, in der weder Laurent noch Gabriele eines Wortes mächtig wurden. Laurent wendete sich ab, um seine Thränen zu

verbergen. Sie konnten für den ersten und letzten Schmerzenszoll gelten, durch welchen er sich von dem Zusammenhang mit der sinnlichen Schönheit des Daseins loskaufte. Fortan stand er auf der reinen und kalten Höhe nicht einer leidenden, sondern einer willensstarken Entsagung. Im Gegensatz zu jenem brutalen Egoismus, der den Menschen in den Gütern der Erde, denen er nachstrebt, völlig untergehen läßt, so daß er von ihnen besessen wird, statt sie zu besitzen, bethätigte Laurent den idealen Egoismus, in welchem der Mensch die Dinge von sich loslöst, das Irdische im Geist der Erkenntniß von sich abstreift, ehe die Naturnothwendigkeit des Todes es ihm gewaltsam entreißt und aus dem Untergang des äußerlichen Besitzes sich sein eigenstes Wesen frei und unangefochten rettet. Einem solchen Sieg aber geht ein Kampf vorher und die Wunden, die er versetzt, bluten lange nach Innen fort. Laurent blutete noch.

Keine Lupe des Psychologen jedoch könnte genügen, um das Gemisch von Empfindungen zur Klarheit aufzulösen, welches, Leid und Lust zugleich umschließend, im Busen Gabrielens wogte. Der jungfräuliche Sinn eines reinen Mädchens faßt eine erste Liebe nicht so objectiv auf, um daß die Jungfrau sich völlig klar werden könnte über den Charakter

ihrer Sehnsucht, ihrer Wünsche und über das Ziel der Befriedigung, welchem sie unbewußt nachstrebt. Instinktmäßig war daher die Trauer, welche sich im ersten Augenblicke dieser Enthüllung auf Gabrielens Herz senkte. Sie gab sich keine Rechenschaft darüber, ob sie damit den Untergang einer geträumten Gemeinsamkeit bedaure, welche ihren unaussprechlichen Reiz davon erhält, daß ursprünglich Fremdes sich zur unauflöslichen Verwandtschaft zusammenfindet, sie empfand nur, daß eine kalte, scharfe Klinge in ihr Leben gedrungen sei und dort eine unendlich süße Verbindung mit Laurent rasch zerschnitten habe. Doch wie ein trüber Niederschlag, der sich zu Boden senkt, verlor sich diese Trauer immer tiefer in den verborgensten, stillsten Grund ihres Innern. Die Zeit, die Laurent bedurfte, um seine Thränen hinab zu drücken, genügte auch ihr, um sich auf die Aetherhöhe des Bewußtseins zu schwingen, daß ihr der geliebte Mann nun doch durch das reinste und edelste Band angehöre, daß sie ein Theil seiner Existenz sei und berechtigt ihn zu lieben und Liebe von ihm zu empfangen.

Als Laurent sich wendete und sie betrachtete, lehnte sie sich sanft an seine Brust.

„Ich liebe Dich," sagte sie, „ich habe Dich immer geliebt, als Kind schon, nie hab' ich Dich ver-

gessen. Aemilian, ich habe Dich tausend Male im Stillen gerufen, genannt mit allen Schmeichelworten. Nun ist es erklärt, warum ich so unnennbar an Dich gefesselt war. Nun stehen wir nicht mehr außerhalb der Welt. Du hast eine Schwester in dieser Welt und ich einen Bruder."

An demselben Tage zog noch Freude ein auf dem Wittwensitz der Baronin Gortschin. Aemilian brachte Gabriele zu ihr und erklärte, daß er seine brüderlichen Rechte an das Mädchen in so fern an die Baronin abtreten wolle, als dieselbe Mutterstelle bei dem Mädchen bekleiden möge. Das war der innigste Herzenswunsch der Gortschin, den sie bisher nur aus dem Grunde nicht ausgesprochen hatte, weil sie die Entschließungen des nun so reich und dadurch mächtig gewordenen Bruders nicht durch den Schein eigennütziger Absichten kreuzen wollte.

„Wie will ich nun trachten," sagte die Baronin, als sie mit Aemilian allein war, „an dem herrlichen Mädchen das Verbrechen zu sühnen, daß ich dem Kinde die Mutter und der Mutter das Kind raubte. Gabriele wird mir vergeben, wenn sie erst die Verhältnisse kennen wird."

Laurent theilte ihr nun mit, daß das Testament

von ihm vernichtet worden sei und sie sich als die einzige und rechtmäßige Universalerbin des Baron Gortschin betrachten könne. Die alte Frau äußerte darüber weder eine maßlose Freude noch ein allzugroßes Erstaunen.

„Es ist auch gleichgiltig," sagte sie, „wer nominell der Besitzer des Vermögens ist, da wir nur Eine Familie sind. Sie sind oder Du bist mein Sohn, Aemilian, weil Du der Bruder Gabrielens und weil Du wie sie ein Kind des Mannes bist, den ich zumeist auf Erden geliebt habe. Für mich brauche ich nicht mehr, als was ich auch ohne diese Erbschaft hätte und Euch gehört was ich bin und was ich habe. Euch bleibt aber auch ohne das, was Espe's Klauen noch entrissen werden muß, ein großer Besitz."

Es zeigten sich jetzt einige äußere Vortheile, welche Laurent's Entsagung nach sich zog und welche zwar keineswegs die Motive waren, die ihn dazu bestimmt hatten, die ihm aber jetzt wie ein irdischer Lohn zufielen. Gabrielens Flucht aus dem Hause Espe's wurde nicht mehr als schwarzer Undank verurtheilt, als sich die Nachricht verbreitete, daß sie ihren einzigen Verwandten, daß sie einen Bruder an ihm gefunden habe. Laurent hatte ferner, indem er auf der Voraussetzung der Gortschin, daß er der Bruder Gabrielens sei, sein Verhältniß zu dieser begründete,

nicht nöthig, der alten, noch treu an ihrem Jugendgeliebten hängenden Frau die niedrige Art zu erklären, in welcher derselbe in den Besitz des Testamentes gekommen war. Er wich den Fragen hierüber mit dem Bemerken aus, daß er ein Geheimniß nicht enthüllen wolle, welches selbst der Baron Gortschin, den es doch zunächst betraf, durch Schwüre gebunden, nicht entdecken wollte. Er wolle den Vater Gabrielens dadurch im Grabe ehren, daß er hierüber unverbrüchliches Schweigen bewahre.

Einen Eindruck unermeßlicher Freude brachte die Kunde, daß Laurent der Bruder Gabrielens sei, auf Leander Espe hervor. Sein ganzes Trachten ging nun vorerst dahin, sich Laurent gegenüber von dem drückenden Gefühl unrechtmäßigen Besitzes möglichst frei zu machen. Mit der größten und schonungslosesten Energie betrieb er den Verkauf alles dessen, was vom Eigenthum des Hauses zu Geld gemacht werden konnte. Als er den Erlös mit Allem, was noch baar in der Kasse war, Laurent einhändigen und die Berechnung mit ihm pflegen wollte, wieviel nun noch von der Schuld seines Vaters zu tilgen übrig bleibe, wies ihn Aemilian an die Baronin Gortschin. Bei dieser Gelegenheit sah Leander Gabriele zum ersten Male wieder. Die Baronin bewies sich rücksichtslos und hörte nicht auf mit der

gerichtlichen Anklage und dem Eintreiben der Rückstände durch gesetzliche Hülfe zu drohen, so lange sie glauben mußte, daß der junge Mann nur dem Zwang der Nothwendigkeit und nicht dem eigenen Gefühl der Rechtlichkeit gehorche.

Als sie jedoch an seinem Bestreben nicht zweifeln konnte, seinen Vater möglichst zu entsühnen, sich selbst aber von jedem Verdacht einer Gemeinschaft mit der Handlungsweise des alten Espe zu reinigen, wurde die Baronin milder. Leander besaß positiv fast nichts mehr als das Stübchen, das er mit seiner Mutter bewohnte und die Berechtigung, seine kaufmännischen Geschäfte fortzusetzen. Er stellte der Baronin frei, sich den Gewinn dieser Geschäfte gerichtlich sichern zu lassen, bis sie völlig befriedigt wäre. Die Baronin nahm dies an, indem sie dafür auf jede Verfolgung des alten Espe verzichtete. Dieser konnte zurückkehren, ein Bettler zwar, aber zum mindesten mit der Achtung, welche die Welt nur dem Reichthum schenkt, nicht auch der Ehre beraubt, die sie auch dem Aermsten lassen muß, so lange er eben nicht im Angesichte der Welt ihrer verlustig wurde.

Einen doppelten Beruf erfüllte Aemilian Laurent in der angenommenen Rolle als Bruder Gabrielens. Er läuterte mit mehr Ernst und Strenge, als er es

in jedem andern Verhältniß vermocht hätte, die Seele des Mädchens von den Schlacken, welche die Kränkungen, die erfahrene Lieblosigkeit, der Mangel an innerer Stütze und Alles was ihre Jugend zu einer so vereinsamten gemacht hatte, an das reine Gold angesetzt hatten. Andererseits wirkte er als Freund, als Lehrer, als Vater auf Leander, der jetzt vom Leben in die schwere Schule der Arbeit und der Pflicht genommen, erst die Organe bekam, den wahren Inhalt des Menschenlebens zu erkennen und mit Begeisterung von Laurent diese Organe gebrauchen lernte. Gabriele begann seine Nähe angenehm zu empfinden, sie erkannte in seinen Reden und in seinem Charakter den fruchtbaren Einfluß des geliebten Bruders. Leander, arm und einst verschmäht, wagte nicht um sie zu werben, für ihn aber warben nach Ablauf von zwei Jahren Laurent und die Baronin selbst. Gabriele wußte nicht, warum sie so heftig, so bitter weinen mußte, als sie diese Werbung anhörte, ja sie wußte nicht, warum sie in ihrer endlichen Einwilligung eine Rettung von einem unklaren, nebelhaften Gespenst zu ergreifen glaubte.

Aemilian Laurent hatte den Muth, welcher ihm in der Consequenz seiner Stellung zur Pflicht wurde, der Hochzeit beizuwohnen. Unmittelbar nach derselben wanderte er in sein Dorf zurück.

Jahre vergingen. Was er von der Außenwelt erfuhr, überzeugte ihn thatsächlich von der unbedingten Richtigkeit seines Handelns. Gabriele lebte mitten in einer rauschenden, glänzenden Welt, der sie ein Gegenstand der Huldigung und welche ihr ein Gegenstand fortwährend sich erneuernden Lebensreizes war. Nie hätte sie an Laurent's Seite, das fühlte er, mit solcher Unbefangenheit und Unmittelbarkeit sich dem Reiz an der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen hingeben können und dürfen, ohne daß er sich eine schmerzlichere und tadelnswerthere Entsagung auferlegt hätte, als indem er auf sie verzichtete: — die Entsagung der Pflicht, seinen äußern Lebensgang den Gesetzen seiner Natur gemäß zu gestalten.

Wohl aber vermochte er jetzt als ein persönlich Unbetheiligter auch solche Culturmomente, wie sie im Leben einer großen Stadt sich zur Geltung bringen, von objectiver Höhe herab zu betrachten und zu benützen, um die Resultate, die sie für sein Denken ergaben, seiner eigenen Entwickelung und seinen Arbeiten zu Gute kommen zu lassen. Er lehrte und schrieb, er dachte und er dichtete, er gestaltete seine Anschauungen zu Werken, welche vielleicht einst noch der Menschheit vorliegen werden, aber er blieb außerhalb der Welt.

Jahre vergingen. Was er von der Außenwelt erfuhr, überzeugte ihn thatsächlich von der unbedingten Richtigkeit seines Handelns. Gabriele lebte mitten in einer rauschenden, glänzenden Welt, der sie ein Gegenstand der Huldigung und welche ihr ein Gegenstand fortwährend sich erneuernden Lebensreizes war. Wie hätte sie an Laurent's Seite, das fühlte er, mit solcher Unbefangenheit und Unmittelbarkeit sich dem Reiz an der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen hingeben können und dürfen, ohne daß er sich eine schmerzlichere und tadelnswerthere Entsagung auferlegt hätte, als indem er auf sie verzichtete: — die Entsagung der Pflicht, seinen äußern Lebensgang den Gesetzen seiner Natur gemäß zu gestalten."

Wohl aber vermochte er jetzt als ein persönlich Unbetheiligter auch solche Culturmomente, wie sie im Leben einer großen Stadt sich zur Geltung bringen, von objectiver Höhe herab zu betrachten und zu benutzen, um die Resultate, die sie für sein Denken ergaben, seiner eigenen Entwickelung und seinen Arbeiten zu Gute kommen zu lassen. Er lehrte und schrieb, er dachte und er dichtete, er gestaltete seine Anschauungen zu Werken, welche vielleicht einst noch der Menschheit vorliegen werden, aber er blieb außerhalb der Welt.

Am grünen Tisch.

I.

Wenn ein armer Mensch, der an den Pflug seiner Existenz gespannt ist und dabei mit den Flügeln der Phantasie und der Sehnsucht vergebliche Versuche zur Fortbewegung anstellt, in der schönen Maienzeit einmal noch vor Sonnenaufgang erwacht, so kann er leicht besonders in Folge abenteuerlicher Träume, die er eben gehabt hat, sich einbilden, er liege nicht mehr in seiner öden Dachstube mit der Aussicht auf Schornsteine und den Corso der Katzen, sondern der erste Strahl des Lichtes werde Berge und Thäler, eine entzückende Landschaft vor seinen Blicken ausbreiten. Wären wir nun der Zauberer, der ihm dies ermöglichen könnte, so würden wir in der Voraussetzung, daß er in seinem Leben überhaupt noch nicht viel gesehen hat, um das ihm nur die weiteste Ferne Schönes und Neues bieten dürfte, ihn — auf den Schwingen unserer Magie — weder nach Italien noch nach der Schweiz, sondern nach einer schö-

nen Gegend unsres deutschen Vaterlandes tragen, in welchem von kühnen Reisenden noch gar viele lohnende Entdeckungsreisen zu machen sind. Und um aufrichtig gegen den Leser zu sein, eine schriftstellerische Tugend, deren öftere Anwendung viele falsche Sentimentalität, gemachte Begeisterung und selbst ganze Bücher schon dadurch verhindern würde, daß ein Schriftsteller, der nichts zu sagen hat, auch wirklich nichts sagte, um also ganz aufrichtig zu sein, wir sind selbst jener arme Mensch und jener Zauberer ist die Erinnerung, die uns in einer wachen Frühstunde nach Baden-Baden trägt.

Nach der bekannten Wahrnehmung, daß jedes Ding zwei Seiten hat, muß man zum Behuf nothwendiger Gründlichkeit auch die zwei Seiten von Baden-Baden wohl in's Auge fassen, um es richtig zu erkennen. Dies ist hier viel leichter als bei anderen Dingen, die oft Jahrhunderte lang nur von der einen und wieder Jahrhunderte lang nur von der anderen Seite betrachtet wurden, bis man sie von beiden Seiten ansehen gelernt hat. Die zwei Seiten von Baden-Baden machen sich gleichzeitig geltend und bestimmen nicht blos das Aeußerliche, die Topographie des reizenden Punktes, sondern die Verschiedenheit des Lebens, das Doppelleben, das hier geführt werden kann, und ihre ganze Bedeutung liegt

schon in ihren Namen: Das Konversationshaus und der Schwarzwald. Sie sind nicht getrennt zu würdigen und zu genießen, beide zusammen geben erst Baden-Baden. Kunst und Natur, vornehm städtische Geselligkeit und einfachste Ländlichkeit wechseln auch an anderen Badeörtern mit einander ab, aber sie wechseln eben nur und fallen sich dabei als Widersprüche in die Rede; hier jedoch sind sie vereinigte und einander durchdringende Elemente, die ein eigenthümliches, untrennbares Ganzes geben: Baden-Baden.

Die Sonne möchten wir arme Dachstubenbewohner also gern in Baden-Baden aufgehen sehen. Es regt sich noch nichts als der Wind zwischen den schönen Eichen, die jene wohlbekannte, vielbesuchte Promenade nach dem Kloster und Bad Lichtenthal bilden, eine Promenade, welche Nachmittags ein großes Pfauenrad ist, das der Reichthum schlägt, obgleich sie zu einem Ziele führt, wo Weltlust und irdischer Glanz abgestreift werden. Lichtenthal ist ein wirklich noch bestehendes Nonnenkloster, hinter dem ernsten Gemäuer betet die Entsagung. Doch dringt etwas von dem Wirken der frommen Nonnen auch nach Außen, und die Saaten, die sie ausstreuen, gehen zuweilen in weit entfernten Ländern auf; sie sind nämlich Lehrerinnen in einer weiblichen Erziehungsanstalt in Lichtenthal.

Wem sagen wir guten Morgen in dieser frühen Einsamkeit? Dem Kühbuben, der schon seit Stunden sein weidendes Vieh regiert, ist es ein verspäteter Gruß; die Lerche hat ihn längst gesungen. Jetzt aber vernehmen wir noch ein anderes Jauchzen als das der Lerche, ein Thor knarrt in seinen Angeln, eine helle, volle Mädchenstimme singt so laut, daß selbst die Kühe sich verwundert umsehen. Es ist etwas in diesem Gesang, was uns verräth, daß er von keiner Bauerndirne kömmt und dennoch dringt er in's Herz wie ein Volkslied. Das macht, weil er unwillkürlich angestimmt wird als nächster Ausdruck großer Seelenfreude.

Wir überschreiten die Fahrstraße und verbergen uns rechts im Walde, um die entgegenkommende Sängerin durch unsere Erscheinung nicht einzuschüchtern und verstummen zu machen. Bald schreitet ein junges Mädchen schwunghaften Ganges an uns vorüber, reizend und elegant gekleidet und ohne Zweifel sehr vornehm, da die bequeme und für keine Gesellschaft bestimmte Morgentoilette aus so kostbaren Stoffen zusammengesetzt ist. Neben ihr geht eine ältliche Frau, viel bescheidener gekleidet, einen grünen Hut auf dem Kopfe, einen Hut, welcher jene ganz eigene Physiognomie hat, die anzeigt, daß er geschaffen ist, Ehrfurcht zu erwecken und der selbst in Abwesenheit

seiner Trägerin verrathen würde, daß er nur einer Großmutter oder einer alten Gouvernante oder einer Tante, die auch Jungfrau geblieben ist, angehören kann. Während die beiden Damen an uns vorüberschreiten, ohne uns zu sehen, sagt die ältere: „Fräulein Barbara, sein Sie still, es kommen Leute."

Barbara erwiedert:

Bevor wir aber die Antwort Barbaras aufzeichnen, müssen wir den Leser vielfach um Verzeihung bitten, daß wir die Heldin unserer kleinen Geschichte Barbara nennen, ein Name, den man eher der Besitzerin jenes grünen Hutes zugestehen würde, aber sie hieß wirklich nicht anders und wir haben eben die Aufrichtigkeit als unsere schriftstellerische Tugend bezeichnet. Vielleicht findet diese Tugend ihren Lohn darin, daß sie die Sucht vieler Romanschreiber den Herren und Damen ihrer Phantasie die fremdartigsten Namen beizulegen, auf das Maß des christlichen Kalenders zurückführt. Welche Liebenswürdigkeit wird dadurch verringert, daß man sie Betty oder Kathi rufen muß und welche wird dadurch vergrößert, daß sie nur auf Balsamine oder Malvina hört? Besagte Romanschreiber mögen bedenken, daß sie durch seltsame Namen überhaupt die Wahrscheinlichkeit ihrer Erfindung, durch heidnische aber insbesondere sogar die Wahrscheinlichkeit des Umstandes beeinträchtigen,

auf welchen es ihnen doch zumeist ankommen muß, nämlich daß ihre Liebenden sich wirklich bekommen. Vielmehr mag es denselben in den meisten Fällen ergehen, wie dem Liebespärchen in Frankreich, das während der Revolution auf die Welt gekommen war. Der Bräutigam, ein harmloser Bauerssohn, war nach einem Monat im Kalender der Republik Frimaire benannt worden und die Braut hieß Venus, was sie, wie wir zur Ehre des Geschmackes von Frimaire annehmen wollen, vielleicht gewesen ist, während es außer allem Zweifel steht, daß sie, eine junge Bäuerin, von ihrer Griechischen Namensschwester nichts weiter gewußt hat. Als nun beide herangewachsen waren, Frimaire und Venus, und sich ohne Arg heirathen wollten, da verweigerte ihnen der Pfarrer sein Amt, denn Venus sei ganz bestimmt keine Rosière gewesen, sondern das unnennbare Gegentheil und Frimaire sei gar nichts, Leute aber mit solchen erschrecklichen Namen könne, dürfe und wolle er nicht trauen. Frimaire, dem dadurch seine Lust, sich als ein neuer Tannhäuser mit Frau Venus zu verbinden, nicht vertrieben wurde, brachte die Angelegenheit während der zweiten Restauration sogar vor die Kammern in Paris, sie beriethen hin und her, ließen Bossuet und Voltaire mit einander ringen, konnten aber nicht helfen und gingen zuletzt zur Tagesordnung über. Nun betrifft dies Bei-

spiel von den beklagenswerthen Folgen heidnischer Namen nur das wirkliche Leben und man braucht dieses nur genau zu betrachten, um sich zuweilen einen Trost daraus zu erholen, daß man nicht verheirathet ist. Wer aber tröstet die Leserin eines Romans dafür, wenn die nach so kapitelreichen Schwierigkeiten und dreibändigen Hindernissen endlich möglich gewordene Heirath noch im Hafen an einem heidnischen Namen scheitern soll, der ihr ohnehin während des ganzen Buches nicht recht vertraut werden konnte!

Barbara also erwiederte weiter singend: „wär ich ein wilder Falke, ich wollt' mich schwingen auf" und wie sie zu den Worten kömmt: „so aber sind die Schwingen mir allesammt gelähmt" — da unterbricht sie den Gesang und spricht: „Die Leute sollen nur kommen, sie sollen wissen, daß ich nicht mehr in der Erziehungsanstalt bin, sondern ungezogen —"

Und ihre Stimme verliert sich für uns in der Ferne. Nun sind wir in einiger Verlegenheit, da es zu viel Selbstverläugnung wäre, wenn wir uns dem Leser mit Ohren darstellen wollten, die in so weite Ferne reichen, um das Uebrige dieser Geschichte bequem zu vernehmen; er muß uns die Gefälligkeit erweisen, zu glauben, daß uns der Rest durch jene Magie vermittelt wird, die uns aus der öden Dach-

stube in das blühende Thal des Schwarzwaldes versetzt.

Barbara fuhr demnach fort: „Sie sollen sich überzeugen, Fräulein Kräutlein, daß ich im Institut viele Dinge gelernt habe, die kein Lehrer vorgetragen hat. Ich lernte z. B. den Weg bis auf den Fremersberg kennen, noch weit über das Jagdschloß hinaus, wo man bis nach Straßburg sieht und ich will ihn Ihnen zeigen.“

„Gott bewahre!“ entgegnete Fräulein Kräutlein, wir gehen gleich nach Baden, in den Zähringer Hof und warten da auf die Ankunft Seiner Excellenz.“

„Mein Onkel,“ sagte Barbara, „kömmt erst des Abends und ich will die kurze Zeit zwischen einer Gefangenschaft und der anderen — denn wer weiß, ob das Haus des Onkels besser ist, als das Institut — wenigstens dazu benutzen, alle Abenteuer zu erleben, die ich jemals ausgesonnen habe.“

Barbara war die Nichte des Baron Hugo von Langenspieß, Diplomat an einem kleinen deutschen Hofe; sie hatte keinen andern Verwandten und da dieser Junggeselle und viel auf Reisen war, so überließ er ihre Erziehung einem Institut. Heute hatte sie davon Abschied genommen, um fortan bei dem in Baden-Baden eintreffenden Baron zu bleiben, der sie an seinem Hofe vorstellen wollte. Fräulein Kräut-

lein, eine ihrer Lehrerinnen, hatte den Antrag des Barons angenommen, seiner Nichte in ihrer neuen Lebensstellung zur Seite zu stehen, um ihr nach Umständen als Lehrerin oder als Gesellschafterin zu dienen. Daß sie sich mit der Rolle der letzteren werde bescheiden müssen, bewies schon der erste Tag, wo der eigensinnige Freiheitsdrang des jungen Mädchens es durchsetzte, daß sie, wenn auch nicht zur Spitze des Fremersberges, doch wenigstens zum alten Schloß aufstiegen. Das ist freilich keine abenteuerliche Reise, denn der Weg zu dieser Ruine bereitet dem zartesten Fuß keine Beschwerde. Was wir als die Eigenthümlichkeit von Baden-Baden bezeichneten, ist eben, daß es uns die wildeste Romantik der sich selbst überlassenen Natur auf die civilisirteste und behaglichste Art zugänglich macht. Es ist, als ob man mitten in einem Pariser Salon sitzend die Einsamkeit des Hochwaldes genießen würde.

O, Ihr Glücklichen, denen es vergönnt ist, einen ganzen Sommer ohne Sorge und Arbeit hier in Baden-Baden zu verleben und zu verträumen. Ihr solltet, so oft Ihr von Ueberdruß und von jener Langweile geplagt seid, die in Euch selbst heimisch ist, und nicht, wie Ihr glaubt, in der Welt, Ihr solltet dann durch die dunklen Tannen zur alten Ruine aufsteigen. Das ist ein ehrwürdiges Dunkel. Der ganze

Schwarzwald hat davon seinen Namen. Wenn überall sonst die Regeln der Landwirthschaft und die Liebe zur Natur nicht im Stande sind, das schreiende Bedürfniß von der Zerstörung der Wälder abzuhalten, so vermochte dies hier blos die Rücksicht auf die Schönheit des auserkornen Badeortes. Die Aussicht vom alten Schlosse selbst zeigt Euch, was Ihr besitzt und Eure Undankbarkeit nicht zu schätzen weiß, vor Allem die Freiheit müßig da oben zu stehen, dann den Blick auf zwei der herrlichsten Besitzthümer Deutschlands, auf den Schwarzwald und den Rhein. Darüber hinaus schimmert im purpurnen Duft des Abends Frankreich und man erzählt, daß „hier die armen Emigranten, die während der Schreckensjahre der Revolution sich in großer Anzahl in Baden aufhielten, oft gestanden und weinenden Auges unverwandt nach dem so schön vor ihnen liegenden und ihnen so streng verschlossenen Vaterland gesehen haben, bis die Schatten der Nacht es mitleidig den Blicken verhüllten." Doppelt herrlich ist es für das Deutsche Auge, auf dem heimisch Angehörigen mit so großer Befriedigung ruhen zu können, ohne daß eine unstillbare Sehnsucht darüber hinaus in unerreichbare Ferne trägt.

Barbara genoß jeden Punkt des reizenden Aufenthaltes und drückte in ihren Worten eine bisher nicht gekannte Freude aus. „Ich muß immer schwätzen,"

sagte sie, „gerade weil wir Mädchen im Institute immer ermahnt wurden, schwätzt nicht.“ Selbst das alte Fräulein begann die feierliche Mentorwürde ein wenig abzulegen, die Rinde schmolz und es kam eine seit vielen Jahren heimlich konservirte Lustigkeit zum Vorschein. Barbara wagte sogar zu bedauern, daß sie mit keinem der jungen Offiziere persönlich bekannt wäre, die in der Restauration beisammen saßen, ohne daß die Farbe des grünen Hutes darüber noch blässer geworden wäre. Und selbst der Zufall schien den fröhlichen Tag begünstigen zu wollen, denn er sendete ein kleines Abenteuer.

II.

Ein Abenteuer! Wir warnen alle Romanschreiber den Anfang ihrer Geschichte nach Baden-Baden zu verlegen. Das ist das ungünstigste Terrain, um Liebende auf jene heldenmüthige und bewundernswürdige Art mit einander bekannt werden zu lassen, welche aus dem Wasser rettet oder dem Schicksalslauf scheu gewordener Pferde Einhalt thut. Ein Wasser ist nicht vorhanden, wenigstens keines in das man so leicht hineinfallen könnte, und die Pferde sind von der Atmosphäre, die an diesem Orte herrscht, zu sehr durchdrungen, als das sie nicht wissen sollten, wie sie sich

zu benehmen haben. Barbara schritt denn auch in für den Autor verzweiflungsvoller Sicherheit und ohne die geringste romantische Aussicht auf eine Gefahr durch den schönen Wald nach der Stadt Baden zurück, sehr langsam und zögernd, obgleich ihre Begleiterin, der diese ganze Wanderung schon wie ein nie erlebtes Abenteuer erschien, bald ein Ende zu machen drängte. Als sie aber an eine Stelle angekommen waren, die von alten Eichen überschattet und durch ihr frisches Grün erquickend, einem von Elfen eben verlassenen Tanzboden glich, setzte sich das junge Mädchen auf den Rasen und sagte: „Hier wollen wir spielen, Fräulein Kräutlein, das ist eine kleine Taschen-Roulette, die ich aus dem Institut mitnahm, wo Ihnen diese Erfindung ein tiefes Geheimniß bleiben mußte. Jetzt sind wir beide emanzipirt, setzten Sie sich zu mir, hier haben wir auch einen wirklichen grünen Tisch."

Fräulein Kräutlein hatte noch nicht Zeit gefunden ihr sprachloses Entsetzen laut werden zu lassen, als auch Barbara Ursache fand, zu erschrecken. Wie ein Echo widerhallte eine Stimme hinter ihnen „grünen Tisch."

Sie sahen sich um aber kein unerwarteter Anblick störte die Einsamkeit in der sie sich befanden. Unwillkürlich erhob sich Barbara und nahm den Arm

ihrer Begleiterin, um wieder nach dem von Menschen belebten Waldpfad vorzuschreiten. Sie hatten aber kaum zwei Schritte gethan, als es von sich zertheilendem Gestrüpp raschelte und sie einer Erscheinung ansichtig wurden, geeignet eher Lachen als Furcht zu erregen.

Ein junger Mann in elegantester Salontoilette, mit blonden Haaren, die in eine mehr als interessante, in eine verzweiflungsvolle Verwirrung gerathen waren, machte sich zu der grünen Stelle Bahn. In der einen seiner weißen, feinen aristokratisch gepflegten Hände trug er eine Pistole, mit der anderen umfaßte er ein kleines krystallenes Fläschchen, dessen flüssiger Inhalt, wie sehr es auch einem Flacon glich, sich jeder nicht ganz ordinären Phantasie als Gift darstellen mußte. Trotz dieser furchtbaren Attribute hätte für minder Befangene als die beiden Frauen es waren, das theatralische Wesen des jungen Mannes, verbunden mit der rosigen Jugendlaune, die sich auf seinem Gesichte spiegelte, etwas Komisches gehabt. Die Lehrerin wollte fliehen, Barbara aber hielt sie zurück, fest entschlossen, eine entsetzliche That zu verhindern. Der junge Mann schien die ihn beobachtenden Frauen nicht zu erblicken, halb von ihnen abgewendet, untersuchte er Hahn und Lauf der Schußwaffe und schien bereits entschlossen, sie an die Stirne zu drücken, als er sie plötzlich mit

einer Geberde der Verachtung in's Gebüsch warf. „Eine Bleikugel," sagte er, „ist ein zu schwerfälliger Schlußpunkt für ein so leichtes, kurzes Leben." Dafür schüttelte er jetzt den Flacon, führte ihn zuerst an die Nase und schauerte zusammen wie vor dem Geruch der Hölle, dann warf er einen unendlich tragischen Blick zum Himmel und war im Begriffe, die Lippen an den Flacon zu setzen, als er sich wieder anders besann. Er drehte das Fläschchen um und sagte, während langsam einige Tropfen zur Erde flossen: „Warum den Tod tropfenweise schlürfen? Ein rasches Ende für ein rasches Leben!" Er sah sich nach allen Seiten nur nicht nach der wo die Damen standen, um, wie nach einem passenden Mordwerkzeuge, mit einer gewissen Erbitterung in der Miene, daß kein See so freundschaftlich ist, sich hier aufzuthun, damit er sich hineinstürzen könne, als ihm plötzlich ein glorreicher Gedanke zu kommen schien. Er zog eine Schnur von beträchtlicher Länge langsam aus der Tasche, machte eine Schlinge, befestigte sie an dem knorrigen Vorsprung einer Eiche und löste den Knoten seines Halstuches auf. Jetzt schien es dem jungen Mädchen an der Zeit, die weiteren Schritte zu hemmen, und als der junge Mann eben das andere Ende der Schnur gefaßt hatte und einen prüfenden Blick auf den Baum warf, stürzte sie hervor

und faßte ihn am Arme. Er ließ wie heftig erschreckt die Schnur fallen, starrte dem Mädchen einen Augenblick in's Gesicht und rief dann im Tone höchster Ueberraschung und als ob er eine ihm längst Bekannte unerwartet wieder sähe: „Barbara!“

Die Angerufene, ohne sich zum Erstaunen Zeit zu lassen, daß sie von Jemand erkannt sei, den sie in ihrem ganzen Leben nicht gesehen, sagte mit Thränen in den Augen: „Unglücklicher Mensch, was wollen Sie thun?“

Beim Anblick dieser Thränen veränderte sich das Gesicht des jungen Mannes und drückte statt der bisherigen tragi-komischen Verzweiflung eine wahrhaft ernste Erregtheit aus. Eine hohe Röthe stieg ihm bis an die Stirne und er murmelte: „hohes Spiel! Unglückliche Folgen! Der grüne Tisch!“ Dabei schlug er die Augen nieder wie in unbesiegbarer Verlegenheit.

„Sie sind so jung,“ sagte Barbara, „haben Sie Niemand hier, dem Sie sich anvertrauen könnten?“

Beim melodischen Klang dieser Stimme erhob der junge Mann seinen Blick wieder etwas muthiger und nachdem auch Fräulein Kräutlein, die er mit einer stummen Verbeugung grüßte, hinzu getreten war, nahm er plötzlich von Neuem ein komödienhaftes Wesen an. „O Babara,“ rief er, „Sie können mir das Leben nicht retten, höchstens um einige Minuten verlängern,

wenn Sie nicht geloben, daß wir uns wiedersehen; denn ohne Ihren Anblick kann ich nicht mehr leben."

Bei diesen Worten, die nicht ohne Ziererei, aber auch nicht ohne Leidenschaft gesprochen wurden, trat Barbara unwillkürlich einige Schritte zurück. Der Blondin bückte sich um den Flacon aufzuheben, der jetzt einen starken Duft von Patschuli verbreitete und fuhr fort:

„Die Geister dieser schönen Gegend warten auf Ihre Antwort, denn sie sind mit mir im Bunde, ich habe ihnen oft genug mein Leid geklagt. In unzähligen Versen habe ich die Elfen hier angerufen und vergebens, ach! „helfen" darauf gereimt. Denn obgleich wir uns heute zum ersten Male sehen, bejammere ich doch schon sehr lange Ihre kalte Grausamkeit gegen mich. Als Ahnung, als Traum, als Gedicht habe ich Sie schon längst geliebt, holde Baraba! Bis auf Ihren Namen, den mir doch Niemand verrieth, hat mein Herz Sie prophetisch voraus gefühlt! Ich bin zu nichts Anderem auf die Welt gekommen, als um Sie zu lieben, wenn Sie aber fortfahren, wie bisher nichts von mir wissen zu wollen, so brauche ich auch nicht länger auf der Welt zu sein. O, prosaisches Weib, sie hat mich *nicht* geahnt, sie muß mich erst in barer Wirklichkeit sehen, um mich lieben zu können!"

Das wurde mit so komischem Ernste gesagt, daß Barbara in ein fröhliches Gelächter ausbrach, während das alte Fräulein ihr zuflüsterte, daß der Mensch verrückt wäre und daß sie sich eiligst davon machen wollen. Er sprang indessen in's Gebüsch und kam mit der früher weggeworfenen Pistole zurück. „Hier ist kein anderer Ausweg," rief er, „mein ganzes Vermögen hat sich am grünen Tisch verlaufen, die gleichgestimmte Seele, deren andere Hälfte ich war, fühlt keine Sehnsucht nach meinem ihr von Ewigkeit an verschwisterten Dasein; somit, Barbara! Leben Sie wohl!"

Er spannte den Hahn der Pistole, als der seltsame Auftritt durch eine neue Erscheinung unterbrochen wurde. Die Sonne begann sich westwärts zu neigen und setzte den Wald in rothe Flammen, aus einem davon angeglühten Gesträuch trat die schlanke Gestalt eines Mannes, etwas älter als der junge Blondin, mit schwarzem Haar und Barte und durch die abendliche Beleuchtung die voll auf ihn fiel, wunderbar gehoben. „Beruhigen Sie sich, Mesdames," sagte er in französischer Sprache, „ich verbürge mich für das Leben des jungen Tollkopfs. Setzen Sie ruhig Ihren Weg fort und vergeben Sie —"

„Nehmen Sie seine Bürgschaft nicht an," schrie

der Blondin, „sie kann mich nicht retten und ich sterbe, wenn Sie nicht —"

Allein Barbara hatte gleich nach den ersten Worten des Neuhinzugekommenen den Arm ihrer Begleiterin ergriffen und suchte, froh sich von einem Anderen und Stärkeren in ihrer menschenfreundlichen Absicht ersetzt zu sehen, aus dem Bereich des Abenteurers zu kommen. Da jedoch der Blondin die Damen verfolgen zu wollen schien, raffte sich Fräulein Kräutlein zu dem Muthe der Verzweiflung auf. Sie wendete sich um und mit imponirender Würde und in einem Tone, der den Zudringlichen zerschmettern sollte, sagte sie:

„Mein Herr wir stehen hier unter dem Schutze Sr. Excelenz des Herrn Baron Hugo von Langenspieß."

Kaum war dieser Name genannt, als der Blondin beinahe mit Jauchzen rief: „Nun bin ich gerettet!" Leben Sie wohl für jetzt, Barbara, und ich lebe auch wohl. Wir werden uns wiedersehen." Und er kehrte zu dem andern jungen Manne zurück und verlor sich mit ihm nach der entgegengesetzten Seite des Waldes.

Fräulein Kräutlein pflasterte den Weg bis zum Zähringer Hof mit den eindringlichen Worten einer ernsten Strafpredigt über Leichtsinn und Unfolgsamkeit. Barbara erwiederte, daß sie sich glücklich fühle,

ein Abenteuer erlebt zu haben und es quäle sie nur Eins dabei, daß sie nämlich nicht wisse, wie der junge verrückte Mensch ihren Namen erfahren haben könne und diesem Räthsel müsse sie noch auf die Spur kommen.

III.

Wenn man in Baden-Baden an der table d'hôte um fünf Uhr Nachmittags theuer dinirt hat, dann an einem Tischchen vor der galerie des fumeurs zu dem dunkelglutigen Mocca eine träumerische Cigarre raucht, so muß man sehr glücklich oder sehr bekümmert sein, um noch für Anderes Gedanken zu haben als für das Schauspiel, das sich zum Lohn unserer vornehm kostspieligen Lebensweise jetzt nach und nach in wechselnden Decorationen gratis vor uns entfaltet. Ein schwüler Sommerabend verströmt sein Blut am Himmel in rosigen Wolken; noch ist es tageshell genug, daß wir die irdische Welt um uns klar in's Auge fassen können, bevor das phantastische Gaslicht sie verwandelt und verzaubert. Wir blicken die ganze Promenade hinauf, sie ist noch ziemlich einsam. Darum betrachten wir lieber die Dinge, zwischen welchen sie hingestreckt liegt. Mit dem Rücken zum Conversatianshaus gewendet, haben wir weiten frischen

Rasen vor uns, welchen eine Gesellschaft schöner, solider Bäume umschließt, die, was ihre Jahre betrifft, im Frühling schon grau statt grün werden müßten. Ist unser ungenügsames Auge damit noch nicht zufrieden, so erhebt es sich etwas und erblickt die Stadt Baden.

Sie schaut klug und fröhlich und immer lachend hinab auf die bunte Welt unter ihr, deren frivoles Treiben sie nicht mitmacht; denn die Stadt ist von dem eigentlichen Curorte strenge geschieden. Sie umfängt mit traulichen Armen fast nur jene Fremden, die vor den großen Hôtels und prachtvollen Wohnungen unten eine Scheu tragen, welche ihnen nicht eben aus dem Herzen kömmt. Dieses aber wird ihnen so leicht wie ihre Börse, wenn sie in der Stadt wohnend die Entdeckung machen, wie viel näher sie den herrlichen Bergen des Schwarzwaldes sind, die sich hier das alte Schloß wie eine Krone auf das Haupt setzen. Gleich armen aber treuen Vasallen reihen sich rings umher die alles fröhlichen Grüns beraubten Felsen; wenn aber der Abend sich jetzt gänzlich verblutete und das Grün, das sich nur im heitern Sonnenlicht zeigen will, spurlos verschwunden ist, dann sehen wir noch immer den Silberschimmer ihrer Treue leuchten. Darum ist es ihnen auch ver-

gönnt zuweilen im Strahl des andern Lichtes sichtbar zu werden, das Menschenhände jetzt entzündet haben.

Wie süß verlangend nach unserer Theilnahme duften die Orangen, unwillkürlich wenden wir uns nach ihnen um, nach den Säulenhallen des Konversationshauses. Wie hat sich da unterdessen Alles märchenhaft verändert! Bisher huschten nur einzelne Gestalten an uns vorüber und wären wir nicht in das reizende Naturbild versunken gewesen, so hätten wir physiognomische Studien anstellen können; denn wir dürfen voraussetzen, daß die Meisten, die sich an uns vorüber eilend in den Alleen verloren haben, aus den Spielsälen kamen. Jetzt aber vermögen wir Einzelnes kaum mehr zu unterscheiden, von allen Seiten ergießt sich ein Menschenstrom nach der Promenade, aber nicht wild und brausend, sondern harmonischen Wandels. Künstliche Parfüms mischen sich mit dem natürlichen der Orangen; es summt und flüstert wie von furchtsam gedämpften Tönen eines ungeheuren Lustchorals; die Musik im Kiosk auf dem Rasen jedoch klingt wie ein nicht mehr zurückzuhaltender Jubel, in welchem sich tausend trunkene Seelen Luft machen. Nie gesehene Frauenbilder tauchen auf und nieder in diesem Menschenstrom, das Gaslicht umfließt wie ein goldener Rahmen ihre Schönheit und lockt aus ihren Augen wieder den Blitz, den sie versandten, als sie

einst sehr glücklich oder unsäglich elend waren. Und jedes Männerherz zittert wonnig und erstaunt, als ob es das Schicksal selbst wäre, das jene Blitze entzündet hat.

Abenteuerlich ist Alles um uns her, schon der Gedanke, daß fast alle Nationen der Erde auf diesem engen Raume ihre Abgesandten haben, lockt der Phantasie fremde, märchenhafte Vorstellungen ab von Leidenschaften und Möglichkeiten, die sonst auf heimischem Boden nicht gedacht werden können. Ist das Herz der wie aus einem Keepsake entlassenen jungen Engländerin wirklich so regelmäßig, wie ihre Züge? Ist das Rouge auf den verblaßten Wangen der Französin nicht verhängnißvoller als das Rouge auf Benazet's Tisch? Und alle diese Frauen scheinen nur zu warten, daß neue Schicksale sie ergreifen und in den Wirbel der Schmerzen und des Genusses reißen. Hier steht Alles auf dem qui vive, neuer Ereignisse gewärtig, die das Leben von Grund aus zu umwälzen geeignet wären. So arm ist Keiner an Hoffnungen, so reich Keiner an Enttäuschungen, daß er an solchen Abenden nicht Augenblicke hätte, wo er an das Glück glaubt. Und wenn er zweifeln könnte, so braucht er nur die wenigen Stufen zu den Sälen emporzusteigen, um aus der Ferne zu lauschen, wie das Glück in goldenen Klängen singt. Spiegel und

Blumen empfangen ihn von allen Seiten, ohne einen Blick für die Herrlichkeit drängen sich die Menschen hastig schweigend, lechzend. Es ist stille, als ginge der Geist des Menschengeschickes gespensterhaft in diesen prächtigen Räumen um. Kein Wort wird an den Spieltischen gesprochen; nur eine heisere Stimme ruft: „Messieurs, faites votre jeu!“ Dann ein Rollen, ein dumpfes Murmeln, das Scharren eingezogener, der Klang hingeworfener Gold- und Silberstücke und bis es wieder heiser schallt: „Messieurs, faites votre jeu!“ haben sich Bettler vergebens zu Herren geträumt und ein Crösus ist vielleicht Bettler geworden. Wer die Wünsche lesen könnte, die unsichtbar mit dem Golde auf rouge et noir sitzen, bekäme die Sittengeschichte unseres Jahrhunderts deutlicher vor die Seele, als sie je ein Historiograph unserer Kultur entwerfen wird. Während die Kugel rollt, bauen sich himmelhohe Träume auf im Gehirn der Spieler, dem Einen formen sie sich zur idyllischen Hütte, dem Andern runden sie sich zu den Säulen goldener Paläste. Furchtbarer noch, wenn nicht die Hoffnung auf phantastisches Glück, wenn die Furcht vor entsetzlichem Unglück die Blicke des Spielers erstarren macht. Dann ziehen Träume von Schande und Elend durch sein Gehirn, die Schaufel des Croupiers blinkt wie das Messer der Guillotine, das Gold

rasselt wie die eiserne Kette des Kerkers. Ein unterdrückter Fluch, ein Erbleichen der Lippen, ein Fortstürzen — Niemand achtet darauf, denn eben heißt es wieder: „Messieurs, faites votre jeu!“

Und nicht immer ist dieser Ruf das Krächzen des unheilbringenden Raben. Die Kugel rollt, — und ein Glückgesättigter entfernt sich langsam, in tiefen Seufzern lockert er nach und nach die Spannung von Stunden, er blickt mit gekreuzten Armen in das Gewühl der Promenade hinab, während seine Brust sich regelmäßiger zu heben beginnt. In abgetragenen Kleidern schlich er den Abend früher demüthig und beschämt durch diese glänzende Welt, nun haben seine fieberhaften Bewegungen an diesem Tage die Kleider noch mehr zerfetzt, sein Aussehen ist furchtbar und schreckhaft. Aber demüthig ist er nicht mehr und noch weniger beschämt, die ganze Herrlichkeit unter ihm ist sein eigen, wenn er die goldgefüllte Hand darnach ausstrecken will.

Mit solchen Bildern umschwirrt uns der Lichtglanz des Konversationshauses. Sollen wir nicht in Sehnsucht nach unmöglichen Genüssen vergehen, so waffnen wir uns mit beschaulicher Ruhe und negiren die Wirklichkeit der Dinge, die uns in ihren närrischen Reigen ziehen wollen. Es ist Alles nur Komödie, Alles nur der Effekt der Beleuchtung. Ein plötzli-

ches nüchternes Sonnenlicht — und eine Schaar boshafter Kobolde in Gestalt von Runzeln, Falten, bläulichen Ringen unter den Augen, spränge auf dem Antlitz dieser Schönheiten umher. Die Frauen würden erschreckt entfliehen, sie bedürfen bei Tage einer anderen Toilette.

An einer gleichgiltigen Miene, welche anzeigt, daß ihr Träger sich von Illusionen nicht betrügen läßt, erkennt man den vornehmen Stammgast von Baden-Baden. Nicht ohne Verwunderung sehen wir diese Miene der Blasirtheit schon von einem selbst so jungen Manne annehmen, wie der Blondin, der im Walde eine so seltsame Rolle spielte und dem wir hier am Arme des etwas älteren Mannes mit schwarzem Haar und Bart wieder begegnen. Beide sind in ihrer Kleidung Muster des feinsten Geschmacks, welchen mit der Einfachheit einer Herrentoilette zu verbinden, schon so große Kunst erheischt. Sie sehen suchend und prüfend umher; von zahlreichen Gruppen mit Anreden und Grüßen aufgehalten, lösen sie sich immer wieder los und durchstreifen die Promenade nach allen Richtungen. Endlich müde geworden, ergreifen sie Jeder einen Rohrsessel, einen zweiten für ihre Beine zurecht stellend und scheinen, während sie sich niederlassen, entschlossen, heute die letzten zu sein, die von den

Orangenbäumen des Konversationshauses scheiden werden.

IV.

„Ich werde sentimal,“ sagte der Blondin, indem er den Handschuh der rechten Hand abzog und mit den Fingerspitzen prüfte, ob die Ahnung eines Bartes auf seiner Oberlippe nicht Wirklichkeit werden wolle, „ich werde sentimal! Die Sterne fangen an mich zu beschäftigen und mein Gedächtniß wird wunderbar stark für Lieder, die ich vergessen glaubte, Lieder voll Sehnsucht und Verlangen. Die Sache ist eigentlich nur die: glauben Sie, daß sie kommen wird, Viktor?“

„Graf Felix,“ erwiederte der Andere, „ich begebe mich jeder Ansicht wie jedes Rathes. Sie haben ohne mein Wissen einen tollen Streich ausgeführt, den ich noch immer nicht recht begreife. Nur das Eine ist mir klar: Sie haben das Aeußerste gethan, um das junge Geschöpf für immer aus unserer Nähe zu scheuchen. Sie wird nicht kommen.“

„Das junge Geschöpf!“ sagte Felix lachend, „man kann keinen gleichgiltigeren Ausdruck wählen. Ich habe Sie beobachtet, Viktor, und Sie sollen sehen, wie klar Sie mir sind, damit Sie es ferner unter-

lassen sich ganz vergebens vor mir zu verstecken. Als ich Ihnen auf der Ruine davon lief, war mein Plan schon gefaßt, denn das Mädchen gefiel mir wie mir nie etwas in der Schöpfung gefallen hat, weder eine Blume, noch ein Kunstwerk, noch ein Weib. Ich eilte nach Hause, holte Pistole, Flacon, Schnur; auf dem Rückwege zum Schlosse kamen mir die Frauen bereits entgegen, ich ließ sie vorüber und schlich ihnen nach, bis zu der Stelle, wo ich die kleine Komödie aufführte. Womit in aller Welt wollen Sie, daß man sich einem reizenden Weibe, das den Kopf ohne Zweifel voll Romanphantasien hat, in diesem prosaischen Zeitalter bemerkbar, pikant, interessant mache? Eine Scene der Art überspringt die Mühen einer jahrelangen Bekanntschaft. Nun aber begann die Komödie, die Sie spielen, theurer Freund."

„Erklären Sie mir doch," versetzte Viktor, „wie Sie so geschwind zur Kenntniß ihres Vornamens gelangten. Sie lauschten nicht in solcher Nähe, daß Sie das Mädchen hätten nennen hören."

„C'est mon secret," entgegnete der junge Graf, „fahren wir fort im Texte. Als das kleine Abenteuer vorüber war, hatten Sie kein Wort des Vorwurfes für mich, lieber Viktor. Ja, Sie lachten vergnügt, Sie wußten mir es heimlich Dank, daß ich Ihnen diese holde Erscheinung in Ihren Gesichtskreis zau-

derte, ohne daß Sie erst eine Chinesische Mauer von Vettern und Basen zu übersteigen hatten. Was noch verrätherischer ist, Sie sprachen gar nicht von ihr, den ganzen Nachmittag war von diesem Auftritt im Walde nicht die Rede zwischen uns. Wunderbar! Ich dächte doch, das schöne Mädchen lohnte die Mühe, von ihr zu sprechen, wenn man nicht hoffte, daß sie einst noch besser die Mühe lohnen könnte, von ihr geschwiegen zu haben. Jetzt erst, wo Sie zu fürchten beginnen, mein genialer, oder wenn Sie wollen, mein verrückter Streich könnte uns Barbara — welch barbarischer Name! — für immer vertrieben haben, klagen Sie mich an und gehen in's Gericht mit mir."

„Sie sind ein liebes Kind," sagte Viktor nicht ohne Verstimmung, „aber halten Sie mich wirklich für so jung, wie Sie selbst es — nicht mehr scheinen wollen?"

„Gewiß nicht," erwiederte Felix munter, „ich bemühe mich vielmehr, Sie mir noch älter zu denken als Sie sind. Je weniger Sie mehr raschen Eindrücken zugänglich sind, um so mehr schmeichelt der tiefe, den Bärbchen dennoch auf Sie machte, dem Eindruck, den ich selbst davon trug. So lange man noch nicht mit einander rivalisirt, ist es nur angenehm, für den eigenen Geschmack in dem gleichen eines erfahrenen Freundes eine Berechtigung zu finden. Es ist also nicht

Leichtsinn der Jugend, was mich hier mit sich reißt, es ist eine ernste Neigung, eine erste Liebe."

„Mit den Eindrücken der Liebe," sagte Viktor, „geht es in Ihren Jahren, wie es den Journalisten mit den Virtuosen ergeht; sie mögen schon Hunderten den höchsten Rang zuerkannt haben, so oft ein neuer kömmt, nennen sie ihn wieder den — Ersten."

„Was die Liebe betrifft," entgegente Felix, „so ist jede Liebe eine erste Liebe, denn in dieser Art hat man Liebe noch nicht empfunden. Es ist nur die Armuth der Sprache für das Unaussprechliche, was so unendlich verschiedene Gefühle, die sich niemals gleichen, mit demselben Worte tauft. In diesem Sinne ist Barbara, die freilich auch anders getauft sein könnte, meine erste Liebe. Und wäre ich so alt wie Sie, mein grauer Freund von dreißig Jahren, so würde ich sie meine letzte nennen."

Da Viktor nichts erwiederte, fuhr er fort: „Genug der Philosophie! Das Mädchen ist eine Verwandte des Baron von Langenspieß, wie es scheint, also aus gutem Hause und keine Alongenperüke auf den Bildern unserer Ahnen braucht darüber grau zu werden, wenn wir uns ernstlich um sie bemühen. Der Baron ist ein lustiger Junge, mit seinen sechszig Jahren jünger als ich, ich kenne ihn wohl. Sollte also die kleine Nixe heute wirklich nicht mehr erscheinen wollen, so

suchen wir sie morgen beim Baron auf. Dies auch Ihnen zum Troste. Und dann ein Wettlauf zwischen uns, theurer Viktor. Sie werden Minen graben, klug und vorsichtig, wie es Ihre Art ist, ich werde Sturm laufen, wie es die meine ist. Wir wollen sehen wer der Eroberer ist. Und sollte es im Lauf der Dinge durchaus nothwendig werden, daß Einer dem Andern eine Kugel in's Herz sendet, so soll dies Keiner dem Andern verübeln, nicht wahr? Das Fatum wird darüber anzuklagen sein."

„Schon ganze Leidenschaft," sagte Viktor lächelnd, indem er aufstand, als hätte er durch Veränderung des Platzes eine Veränderung des Gespräches einleiten wollen; „beruhigen Sie sich, ich räume Ihnen das Feld und werde eher Ihr Schildknappe als Ihr Gegner sein. Aber handeln Sie nicht zu rasch, sie kann Braut sein, oder bereits verliebt, oder was am leichtesten möglich, nicht im Geringsten zu Ihrem Wesen passen."

„Braut?" sagte Felix und nahm den Arm des Freundes, um weiter zu gehen; „dazu sieht sie nicht langweilig genug aus, denn es giebt nichts Langweiligeres, als eine liebende Braut, wenn man nicht zufällig der Bräutigam ist. Verliebt? Dazu war ihr Lachen zu fröhlich, zu kindlich und schon deshalb

paßt sie zu meinem Wesen. Aber was ist das, Viktor, sehen Sie, das ist ja Langenspieß."

Sie hatten sich einer lebhaft plaudernden Gruppe von Herren und Damen genähert; den Mittelpunkt bildete ein Mann von mittlerer Gestalt, im schwarzen Frack, auf dem ein Ordensstern glänzte, und mit Brillen über welche funkelnde Augen wegschossen, als hätten sie des diplomatischen Gläserzwanges gespottet. Den Arm leicht in den seinen gelegt stand Babara in bezaubernd einfacher Soiréetoilette neben ihm. Die Freunde schoben sich langsam in seine Nähe und er hatte sie kaum bemerkt, als er dem jungen Grafen mit herzlich begrüßendem Zuruf die Hand schüttelte. Felix stellte seinen Freund Viktor von Flangold dem Baron vor, worauf dieser, denn Niemand Anderes war der Mann mit den Brillen, den Arm Barbaras näher an sich drückte und sie den Freunden mit den Worten vorstellte: „Madame la baronne de Langenspiess, meine Gemahlin!"

Wenn unsere Leser vielleicht überrascht sind, so waren es jedenfalls die beiden Freunde noch mehr, sie sahen sich einen Augenblick mit schnell bezwungenem Befremden in die Augen und ihre Empfindungen dabei mögen keineswegs durchaus dieselben gewesen sein.

V.

Menschen, die nichts zu thun haben, als zu leben, unbekümmert um die Mittel dazu, sollten die Weisesten sein; denn unberechenbar viele Zeit haben sie zu denken und das Leben von unparteiischer Höhe herab auszuforschen und gründlich zu erkennen. Und dennoch ereignen sich die größten Thorheiten nirgends so häufig als in den Kreisen vergnügungssüchtiger Weltleute, die der materiellen Sorge nicht zu dienen haben, als wollte das Leidensgeschick, das über allem Dasein schwebt, sich in anderer Art dafür bezahlt machen, daß sie der schweren Pflicht im Schweiß des Angesichtes ihr Brod zu essen, überhoben sind.

Wer das Treiben an einem Badeorte so genau zu betrachten in der Lage ist, daß er sogar die Geheimnisse desselben schreiben könnte, dem wird sich diese Bemerkung ungesucht aufdrängen. Eine große Gesellschaft bildet sich um die Personen, mit welchen wir bisher bekannt wurden und riß sie mit sich fort in den Wirbel von Festen und Zerstreuungen, deren Schauplatz, ob er nun mit den noch blühenden Blumen der Gärten und Wälder oder mit den abgepflückten und verwelkenden, die man in den Saal bringt, geschmückt wird, am Geist der Unterhaltung nicht viel ändert.

Das gesellige Maskenspiel mit Empfindungen wird lebhaft betrieben; hinter Larven und Lärvchen versucht man den Ton der Liebe anzuschlagen, im Versagen wie im Gewähren; die Worte werden mit dem Parfüm der Leidenschaft betupft, man preßt es aus der Langeweile, aus der Phantasie, aus der Eitelkeit und niemals aus dem Herzen. Intriguen kreuzen sich, Gift wird gekocht in heimlichen Winkeln der Seele und dann, künstlich versteckt, in einem Bouquet des Witzes und der Schmeichelei dargereicht. Man jagt nach Aufregungen, wobei die Brust nicht rascher sich zu heben braucht, nach Schmerzen, die man sich blos einzureden hat, nach Verzweiflung, die man Abends mit dem Handschuh zugleich auf den Toilettetisch wirft, um des Morgens beide wieder anzuziehen. Und der großen Komödie heimlicher Sinn ist nur, die Zeit hinzubringen; ohne Arbeit und ohne Gedanken, was sollte man mit den Minuten beginnen? Man wäre genöthigt die Sekunden zu zählen, aus denen sie bestehen und darüber würde das kurze Leben zu lang, um es zu ertragen.

Unter Allen, die hier sich zu zerstreuen schienen, die da lachten, um den Mund, der gähnen wollte, schnell zu einer höflichen Bewegung zu zwingen, war nur Eine wahrhaft vergnügt und lachte nur Eine nicht blos mit dem Munde: Barbara. Aus der Pension

kommend, wohin nur wie leise verhallende Luftklänge die Kunden von einer nahen und herrlichen Welt drangen, die nicht betreten werden durfte, sah sie sich plötzlich im Vollgenuß des Ersehnten, das ihre Unerfahrenheit mit so vielen Reizen schmückte. Jugend färbt ihren Zauber an den Dingen ab und genießt ihn dann wie der Dinge eigenen Zauber. Dazu kam, daß die seltsame Rolle als verheirathete Frau, die ihr der Oheim, sie wußte noch nicht, zu welchem Zwecke, aufnöthigte, ihr mit dem Recht, sich freier und selbstständiger zu bewegen, auch die Sicherheit und den Muth dazu gab, wie denn Frauen überhaupt nichts mit solchem Talente zu sein vermögen, als was sie nur zu scheinen brauchen.

Ihr beständiger Begleiter war Graf Felix. Die Entdeckung, daß das Mädchen, welches er mit Augen des Freiers betrachten wollte, bereits vermählt sei, hatte nur einen Augenblick lang unangenehm auf ihn gewirkt. Bald war ihm der Gegenstand seiner Neigung dadurch nur interessanter und reizender geworden, theils weil der mädchenhafte Schimmer der Unschuld, der über die ganze Erscheinung gebreitet war, durch die Vorstellung, daß eine Frau sich ihn bewahrt habe, noch erhöht wurde, theils weil nach seinen Begriffen der Werth der Gunst, um die er ringen wollte, dadurch nichts weniger als vermindert wurde. Jungen

Männern, welche sich durch frühzeitige Stürme des Genusses das Leben gewaltsam entblättert haben, noch vor der Zeit, in der es seinen Schmuck von selbst fallen läßt, kann eine Neigung, eine Gemüthsaufregung, welche sie wieder zu Illussionen, zum Glauben an das Ideal zurückführen will, nicht erwünscht, sondern nur qualvoll und unbequem werden. Felix war froh, daß er eine Neigung, die ihm beinahe neu war, die ihn tiefer gefaßt hatte, als er es noch für möglich hielt, in alter gewohnter Weise behandeln durfte, als eine Episode mehr in seinem Leben, als einen Prüfstein seiner Fähigkeiten zu gewinnen und für sich einzunehmen, als einen Traum, den er mit Absicht und Bewußtsein träumte. Um das Mädchen hätte er mit dem Ernst der Wirklichkeit, mit der Natürlichkeit einer gesunden Zuneigung werben müssen, der Frau durfte er mit jener künstlichen und berechneten Wärme kommen, welche ihm, der rasch aufgeschossenen Treibhauspflanze, das einzige behagliche Element war.

Die Eitelkeit des jungen Grafen litt darunter, daß ihm seine Bewerbung um Barbara's Gunst nichts weniger als schwierig oder gefahrvoll gemacht wurde, so weit dies durch ihren vermeintlichen Gemahl hätte geschehen können. Der Baron war im Gegentheil der bequemste Ehemann, der zwar seine Gattin fast niemals verließ, ihr aber vollste Freiheit gewährte,

das süßeste Liebesgeflüster des Grafen anzuhören, ja selbst beifällig lachte und eine ungenirte Freude darüber äußerte, wenn etwas davon zu seinem Ohre drang. Felix wußte nicht ob es völlige Gleichgiltigkeit gegen eheliche Würde oder eine neue Art sei einen Liebhaber zu demüthigen, wenn ihm der Baron selbst anbot, ein Bouquet, ein Briefchen zu bestellen und ihm mit seinen alten Erfahrungen dabei zu Rathe zu gehen. Vergebens betheuerte Felix, der sich dem Baron gegenüber dazu verpflichtet hielt, daß ihm so etwas nie in den Sinn käme, der Baron betheuerte hinwieder, daß er eine zu gute Meinung von Felix habe, als daß er glauben könne, er werde sich eine solche Eroberung entgehen lassen. Felix, der dies für Impertinenz hielt, gab ebenfalls impertinent zu verstehen, der Baron möge „aller á tous les diables,“ worauf dieser gleichmüthig erwiederte: „Noch nicht! Aber sobald sich die Verhältnisse dazu eignen werden, was nicht lange mehr dauern kann.“

Die Wahrheit war, daß der Baron vor Ungeduld brannte, der Komödie, die ihm ein geheimnißvoller Umstand aufgenöthigt hatte, ein Ende zu machen, Barbara's Mädchenthum wieder herzustellen und sie wie es sein liebster Wunsch war mit dem Grafen Felix zu vermählen. Er hätte diesen schon jetzt in's Vertrauen ziehen können, allein er berechnete diplo-

matisch, daß die Frau eine stärkere Leidenschaft erregen werde als das Mädchen und daß Felix ohne Zweifel zu oft das Unglück in Gestalt eines Ehemannes verwünschen werde, als daß er nach Beseitigung dieses Unglücks mit Anstand zurücktreten könne. Barbara's Empfindungen wurden nicht mit in Rechnung gezogen.

Ganz still und scheinbar theilnahmlos verhielt sich Viktor. Der Eindruck, welchen Barbara als Frau auf ihn machte, war ihm auch von Felix nicht abzusehen, der endlich hinter seiner Verschlossenheit die kälteste Gleichgiltigkeit zu vermuthen begann. Viktor schloß sich zwar fast immer der Gesellschaft an, die sich um den Baron bildete, allein er sprach selten ein Wort mit Barbara und zog sogar die Unterhaltung von Fräulein Kräutlein vor. Diese machte eine so gute Miene als ihr nur überhaupt zu Gebote stand zu dem wie sie dachte sehr bösen Spiele, das der Baron seine Nichte treiben ließ. Sie seufzte im Stillen, daß in der Freiheit sich als Frau zu bewegen die guten Grundsätze sich verflüchtigen werden, die ihre Schülerin aus der Pension mitnahm und obgleich sie zu Allem schweigen mußte, behielt sie doch jeden Schritt Barbara's im Auge, was der Baron ihr ohnehin lebhaft empfohlen hatte.

VI.

Ein südlich-warmer Abend breitete sich über Baden-Baden; die Luft selbst ist hier vornehm und civilisirt, denn die Berge sind als Wächter aufgestellt, daß nicht höchst ungebildete rauhe Windzüge sich zu ihr gesellen können. Sanft schwebt sie über dem Thal und Pflanzen aller Art fühlen sich hoch geehrt, ihr selbst aus weiter Entfernung die berauschendsten Düfte zu senden. Es war einer jener langen Abende, die nur ein schöner Sommer hat, dämmerhelle Abende, die südlich faul auf der Landschaft liegen, zu träge in Nacht überzugehen. Die Hitze des Tages war unermeßlich gewesen, der Himmel glänzte jetzt in so heiterm Blau, wie selbst erfreut die Sonnenlast nicht mehr tragen zu müssen. Zwischen den Bäumen raschelte es zuweilen und seufzte, die schlummernden Vöglein fühlten erquickt die nächtliche Kühle; über den Rasen liefen plötzliche Schatten, durch die ganze Natur ging ein Athem des Genusses. Es war ein Abend, um zu wandern ohne Ziel und ohne Ende, allein und einsam, oder — einen geliebten Arm in dem seinen — in Zweien einsam, in wache Träume gewiegt, sich selbst ein Märchen in der märchenhaften Welt.

Aber nicht im Wald und nicht auf dem Rasen finden wir unsere Gesellschaft; wie abgestumpfte Gaumen nur mehr durch den Kontrast gereizt werden können, so findet die Gesellschaft eines Badeortes die Würze ihres Lebens zuweilen nur in Vergnügungen, die der Jahreszeit zuwider laufen. In dieser schönen Nacht befanden sich die Personen, mit welchen wir uns beschäftigen, auf einem großen und glänzenden Ball.

Fenster und Balkonthüren standen offen; Wenige waren ausdauernd genug, um wirklich zu tanzen, aber der Wohlklang und der Lärm der Musik, der Glanz der Toiletten und die milde Sommerluft, die von allen Seiten in die Säle strömte, bewirkten zusammen eine ungewöhnlich angenehme Aufregung, welche diese blasirte Gesellschaft auf dem glänzendsten Ball in der Wintersaison kaum mehr gefunden hätte. Alles athmete wirkliche Lust, so daß Barbara, die mit der Freude der Jugend genoß, ihr Entzücken nicht in der Rücksicht zu dämpfen brauchte, daß man ihr die Ungewohntheit solcher Vergnügungen anmerken könnte. Vielmehr erklärte man sie für eine geniale Natur, daß sie sich so kindlich unbefangen zu geben wisse, so laut und fröhlich, dem ländlichen Charakter des Sommerfestes getreu. Sentimentale Gemüther bedauerten sie,

daß sie nicht an einen jüngeren Gemahl geschlossen sei und Boshafte bedauerten den Gemahl.

Felix fühlte sich mit beglückt durch den Triumph, den Barbara feierte, es ist so süß bewundert zu sehen, was man liebt. Er hatte eben eine Française mit ihr getanzt und ihr Arm hing noch in dem seinen; sie ging rasch durch den Saal als hätte die gemessene Bewegung dieses Tanzes ihrer jugendlichen Lust nicht genügt. Sie erschien so schön in diesem Augenblicke, daß Felix bedauerte, nicht stehen bleiben zu können, um sie ruhig zu betrachten. Ihr dunkeles, starkes Haar, das einem Physiognomiker Charakter verrathen hätte, war mit Griechischer Einfachheit gescheitelt und die Flechten rückwärts von einem mit Brillanten besetzten Kamm zusammengehalten, darüber lag ein einfacher natürlicher Kornblumenkranz mit Aehren. Ihre mehr blauen als dunkelen Augen hatten etwas Rastloses wie nach dem Glück Umhersuchendes und junohaft hoben sich ihre Formen aus dem weißen duftigen Gazekleid, dessen Volants ebenfalls von Kornblumen festgehalten schienen.

Felix sprach zu ihr wie berauscht, ohne daß sie mit den Augen im Saale herumforschend, anders als durch ein jeweiliges Schürfen ihrer Unterlippe mit den weißen Zähnen, was Felix für ein Lächeln halten konnte, geantwortet hätte. Plötzlich zog er sie hinter

die Vorhänge eines offenen Fensters. Sie kam jetzt wie aus einer Betäubung zu sich und sah ihn erstaunt an.

„Madame," sagte er, „nur zwei Sekunden will ich Sie betrachten können, ohne daß tausend Augen die meinen begleiten. Bleiben Sie hier, einen Augenblick, ich beschwöre Sie. Es ist schrecklich, eifersüchtig zu sein auf die Blicke der Fremden, die auf Ihnen ruhen dürfen, auf die Spiegel, die Ihr Bild ganz in sich aufnehmen. Ermessen Sie die Qualen, wenn ich den Baron ewig an Ihrer Seite sehe, gönnen Sie mir die Täuschung, die mir diese lieben Vorhänge bereiten, daß wir allein wären."

„Wahrhaftig, Graf, ich wußte nicht, daß man so zu Frauen sprechen dürfe," erwiederte Barbara so ruhig und so lächelnd, daß Felix für eine kokette Aufforderung halten mußte, nicht anders zu sprechen, was im Grunde nur das naive Erstaunen des Mädchens war, das aus der Rolle fiel; „ich denke dies schon seit mehreren Tagen und benutze diese Einsamkeit, es Ihnen zu gestehen."

„Und ich benützte diese trügerische Einsamkeit auch zu einem Geständniß," rief Felix. —

„Genug!" unterbrach sie ihn, „das habe ich schon gehört. Gestehen Sie mir etwas Anderes: wie konnten Sie mitten im Walde meinen Namen erfahren?"

„Kommen Sie immer wieder auf diese Thorheit zurück, daß ich Sie, die skeptische, geistreiche Muse zu fesseln gedachte, wie man ein Pensionsmädchen lockt, mit romantischem Unsinn? Aber da Ihnen so viel daran zu liegen scheint, — geben Sie mir eine Stunde ungestörten Gespräches. Schon sehe ich den Baron tiefsinnig wie Columbus durch den Saal steuern und augenblicklich wird er seine Welt entdeckt haben. Einzige, Geliebte, Theure, haben Sie Mitleid mit mir, bestimmen Sie einen Ort, wo ich Sie allein finde, und wäre es mitten unter Menschen, nur ohne den Baron und ohne Ihre Gesellschafterin. Ich werde sanft sein, wie ein Kind, ich will Ihnen nur sagen können, wie sehr ich Sie liebe."

Der Ueberkluge wußte nicht, wie viel er in diesem Moment verloren hatte und wieviel er vielleicht erreicht hätte, wenn er mit dem „romantischen Unsinn" fortgefahren wäre. Das „Pensionsmädchen" fühlte sich verletzt. Sie sann auf eine List, die Felix bestrafen sollte, sowie den Baron, der sie solchen Dingen ausgesetzt hatte. Die Freude über einen plötzlichen Gedanken röthete ihre Wangen und ließ ihre Augen heller glänzen, als sie jetzt den Vorhang erhebend, der sie halb verhüllte, zu Felix sagte, der ihre Röthe anders deutend wonnebebend vor ihr stand:

„Sie sollten von Ihrem Freunde Viktor lernen,

wie man mit vermählten Frauen spricht. Doch bin ich zu neugierig, um nicht um jeden Preis wissen zu wollen, wer Ihnen meinen Namen sagte. Halten Sie morgen um 10 Uhr Ihren Wagen bereit und holen Sie mich ab, Sie treffen mich allein „am grünen Tisch.“

VII

Barbara verschwand nach diesen Worten und hatte den Ballsaal mit ihrem Oheim verlassen ehe Felix eine Sylbe stammelte, aus seinem Freudenrausch zu sich kommen konnte. Mehr als die Zusage einer heimlichen Zusammenkunft hatten ihn die Blicke und Mienen Barbara's mit Entzücken erfüllt, die ihm wie ein lieblicher, halbkoketter Ausdruck eines ernsten Gefühls erscheinen mußten, während sie doch nur aus der mädchenhaften Naivetät kamen, die mit kindischer Lust ein abenteuerliches Spiel fortsetzte, in das sie fast wider Willen hineingerissen worden war. Er bewunderte die Klugheit einer erfahrenen Frau in der Wahl des grünen Tisches als Ort des Stelldicheins, dort konnte ihr Erscheinen mit Felix und ohne andere Begleitung keine schlimmere Deutung zulassen, als daß sie sich von ihm ein wenig in die Geheimnisse des trente et un wolle einweihen lassen; von dort

aus konnte sie sich mit ihm ziemlich unbemerkt verlieren, wenn die Aufmerksamkeit Aller auf einen entscheidenden Moment des Spieles gerichtet war. Der junge Mann hatte einen jener seltenen Augenblicke des Glückes, in welchen man sich an den häufig vorkommenden Traum erinnert, daß man Flügel besäße und mit zauberhafter, wonnevoller Leichtigkeit über den Boden hinschwebe. In dieser Stimmung trat er auf Viktor, den er mit einer Heftigkeit umarmte, als ob ihm dieser eben das Leben gerettet hätte. Viktor fragte nicht, sondern erwartete ruhig eine Erklärung, die bei der Erregtheit des jungen Grafen von selbst zu erwarten war.

Sie wanderten in der schönen Nacht durch die Anlagen, die das Konversationshaus umgeben. Felix berührte natürlich mit keinem Wort den eigentlichen Grund seiner freudetrunkenen Gehobenheit, allein diese selbst, so wie die zärtlichen und bewundernden Apostrophen in denen Felix der „Baronin" gedachte, ließen dem Freund keinen Zweifel, daß das Verhältniß mit Barbara eine für den Grafen höchst glückliche Wendung genommen haben müsse. Als sie sich trennten, konnte Viktor beinahe Alles ahnen und vermuthen und seine Empfindung dabei bildete den geraden Gegensatz zu der des Grafen, obgleich ihr nicht ein Atom von Neid oder gewöhnlicher Eifersucht beigemischt war.

Viktor blieb schlaflos und traf die ersten Vorbereitungen, des andern Tages Baden-Baden zu verlassen. Um schon am Morgen den gewohnten Begegnungen auszuweichen und nach Einsamkeit im Freien verlangend, schritt er auf Wegen, die um diese Zeit unbesucht bleiben, nach dem Walde empor, und ein Beobachter würde bemerkt haben, wie er in stummen Klagen einem gewaltigen Schmerz alle Zügel schießen ließ. Er liebte Barbara; während er sie still und scheinbar unbekümmert um sie, auf jedem ihrer Schritte belauschte und prüfte, Aeußerungen von ihr, die er nicht zu hören schien, wie holde Erlebnisse in sein Gemüth prägte, ihren Gang, ihre Bewegungen gleich einer lautlosen Musik genoß und zu seinem heimlichen Entzücken zu bemerken glaubte, wie sie, die für alle Anderen nur das Lachen des Kindes und den Uebermuth der von Huldigungen übersättigten hatte, in den wenigen Augenblicken, die sie einem Wort mit ihm widmete, sich ernst und fast demuthsvoll zeigte, während er alle diese kleinen Wahrnehmungen als die süßeste Ausbeute seines Lebens sammelte, stieg der erste gefällige Eindruck, den sie im Walde auf ihn hervorgebracht, zur verzehrenden Leidenschaft und der Umstand, daß sie vermählt sei, der ihn erst nur befrembet hatte, erwuchs zu einem furchtbaren Unglück, das er nie dachte verwinden zu können.

Allein dies Unglück wurde jetzt von einem zweiten übertroffen, das sich noch bitterer fühlbar machte. Mit Gleichgiltigkeit, ja sogar mit einer Art Belustigung hatte er die frivolen Werbungen des Grafen um Babara's Gunst beobachtet. Er hatte eine so wahre, naturfrische und jungfräuliche Seele in ihr erkannt, daß er nicht einen Augenblick fürchtete, die geschminkte und verkünstelte Welt, aus der Felix alle seine Reden und Anschauungen holte, könnte jemals Macht über sie gewinnen oder anders als zurückstoßend auf sie wirken, wenn sie das Wesen solcher ihr fremden Zustände erst völlig begriffen haben würde. Ihre Unbekanntschaft damit verrieth ihm fast Alles, was sie sagte, und wenn Felix dann eine bewunderungswürdige Orginalität sah, so fand Viktor nur was ihn zumeist bezauberte, Natur, Einfachheit und Unschuld.

Und nun sollte sie diese Vorzüge verläugnet haben, sie sollten nur eine Maske gewesen sein, um in das einförmige Costüme des nichtigen Welttreibens eine originelle Abwechslung zu bringen? Er klagte sie an, daß sie selbst sich ihm entrissen habe und zwar unwiederbringlicher, hoffnungsloser und schmerzhafter als das Schicksal, das sie zur Frau eines Anderen gemacht hatte. Es war ihm leichter, für immer auf ihren Besitz zu verzichten, als auf den Gedanken, daß

dieser Besitz ihn glücklich gemacht hätte. Er wendete endlich seine Anklagen nur mehr gegen sich selbst, daß er sich so willig einer Täuschung hingegeben und wie ein Nachtwandler die luftigen Höhen der Phantasie noch einmal bestiegen habe, um bei erster Veranlassung zerschmettert auf dem Boden der Wirklichkeit zu liegen.

In solchen Gedanken schritt er ohne Ziel weiter bis er erkannte, daß er sich auf dem Fahrweg zur Ruine des Schlosses befand. Trotz seiner Erbitterung gegen Barbara und gegen sich selbst, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, in den unzugänglicheren Theil des Waldes zu dringen und die Stelle aufzusuchen, wo er den Gegenstand seines Schmerzes zum ersten Male und voll menschlich schöner Theilnahme gesehen, als Felix seine Verzweiflungskomödie aufführte. Bald hatte er den Platz unter den Eichen erreicht, dort sah er das Gestrüpp, aus dem er plötzlich getreten war, dort den Weg auf dem sich Barbara fliehend mit ihrer Begleitung entfernt hatte. Er warf sich auf den Rasen und schwur sich zu, mit sich selbst in's Gericht zu gehen und den Ort nicht früher zu verlassen, bis er die nöthige Ruhe gewonnen habe, um weder Felix noch Babara, wenn er ihnen heute noch einmal begegnen sollte, durch einen Blick oder eine Miene zu verrathen, was er litt, ihnen nicht einen Schmerz Preis zu geben, den sie mißdeutet

und vielleicht als eine Würze ihres Glückes empfunden hätten.

Trostreich schön, beruhigend stille war es im Walde, obgleich noch nicht jene brütende Lautlosigkeit eingetreten war, die eigenthümliche Naturfeier des Mittags, welchem die Sonne erst entgegeneilte. Das Licht selbst wie es Gegenstände nach und nach erfaßte, die bisher im Schatten sich verborgen hatten, brachte das Leben des Tages in die Landschaft; dazu regte und bewegte es sich überall, als wäre noch unendlich viel zu thun, bevor der Wald sich der träumerischen Mittagsruhe überlassen dürfe. — Eichhörnchen sprangen mit großer Geschäftigkeit von Ast zu Ast, manchmal einen neugierigen Blick wagend auf den einsamen Menschen, Eidechsen sonnten sich und verschwanden wie von einem wichtigen Gedanken plötzlich davon gejagt; die Eichen rauschten und die Tannen antworteten melancholisch und schaurig wie Stimmen verzauberter Nordlansrecken. Nicht der Schmerz Viktor's milderte sich als er das Naturwalten auf sich eindringen ließ, nur der unedle Theil, der Zorn fiel davon ab, das Gefühl, das er hegte, stimmte süß und harmonisch zu Allem, was ihn umgab, er liebte die Liebe in sich und verzieh ihrem Gegenstande.

Schon wollte er tiefer in den Wald eindringen als ein Rauschen, welches nicht das der Bäume war,

ihn veranlaßte sich umzuwenden. Er mußte sich an einen Stamm lehnen, um nicht zu sinken, denn erröthend und halb erschrocken stand ihm Babara gegenüber.

VIII.

Als das Mädchen in fröhlichem Uebermuth dem Grafen die Zusammenkunft bewilligt hatte, verstand sie unter dem „grünen Tisch“ eben nur die Stelle, an welcher sie Felix zum ersten Male traf und die sie mit jenem Namen bezeichnete; daß er daran vergessen haben könne, kam ihr um so weniger in den Sinn, als er ja wie ein Echo wiederholt hatte: „der grüne Tisch.“ In ihrer Pensionsmädchen-Romantik mußte sie voraussetzen, er werde die Wahl dieses Ortes als eine zarte Hindeutung auf ihre Begegnung mit ihm erkennen und würdigen. Ihr Plan aber war, den Oheim in der Nähe versteckt zu halten, damit er dem Gespräche lauschend entnehme, daß die Anstalten zu einer Art Entführung getroffen seien und sich in dem geeigneten Augenblicke genöthigt sehe, hervorzutreten und die angemaßte Rolle des Ehemannes von der unangenehmsten Seite, von der des beleidigten Ehemannes durchzuführen. Es werde zu einer Herausforderung kommen, deren Folgen sie durch

die offene Erklärung, daß sie nicht die Gattin des Barons sei, zu verhindern entschlossen war, oder der falsche Gemahl werde gezwungen sein, die Erklärung selbst abzugeben und dem ganzen Spiel ein Ende zu machen. Mit schmeichelnder Ueberredung hatte sie den Oheim bewogen, sie nach dem Wald zu begleiten und sich an der Stelle, die sie ihm bezeichnete, verborgen zu halten, ohne daß er weiter nach dem Zweck forschen durfte.

Nicht gering war daher ihr Befremden, ja ihr Schreck, als sie plötzlich statt dem Erwarteten seinem Freund Viktor gegenüber stand. Er war ihr immer zu ernst erschienen, sie hatte stets mit einem zu ehrenden und innigen Gefühl seiner gedacht, als daß sie ihn für irgendwie mit betheiligt an der ganzen Komödie hätte halten wollen, abgesehen davon, daß sie von Felix nicht glaubte vermuthen zu dürfen, daß er in diesem Falle einen noch so nahen Freund zum Vertrauten machen werde. Dennoch fragte sie in ihrer schuldlosen Unbefangenheit, ob nicht Felix mitgekommen wäre.

Nicht ohne einen leisen Anklang von Ironie erwiederte Viktor: „Wenn meine Anwesenheit Sie vermuthen läßt, Madame, ihm vielleicht ebenfalls hier zu begegnen, so bedauere ich als ein Unberufener erschienen zu sein, es ist ganz zufällig, daß ich mich

hieher verlor.“ Und er grüßte im Begriff sich zu entfernen.

Im Ton dieser Worte lag eine Mißbilligung, welche Barbara wie einen Vorwurf empfand, der sie schmerzte. Leise sagte sie: „Bleiben Sie.“

Er sah sie erstaunt an; mit gesenkten Augen und tief trauriger Miene stand sie vor ihm, eine stumme Abbitte für alles Leid, das sie ihm unbewußt zugefügt hatte. Dieser Anblick leitete einen Strom unerklärlicher Freude in sein Herz und er fragte sanft und innig, ob er sie verletzt oder beleidigt habe, unwillkürlich einen Schritt näher tretend.

„Niemals,“ entgegnete sie, „aber Ihre Worte klangen so hart als ob ich Ihnen ein schweres Unrecht zugefügt hätte und ich sinne vergebens was es sein könnte.“

In ihm wogte und brauste bei dieser Rede ein Sturm verschiedener Empfindungen. Der Zauber ihrer Nähe wand ihm jede Waffe aus der Hand, die er gegen sie gerichtet hatte. Sollte er das heruntergestürzte Bild noch einmal auf das Piedestal seiner Verehrung stellen? Oder war das Wesen, das sie in diesem Augenblicke annahm auch nur eine Maske ihr geläufiger Koketterie? Er hatte nicht Zeit lange zu bedenken, der Drang war zu mächtig, ihr Alles zu sagen, ein einziges Mal sich von der Brust zu spre-

chen wie er sie geliebt und wie er sie gehaßt, ihr die Kluft zu enthüllen, die ihr Handeln von seinem Denken trennt und ihn und sie für immer unvereinbar auseinander reißt, dann von ihr zu scheiden wie von einer Todten und sie nicht mehr zu kennen.

Sie vernahm von ihm mit innigem Entzücken, wie sie ihm Anfangs erschienen war; was er einen Traum seiner Einbildung nannte, dem konnte sie, wie ihr jungfräuliches Selbstgefühl ihr sagte, in Wirklichkeit entsprechen. Mit Erröthen und hochklopfendem Herzen hörte sie die Schilderung seines Unglücks als er sie vermählt gefunden hatte, hingegen erhob sie ihr Auge beistimmend und beinahe begeistert, da er von dem eigentlichen Werth des Frauenherzens sprach, der in dem überzeugungsstarken Ernst besteht, mit dem es die Leidenschaft begreift oder mit ihr kämpft, ein Werth, der zuweilen sogar in einer Verirrung nicht zu Grunde zu gehen braucht, der aber schwinden muß, wo die Leidenschaft nur eine Maske ist, welche die innere Leerheit aus verzweifelnder Langweile ergriffen hat. Als aber Viktor seinen Schmerz aussprach, sie als Frau diesem Werthe nicht entsprechend gefunden zu haben, da konnte sie heiter blicken und lächeln, und sie lächelte so freudig, als wäre ein schwerer Traum vorübergegangen, der lastend nur noch auf Viktor lag und aus

welchem sie ihn mit einem einzigen Wort zu reißen vermochte.

Viktor, der dies Lächeln anders deutete, sagte endlich: „Sie staunen, woher mir das Recht kömmt mit Vorwürfen zu Ihnen zu sprechen, die Sie mir vor wenigen Tagen noch unbekannt waren und sich fremder als zu jedem Andern zu mir verhielten. So muß es denn einmal gesagt werden um den Preis, daß es nie wieder gesagt werde, das Recht schöpfe ich aus meinem Schmerz und den Schmerz aus meiner Liebe. Leben Sie wohl und lassen Sie mich Sie niemals mehr wiedersehen.“ Und er wandte sich zum Gehen.

„Die Predigt ist zu Ende!“ scholl eine Stimme, die leidenschaftlich genug klang um nicht verkannt zu werden und einen Augenblick später stand Felix zwischen Viktor und Barbara. Er hatte am grünen Tisch im Spielsaal nichts gefunden, was ihm die Anwesenheit der Geliebten verrathen hätte, als — Fräulein Kräutlein, welche die Zeit, da sie allein gelassen wurde, benützte, das ihr neue Schauspiel der Roulette anzustaunen. Den Grafen bemerkend, der sich wegen seiner Bemühungen um Barbara ihrer Gunst nicht sonderlich erfreute, vermochte sie ihm eine Nachricht nicht vorzuenthalten, die ihm nicht angenehm klingen sollte, daß die „Baronin“ eine Spazierfahrt gemacht

habe, vorerst nur nach dem alten Schlosse, daß sie aber wohl einige Tage wegbleiben dürfte. Was er sonst noch erfragte, führte ihn nach und nach auf die Vermuthung des Richtigen; er konnte nicht voraussetzen, daß ihn Barbara so plump hintergangen habe, einfach nicht zu erscheinen, und so mußte ihm zuletzt in den Sinn kommen, was unter dem „grünen Tisch" verstanden sei. Er eilte dahin und fand zu seinem Erstaunen Viktor als Nebenbuhler, als Verräther, wie er denken mußte. Heftig, wenn auch wegen der Anwesenheit Barbara's zu halblautem Tone sich mäßigend, stellte er Viktor zur Rede, als, ehe dieser noch antworten konnte, eine neue unerwartete Erscheinung die Scene unterbrach. Mühsam arbeitete sich aus Gestrüpp und Gesträuch die Gestalt des Barons hervor und für die allgemeine Beklemmung und Verlegenheit war ihm beizuspringen und ihn begrüßen zu können, ein willkommener Ableiter.

„Meine Herren," sagte der Diplomat, als er wieder bequemen Boden unter sich fühlte, „hier walten entsetzliche Mißverständnisse und soll es nicht etwa gar zu offenen Feindseligkeiten kommen, so wird ein mündlicher Notenwechsel unvermeidlich sein. Der Casus belli ist eigentlich gar nicht vorhanden, Sie glauben, daß es sich um eine Frau handle und ich habe die Ehre, Ihnen in meiner Nichte Barbara ein Mäd-

chen vorzustellen, das bis Dato so wenig als ich selbst daran gedacht hat, die einzige wirkliche Freiheit, die es giebt, bei welcher jedoch die Völker ebenfalls nicht bestehen könnten, die Freiheit des ledigen Standes aufzuopfern."

Und ohne sich um das Erstaunen der beiden Herren sonderlich zu kümmern, fuhr er fort, selbst mit einer kleinen Verlegenheit kämpfend: „Die Ursachen, die mich zwangen, meiner Nichte das Portefeuille meiner regierenden Gemahlin zu übertragen, sind heute Morgen gehoben und sie möge sich wieder in das Privatleben ihres Mädchenstandes zurückziehen. Was diese Ursachen selbst betrifft, so werden Sie, meine Herren, mir erlassen, dem künftigen Geschichtschreiber vorzugreifen und werden sich mit einigen Andeutungen begnügen. In jener Zeit, da der Verdacht liebender Schwärmerei mir gegenüber nicht ohne Anhaltspunkt geblieben wäre, lernte auch ich ein Mädchen kennen, welches ich glücklicherweise das Unglück hatte, an einen Andern zu verlieren. Sie lebte seitdem in England, hatte mehrere Kinder und hing mit beispielloser Treue an mir. Endlich nach zwanzig Jahren wurde sie Wittwe und ohne während dieser Zeit viel mehr von mir vernommen zu haben, als in ihrer Erinnerung lebte, suchte sie mich nun in Deutschland auf, fand mich in Baden und ich wäre — schwach an Gemüth und von citirten

Schwüren, deren blos Jupiter lacht, überwältigt — rettungslos glücklich geworden mit einer Hand, die ich zu viele Jahre betrauerte, daß sie nicht die Spuren dieser vielen Jahre tragen müßte, wenn ich nicht allen Verhandlungen, Unter- und Ueberredungen ein lebendiges Hinderniß entgegengesetzt hätte das sie abschnitt und temporär meinen Junggesellenstand aufhob. Er hätte mir leicht als eine gefährliche Treue gedeutet werden können, die unerbittlich belohnt werden muß. Die Niezuvergessende ist heute nach England zurückgekehrt und ich erfreue mich wieder einer wohlthätigen Reaktion in frühere Zustände."

Schon im Verlauf dieser Rede war Viktor zu Barbara getreten, hatte ihr die Hand wie ein um Verzeihung Bittender dargereicht und sie dieselbe so freudig ergriffen, daß Beide, als der Baron zu sprechen aufhörte, noch Hand in Hand standen. Das holde Mädchen hatte mit innigem Gefühle aber auch nicht ohne Absicht, daß Felix es bemerke, die stumme Liebesgeberde Viktor's geduldet und erwiedert. Felix war nicht so albern, daß er zu einer erlittenen Niederlage durch eine beleidigte Miene noch den Spott herausgefordert hätte. „So löst sich denn Alles in Prosa auf," sagte er, „meine romantische Neigung zu einer unglücklich verheiratheten Frau, ein interessantes Duell, eine Entführung — Alles wird so alltäglich und ge-

wöhnlich, wie der Umstand, daß ich an dieser Stelle Ihren Namen erfahren konnte, liebenswürdige Barbara, indem Sie Ihr Batisttuch, auf das er breit und groß gestickt ist, in die Höhe hielten, als Sie mich abhielten mich zu erhängen, was ich in diesem Augenblicke mit mehr Lust und Ernst unternehmen würde. Allein ich will leben, weil Sie es sind, Viktor, der statt mir glücklich wurde, soyons amis, Cinna.!“

Der Herbsttag.

Eine kleine Landstadt, in deren Physiognomie die Züge engen, bornirten, unleidlichen Provinzlebens eingegraben sind, die aber im Hochsommer von einigen nahen Großstädtern besucht, ja sogar wochenlang bewohnt wird, obgleich und weil sie kein Badeort ist, — denn dem „obgleich" setzt sie ihre umgebenden Naturschönheiten entgegen und das „weil" rechtfertigt sie durch ihre billigen Preise in Wohnungen und Lebensmitteln, — eine so beschaffene kleine Landstadt wird unendlich öde und traurig, sobald die unverkennbaren Zeichen vom Anfang des Sommer-Endes sich einstellen. Das ist eine traurige Oede, welche mit der normalen, die dort zu jeder Jahreszeit herrscht, gar nicht zu vergleichen ist, denn sie wird durch den nahen Kontrast mit der eben entwichenen Regsamkeit und Belebtheit noch fühlbarer gemacht. Wie Diebe unter dem Schutz der Nacht sind jene unschuldigen Mörder und Diebe der Gesellschaft, die um jeden Preis die Zeit tödten und den Tag stehlen, unter dem Schutz der ersten Frühnebel entflohen. Ist dann noch Je-

mand hier zu treffen, der in Anzug und Gesicht nicht den Stempel des hier Einheimischen trägt, so muß es ein alter Mann sein, so alt, daß er gar nicht mehr forttransportirt werden konnte, oder, wenn ein junger Mensch, ein grimmiger Weltverächter und Menschenhasser, der sich hier ungestört der firen Idee überläßt, die Welt wäre untergegangen und keine Spur mehr von dem vorhanden, was sie beschäftigt hat, weder Mode noch Kunst, weder Politik noch Literatur, keine Liebe mehr und keine Geselligkeit.

Es giebt aber gar keine allgemeinen Regeln zur Beurtheilung von Menschen. Jeder einzelne Mensch ist eine entschiedene Ausnahme von allen Regeln, welche Philosophen zur Erkenntniß der Menschen im Allgemeinen aufgestellt haben. So sehen wir denn auch an einem Vormittag, als eben die Nebel des Oktobers sich zu verziehen beginnen, einen noch jungen Mann durch eine kleine Landstadt von der erwähnten Art müßig hinschlendern. Aus seinem Gang, seinem Aussehen, aus der Eleganz seines Wesens ist zu entnehmen, daß er hier unmöglich heimisch sein kann, aus der frischen Lebenslust seiner Züge aber auch, daß sein Aufenthalt hier kein Akt verzweifelnder Melancholie sein kann.

Er schlägt in einiger Entfernung vom Städtchen einen Waldweg ein, der durch ein breites aber wasser-

armes Flußbett von der Fahrstraße getrennt wird. Nichts als des Herbstes wehmüthige Geschäftigkeit macht sich im stillen Wald vernehmbar. In seinen hohen Wipfeln fängt er den Wind auf und erlaubt ihm nicht tiefer hinabzudringen und mit dem Gesträuch, das sich an die Stämme lehnt, und den Kleidern des Wanderers seinen Spuck zu treiben, so daß der Wind geisterhaft nur durch sein Brausen zu vernehmen, aber sonst nicht zu verspüren ist. Im Tiktak einer Weltuhr, die nach unerforschlichem Zeitmaß läuft, fallen die verwelkten Blätter. Kein Vogel mehr überredet mit sanftem Laut das Naturleben, auf dem Weg des Verderbens inne zu halten; es ist lange genug vergebens versucht worden und die warnenden Sänger haben endlich sich selbst in Sicherheit gebracht. Außer dem Rascheln dürrer Zweige schallt nur noch der Schritt der Laubsammler im Walde, arme alte Weiber, die ein werthloses und zweifelhaftes Brennmaterial in großen Körben nach Hause schleppen. Lustig aber ergehen sich die Sonnenstrahlen nach langer Zeit zum ersten Male hier; sie haben Lücken gefunden in den Wald zu dringen, der ihnen sommerlang dicht verschlossen war. Allein auch die lustigen Sonnenstrahlen sind Herolde der Wehmuth, sie wärmen nicht und lassen empfinden, daß sie schon Fremdlinge auf

der Erde sind und um bis zu ihr zu dringen eine nebelverhüllte Strecke zurückzulegen hatten.

Der Waldweg öffnet sich und ein kleines Wiesenthal tritt an seine Stelle, das vor Kurzem noch so saftige Grün der Gräser hat sich in ein unheimlich dürres Gelb oder Braun verwandelt, als ob ein Brand über sie hingegangen wäre, der sie nicht gänzlich verzehren konnte. Das Thal steigt sanft aufwärts zu wieder höher gelegenem Walde. Der Anblick dieses Waldes aus der Ferne ist jetzt ein neues Schauspiel. Bisher war er nur eine grüne Wand und hatte nur diese einzige Farbe aufzuzeigen, unter der jede Verschiedenheit seiner Bestandtheile verschwand. Nun aber ist der Herbst mit seinem Farbentopf hindurchgeschritten und hat seltsam gewirthschaftet. Neidisch dem Frühling, daß er nicht wie dieser die Blüthen und Blumen mit sorgfältiger Kleinmalerei, mit zarten Farbennüancen und feinen Schattirungen herzustellen vermag, wirft der Herbst grobe massenhafte Farbenkleckse auf das allgemeine Grün, das wissen ihm die Bäume Dank, die bisher unter der Kollektivfarbe nur ein ununterschiedenes grünes Volk waren. Jetzt lösen sie sich nach der Art des Kleides, das ihnen der Herbst verleiht, in besondere Individuen auf und da er zugleich ihre Krone lichtete, können sie auch den Charakter ihrer Stämme besser zu Geltung bringen. Die Gemeinsam-

keit hört auf, der Wald wird zu einander fremden einzelnen Baumgestalten. Wo aber Verschiedenheiten sind, da sind Konflikte und der Herbst zeigt sich auch hierin als ein Räuber und Zerstörer unserer intensivsten Freuden, daß er jenen unaussprechlichen Genuß zerreißt, den man den Frieden der Natur nennt und der nur der versöhnende Eindruck ist, welchen das Gemüth aus der Einfarbigkeit und Eintracht der Landschaft schöpft.

Das Thal ist durchschnitten, der Wald nimmt den Wanderer auf, um bald abermals mit einem Wiesenstreif zu wechseln. Das wiederholt sich noch einmal bis endlich das weiteste dieser an einander gereihten Thäler vor Augen liegt. Sein Ausgang führt theils zu einer Bergwand, mit welcher eine Reihe schroffer und pittoresker Gebirgshöhen beginnt, theils zu einer Brücke über den Fluß, welche das Thal mit der Fahrstraße vermittelt. Auf der Spitze eines Hügels, der ersten und niedersten der hier sich eröffnenden Anhöhen ist eine Kapelle erbaut. Dort läßt der junge Mann sich nieder nnd überschaut den einsamen Weg, den er eben zurücklegte, während die Fahrstraße von langsam sich hinschleppenden Bauernfuhrwerken belebt wird.

Nahe an der Brücke, auf der Thalseite, befindet sich ein hölzerner Verschlag ohne Fenster mit einer Bank vor der kleinen Thüre. Hier ist die Stelle, wo

eine aus dem Gebirg kommende Quelle sich in das schlammige Flußbett stürzt. Das Wasser dieser Quelle ist ob seines besonderen Wohlgeschmackes berühmt. Es wird im Sommer den Spaziergängern von einem Bauernknaben kredenzt, der dafür einige Pfennige in Empfang nimmt. Jener Verschlag dient ihm bei Nacht und bei schlechtem Wetter zur Wohnung. Vielleicht ist die Stelle das Embryo einer künftigen Wasserheilanstalt und ein Doktor dieser Art von Heilkunst schöpft vielleicht einst reichlich sein Brot aus diesem Wasser. Für jetzt ist der kleine Nebenerwerb, der sich aus der noch unkultivirten Quelle ziehen läßt, das Privilegium einer einzigen Bauernfamilie der Umgegend. Sie scheint auf die Ausübung desselben für dieses Jahr schon verzichtet zu haben, denn die Sommergäste sind bereits heimgekehrt. Vergebens hat sich der junge Mann nach dem barfüßigen Ganymed mit grünem Wasserkrug umgesehen.

Jeder Jahresabschnitt hat nur einige wenige Tage, welche ganz und ungestört seinen wesentlichsten Charakter zur Erscheinung bringen. Es war die reinste Innerlichkeit des Herbstes, die sich an diesem Tage, in dieser Landschaft darstellte. Im Gemüth des jungen Städters bewirkte der Moment die entsprechende Stimmung. Es ist nicht immer das gleiche Bild, welches uns die Erinnerung von unserem vergangenen

Leben entwirft. Wechselnde Stimmungen sind die verschieden geschliffenen und gefärbten Gläser, unter welchen das Panorama unseres Lebens bald im düsteren Grau der Gewöhnlichkeit, bald im märchenhaften Sonnenglanz des Glückes an uns vorüberzieht. Noch vor wenigen Stunden hätte der junge Mann, wenn man das Leid seines Herzens berührt hätte, mit Humor erwiedert und sich selbst überredet, daß er seinen Schmerz nur belächle; im Lichte dieses Augenblicks aber zeigte sich ihm die Vergangenheit als eine Reihe von Ruinen und unfruchtbaren Einöden. Mächtig schwoll die Stimme des Windes in den Bäumen an, welche die Bergwand hinter ihm bedeckten, und mit dieser Stimme schienen sie ihm klagend vorzuzählen, was sein Herz an Glück verloren oder nie besessen.

Und Niemand wäre berechtigt gewesen, ihn zu verlachen, ihm vorzuhalten, daß er reich, gesund und unabhängig und also gerade mit dem ausgerüstet war, was Millionen als den Inbegriff alles Glückes preisen und ersehnen. Das Glück ist eine Empfindung und nicht ein Besitz und es giebt keinen Besitz, aus dem nothwendig die Empfindung des Glückes folgen müßte.

Heribert war durch eigenthümliche Verhältnisse wie das Kind eines Armen erzogen und dem Gelehrtenstande gewidmet worden. Er hatte seine Mutter bei

der Geburt verloren und sein ziemlich vermögensloser Vater, der sich bald darauf wieder vermählte und zwar mit einer sehr reichen Frau, hatte es vorgezogen, den Sohn erster Ehe der Obsorge einer Pension im Hause eines Professors statt der einer Stiefmutter zu übergeben. Heribert war fünfzehn Jahre alt, als auch sein Vater starb, ohne ihm viel mehr hinterlassen zu können, als die Verwandtschaft mit der reichen Wittwe. Diese sorgte pünktlich dafür, daß die wenigen Kosten seiner einfachen Erziehung nach wie vor bestritten wurden; übrigens aber kam Heribert mit seiner Stiefmutter und seinen Stiefgeschwistern in keine dauernde persönliche Berührung. In demselben Jahre als er mündig wurde, zog die modernste Geißel der Menschheit verheerend durch deutsche Städte. Die Cholera machte Heribert im Verlauf weniger Tage zum einzigen und zum Universalerben seiner Stiefmutter und seiner Stiefgeschwister.

So sah er sich unerwartet im Besitz eines außerordentlichen Vermögens, ohne daß er sich bei dem Mangel an Aussicht, jemals reich zu werden, die Kunst angeeignet hätte, reich zu sein. Er hatte die ausgebreitetste Kenntniß in den Wissenschaften und nicht die geringste vom Leben. Er hätte mit jedem Akademiker über die Bedeutung des Sanscritstudiums zu streiten, aber kein noch so einfältiges hübsches

Mädchen in der gewöhnlichsten Sprache passend anzureden gewußt.

Und dennoch hatte er schon oft empfunden, daß sein Beruf als Philologe sein Gemüth nicht gänzlich in Anspruch genommen, daß Geist, Phantasie, Schönheitssinn — Eigenschaften, die sich lange schon in ihm geregt, dabei keine ganz ausfüllende Beschäftigung gefunden. War es ihm bisher Pflicht gewesen, jene Eigenschaften wie einen unerlaubten Luxus zu unterdrücken, der ihn seinem auch von materieller Nothwendigkeit vorgezeichneten Lebensberuf abwendig machen könnte, so war er durch einen unerwarteten Reichthum jener Pflicht plötzlich enthoben worden. Nun hätte er Geist, Phantasie, Schönheitssinn in der Art des Lebensgenusses geltend machen können, aber er war nie in die Welt gekommen und in Folge seiner eingeschränkten Erziehung lag eine unsägliche Schüchternheit lähmend auf all seinem Wollen und Thun. Er kostete das Meiste, was er hatte beneiden hören, und konnte nicht entdecken, was daran beneidenswerth war. Er war gleichsam blasirt ohne genossen zu haben. Er wühlte suchend in seinen Schätzen, in welchen nach der Meinung der Leute das Glück wohnen sollte, und vermochte nicht es zu finden.

Ein einziges Vergnügen hatte wirklichen Werth für ihn gewonnen: das Theater. Vor allem hatte

es ihn gelehrt, die Poesie unmittelbar in sich aufzunehmen. Bisher war es seine aus den Studien hervorgegangene Gewohnheit geblieben, von der er sich nicht loszumachen im Stande gewesen, in den dichterischen Werken des Zeitalters zunächst nach den Beziehungen derselben zum klassischen Alterthum zu forschen, in Inhalt und Sprache, bis zu einzelnen Ausdrücken und Metaphern herab, den Einfluß eines Griechischen oder Römischen Schriftstellers nachzuweisen. Jetzt aber empfing er einen Eindruck, der ihm nicht Zeit ließ zu philologischen Forschungen, sondern seine Seele ungestüm mit fortriß, ihm keine andere Beschäftigung als die mit den Interessen des inneren Lebens gestattend.

Allein auch das Theater hätte ihn auf die Dauer nicht befriedigen können, weil es ihm andererseits wieder heitere, gesellige Zustände vor Augen führte, die ihm peinlich wurden, je angenehmer sie zu sein schienen, da er sich sagen mußte, daß er in ihnen heimisch sein sollte, während er sich doch seltsam fremd und ausgeschlossen dazu verhielt. Nicht nur was als dramatisches Bild davon auf die Bühne kam, mehr noch was von Scenen eleganter Geselligkeit in Parterre und Logen spielte, war ihm ein Vorwurf, daß er den rechten Schritt nicht finden konnte, um in diesen Lebenskreis einzutreten. Als er aber schon gesonnen war auch den Besuch der Theaters aufzugeben, machte

er eine Entdeckung, die ihn nicht nur um so eifriger wieder in das Schauspielhaus trieb, sondern auch wie sie ihm nach und nach immer klarer wurde ihm seine lähmende Befangenheit, ja sein Ungeschick überwinden half, die feinen Formen höherer Geselligkeit anzunehmen.

Der Liebreiz eines Mädchens hatte sich tiefer als er selbst geahnt in sein Herz geschlichen, und dieses Mädchen war eine der ersten Schauspielerinnen der Residenz. Er war trotz seiner Unerfahrenheit nicht so naiv, daß er den Zauber, den sie von der Bühne herab übte, für den ihrer Persönlichkeit, den Werth ihres Talentes für den ihres Charakters gehalten hätte. Aber auch der Erfahrenste mußte schließen, daß man eine Künstlerin von der Bedeutung, von der eigentlichen Beschaffenheit wie Adolphine nur auf Grundlage einer höchst liebenswürdigen Persönlichkeit werden konnte. In der Herrschaft über ihre äußeren Mittel, in Mienenspiel, Bewegungen und Organ zeigte sie nur die vollendete Virtuosin; ihre Künstlerschaft jedoch bewährte sie in der Noblesse, die keine blos äußerliche ist, in jener Vornehmheit des Gemüthes, welche jede von ihr gespielte Rolle durchschimmerte. Es ist leichter auf dem Kothurn poetisch zu erscheinen, zu welchem der Zuschauer die erforderliche Voraussetzung schon mitbringt, als so unerwartet wie

Adolphine in den Gestalten des bürgerlichen Lebens, welche sie, wie gewöhnlich und wie verschieden sie auch waren, stets zu einer ergreifenden Idealität erhob. Selbst ihr graziösester Muthwille erschien im Lichte des künstlerischen Ernstes.

Und dieses Mädchen, das die ganze Skala zärtlicher Gefühle in der Gewalt ihres Organs hatte, räumte doch solchen Gefühlen keine Gewalt über ihre eigene Seele ein. Ihr Mädchenruf war so makellos wie ihr Künstlerruf. Die Damen der höchsten Gesellschaft mieden nicht ihren Umgang, die ausgezeichnetsten Männer suchten Zutritt in ihrem Salon. Niemand kennt besser die Geheimnisse einer Existenz, die sich der Bühne widmet, als — die ganze Stadt. Die Oeffentlichkeit aber, welche das genaue Tagebuch jedes öffentlichen Charakters führt, hatte hier kein Geheimniß zu verzeichnen.

Auf einen psychologischen Beobachter konnte dies Verhalten sogar einen peinlichen Eindruck hervorbringen. Täglich das Glück der Liebe in den reizendsten Farben schildern, ohne desselben jemals theilhaftig zu werden; täglich sich zu jedem Ausdruck der Leidenschaft stimmen, ohne sie jemals in Wahrheit zu empfinden, — mußte dies nicht zuletzt die Nerven der Künstlerin aufreiben? Mußte dadurch nicht auch ihr Talent endlich in eine unfruchtbare Richtung getrieben

werden? Vor allem aber, war sie nicht ein des Glückes eben so bedürftiges und würdiges als davon entferntes Geschöpf?

Heribert dachte mit klopfendem Herzen daran, daß der liebenswürdigen Schauspielerin unter allem Lob und Preis doch vielleicht noch kein Freundeswort zugekommen war, welches ihr eine Betrachtung ihres Lebens von dieser Seite erschlossen hätte. Das gab seinem Wunsch sich ihr zu nähern ein bestimmteres Ziel, als blos sein zaghaftes, oscillirendes Gefühl für sie festzuhalten gewußt hätte. Er war überzeugt, daß die Welt bei allen Schmeicheleien, Huldigungen und selbst Opfern, die sie einem Talent darbringt, das sich ihr widmet, doch nur so eigennützig verfährt, wie der Arzt, der die Sehergabe einer Somnambüle zu seinen Zwecken ausbeutet, unbekümmert darum, ob die fortwährende nervöse Aufregung sie nicht vielleicht leiblich und geistig zu Grunde richte. Ihr das zum Bewußtsein zu bringen, ihr den Sinn für eine andere Art von Glück zu geben, welch größeres Glück hätte ihm selbst erblühen können!

Diese Aussicht gab ihm den Muth die Schwierigkeiten zu besiegen, welche sich nach seiner Meinung dem Versuch entgegensetzen mußten, sich den eleganten und vornehmen Cirkeln der Hauptstadt anzuschließen, von welchen er bisher gänzlich entfernt geblieben.

In seiner Weltunkenntniß hatte er nicht bedacht, daß ihm der Ruf seines großen Reichthums bereits bahnbrechend vorausgeschritten sein mußte. So hatte er sich denn nur zu wundern, daß er beim ersten Heraustreten aus seiner Verborgenheit das gefälligste, das förderndste Entgegenkommen und in Voraussetzung seiner offenen Hände überall offene Arme fand. Klugheit und Geschmack, die ihm angeboren waren, ersetzten ihm die Erfahrung; bald verstand er unter den zahlreichen Freunden, die sich ihm aufdrängten, zu sondern, und während er ihnen gab auch von ihnen anzunehmen und zwar die Freiheit und Leichtigkeit des Benehmens, die Umgangsformen der höheren Geselligkeit. Ohne zu wissen wie es geschah, waren seine Wünsche fast ohne sein Hinzuthun erfüllt worden, er gehörte zur tonangebenden Welt der Hauptstadt und war heimisch im Salon Adolphinens. War es wegen der leichten Ausführung dessen, was ihm so schwer erschienen war, daß er sich nicht gänzlich befriedigt fühlte? Ein Hauch von Nüchternheit wehte in dieser Welt, die ihm ein Ideal gewesen, so lange er sie nur mit den Augen der Phantasie gesehen. Die wichtigsten Fragen der Zeit, das Wohl und Weh der Menschheit, ebenso die Leistungen des Geistes, der Wissenschaft, der Kunst, deren nur mit Erholung der Seele, mit ernster Begeisterung gedacht werden soll, — das Alles wurde

hier nur als Amüsement aufgebraucht, nur gesprächsweise zu Charpie zerzupft, um die ewig klaffende Leere unausgefüllter Zeit zu stopfen.

Heribert war bereits zu viel Weltmann, als daß er die Menschen dieser Art durch die Darlegung, wie sie ihm erschienen, gelangweilt hätte, andererseits von zu innerlicher Bildung, als daß er seine Lebensanschauungen dem Mangel an Verständniß gerne preisgegeben hätte. Niemand merkte ihm an, wie er dachte; er vermied es, sich an Gesprächen tieferen Inhalts zu betheiligen, er wollte lieber unwissend erscheinen, als durch sein Wissen beleidigen ohne zu nützen. So galt er denn dieser Welt, der er an Ernst und Tiefe weit überlegen war, nur als eine gutmüthige und selbst gescheidte, aber ausschließlich für den heitersten Lebensgenuß gestimmte Natur, der man mit Dingen ernsten Gehaltes nicht kommen dürfte. Für einen Menschen von Begabung, der dabei Philosoph genug ist, um seiner Eitelkeit nur verschwiegene Feste in seinem Innern zu geben, ist es reizend eine solche Maske anzunehmen. Dennoch sehnte sich Heribert darnach, sein Inkognito vor Adolphinen allein abzulegen, aber er war noch nicht einmal klar darüber, ob sie die Organe besaß, seinen höheren Werth zu schätzen oder auch nur zu erkennen.

Es war ihr bisher nicht beizukommen gewesen.

Während sie auf der Bühne alle Empfindungen intimen Lebens mit ergreifender Wahrheit ausdrückte, als ob sie aus ihrem Herzen kämen, schien sie in der Intimität ihres eigenen Lebens nur eine angenommene Rolle konsequent durchzuführen, und zwar die der Frau für die Gesellschaft, die für Jeden und für Keinen vorhanden ist. Sie zeigte nur für jene Gegenstände Wärme, für welche sich auch die Gesellschaft erwärmen kann, und nur jenen Grad von Wärme, welcher keinen andern als einen gesellschaftlichen Ausdruck verlangt. Sie schien keine Geheimnisse, kein inneres Privatleben zu haben und was sie dachte und empfand, wünschte oder liebte, auch dem Gleichgiltigsten in ihrer Umgebung ohne Bedenken mittheilen zu können. War dies ebenfalls nur eine Maske oder wurde in der That von den Gestalten, die sie künstlerisch zur Erscheinung brachte, ihre ganze individuelle Existenz absorbirt?

Heribert hatte sich während eines ganzen Winters diese Frage vergebens zu beantworten gesucht und doch war die Intention, die ihn veranlaßt hatte, Adolphinens Bekanntschaft zu suchen, durch den Kreis in dem er sie fand, ebenso wie durch ihre persönliche Wirkung auf ihn nur bestärkt worden. Er hatte sich überzeugt, daß Niemand in ihrer Nähe danach angethan war, ihr von einem Eigenglück, das außerhalb

des Gebietes der Oeffentlichkeit liegt, zu sprechen, obgleich sie, ungeachtet und weil ihre erste Jugend bereits dahin war, jedes edler schlagende Herz rühren und durch die Vorzüge ihrer Persönlichkeit die Sehnsucht in demselben erwecken mußte, ihr mehr zu sein und zu bieten, als eine mehr oder minder zusagende Nahrung ihrer Eitelkeit.

Es war im Anfang des Frühlings als Heribert beschloß, ein Resultat seiner ihr gewidmeten Gedanken und Gefühle zu erzwingen. Er wählte zu diesem Zwecke, der Sitte ihres Hauses entgegen, einen Tag zu seinem Besuche, an welchem sie spielte; er war daher gewiß, sie allein zu treffen. Sie saß auf dem Sopha, als er eintrat, die Arme über der Brust gekreuzt und richtete so durchdringende und gespannte Blicke auf ihn, daß er dies nur dem Befremden über die ungewöhnliche Wahl des Tages zuschreiben konnte.

Sie ließ ihm nicht Zeit eine Entschuldigung vorzubringen, denn mit halblauter und zitternden Stimme begann sie:

„Sprechen Sie nicht. Ich weiß was Sie zu mir führt, ich weiß Alles. Ich will das Wort nicht hören, das Ihr Herz unaufhaltsam auf Ihre Lippen jagt. Sie sind edel genug wahr zu empfinden. Sie dürfen schweigen; lassen Sie das Sprechen Jenen, die

unwahr empfinden. Nicht umsonst habe ich das Recht mehrerer Jahre vor Ihnen voraus, mein junger Freund. Ich darf Ihnen ein banales Wort ersparen, ich darf es selbst sein, die es mir sagt, daß Sie mich lieben."

Heribert gerieth beinahe außer Fassung; sein Herz schäumte wie berauscht von dem Glücke, das ihm so unerwartet kredenzt wurde; unwillkürlich stürzte er Adolphinen zu Füßen. Sie erhob sich und mit den Fingerspitzen sein Haar berührend, als ob sie die Hand auf sein Haupt legen wollte, fuhr sie fort:

„Mag eine Welt von Vorurtheilen zwischen uns stehen; und wären es Kronen, die ich niederzulegen hätte, was bedeuten sie gegen diesen Augenblick, der mir, der Nieverstandenen, der Halbverblühten ein als wahr und treu erkanntes Herz zuführt und damit auch Verständniß und neue Jugend. Muß auch ich es Dir erst sagen, wie heiß, wie unaussprechlich ich Dich liebe? Hat es Dir nicht längst die Verachtung gesagt, mit der ich auf die Welt um mich und auf alles blicke, was nicht Deinen Namen führt?"

In zauberischen Tönen drang das an sich schon so süße Geständniß zu dem Gemüth des jungen Mannes. „Theuere, einzig Geliebte," begann er —

„Nein," unterbrach sie ihn, „nicht diese Zweifel, sie tödten mich. Laß sie kommen, alle die glauben, ich zittere vor ihrem Urtheil und Vorurtheil. Der

Baron, die Tante, mein Bruder, sie alle sollen finden, daß das stolze Blut ihres eigenen Geschlechtes in den Adern von Clemence von Wallberg fließt."

Heribert hätte die Betäubung durch einen Blitzstrahl der Enttäuschung vorgezogen, die ihn mit den letzten Worten der Schauspielerin aus dem reizendsten Wahn seines Lebens riß. Aber in dieser frivolen großen Welt, in der so viel des Unnützen getrieben wird, lernt man wenigstens rasche Geistesgegenwart. Aufspringen, seinen Schmerz kund geben — das fühlte er sogleich, hätte ein schwer zu verhaltendes Gelächter erregt, welches im Innern Adolphinens, so lange er lebte, fortgekichert hätte. Er faßte sich daher und ruhig auf den Knieen bleibend sagte er leise: „Souffliren Sie mir, Fräulein!"

Sie achtete nicht darauf und fuhr fort ihre Rolle einzuüben. Als sie mit einer neuen langen Tirade zu Ende war, erhob sich Heribert und applaudirte lebhaft.

„Da ich als Ihr Kollege viel zu ungeschickt war," sagte er, „so will ich mindestens als Publikum meine Schuldigkeit thun."

Jetzt erst schien sie seine Anwesenheit zu gewahren. „Sie haben eine Festung erstürmt," sagte sie mit freundlichem Unwillen; „in's Studiren vertieft, habe ich überhört, daß man Sie meldete, ich hätte

Sie sonst wahrhaftig nicht vorgelassen. Wissen Sie nicht, daß ich heute spiele. Was bringen Sie mir Wichtiges?"

„Das Wichtigste ist," erwiederte er, „daß ich Ihnen einen Dienst leiste. In der letzten überschwenglichen Tirade, die ich da hörte, haben Sie einen Griechischen Namen falsch betont."

„Falsch betont!" rief sie und wiederholte den Namen; „der Autor selbst hat mir ihn bei der Probe so vorgesprochen, als ich in meiner Unwissenheit um das Richtige fragte."

„Dann ist die Unwissenheit des Autors doppelt sträflich," sagte Heribert, „da er weder eine liebenswürdige Frau ist, noch die Bescheidenheit hatte um das Richtige zu fragen."

Adolphine schien durchaus nicht geneigt, vorauszusetzen, daß Heribert hierin besser unterrichtet wäre. Sie gab zu verstehen, daß man weder auf der Reitbahn noch in den Boudoirs das Griechische kultivire. Mit höchster Verwunderung vernahm sie, daß der junge reiche Weltmann dem Gelehrtenstande bestimmt war. Er mußte ihr zur Bekräftigung in kurzen Worten seine Jugendgeschichte mittheilen und sie errieth, welche Schätze von Wissen und Bildung er bisher still und verborgen in seinem Innern gehegt. Er sprach warm, lebhaft, mit einem für sie überraschen-

den Ernst und sie hörte ihn mit unverkennbarer Theilnahme. Ein Blick jedoch, den sie, zufällig vielleicht, auf die Pendule warf, erinnerte ihn daran, abzubrechen. Als er schon die Thürklinke faßte, rief sie ihm zu, er möge ihr noch vor der Theaterstunde die Beweise für die von ihm behauptete Aussprache des Griechischen Namens schriftlich zusenden; denn wenn das Stück fiele, so könnte der Autor, wie das so gehe, dem einzigen kleinen Umstand, daß sie ihm hierin nicht seinen Willen gethan, die Schuld der Niederlage beimessen; sie wolle sich dann rechtfertigen können.

Sie hatte hierüber völlig vergessen zu fragen, was ihn zu ungewöhnlicher Zeit zu ihr geführt, er aber behielt, nachdem er sich entfernt hatte, als Gewinn dieser Stunde das Recht ihr zu schreiben, und zwar noch an diesem Tage, der ihm in Folge des ersten inhaltsreichen Gespräches das Herz mit frohen Hoffnungen erfüllte.

So begann er denn seinen Brief mit der Entscheidung der kleinen wissenschaftlichen Streitfrage, um dann auf die Geschichte seines Lebens zurückzukehren und daran das Geständniß seiner Leidenschaft, seiner Wünsche zu knüpfen. Was ihn dabei ermuthigte, war die geheime Zuversicht, daß die Innigkeit mit der sie die sentimentalen Stellen ihrer Rolle vor ihm citirt hatte, keine ganz absichtslose gewesen wäre. Er

verhehlte ihr nicht, daß er sie inmitten all des äußeren Glanzes, der sie umgab, eines wahren Glückes beraubt wähnte. Wenn sie eines solchen bedürftig wäre, wenn seine auf Einsamkeit und stillen Lebensgenuß gerichteten Neigungen vielleicht den erwünschtesten Gegensatz zu ihrem bisherigen Dasein bilden würden, so wolle er ihr seine ganze Existenz zu freier Schaltung zu Füßen legen. Sie möge selbst über die Formen ihres ferneren Verkehrs mit ihm entscheiden, er wolle nichts als eine bis jetzt vielleicht unberührte Stelle in ihrem Gemüth ausfüllen, ihr einen Tempel der Intimität aufbauen, in welchem die Liebe eines Einzigen mehr Werth hat als der Beifall von Tausenden, und wo der Triumph geliebt zu sein alle künstlerischen und geselligen Erfolge in Schatten stellt.

Mit der Sorgfalt eines Liebenden in solchen Dingen sandte er das Schreiben zur geeignetsten Stunde und verschaffte sich die Gewißheit, daß es in Adolphinens Hände gelegt worden. Im Theater beredete er sich aus dem Ton, in welchem sie die Stelle sprach, die er am Morgen unter so verschiedenen Emfindungen angehört hatte, eine Andeutung des Geschehenen entnehmen zu können. Den Griechischen Namen sprach sie in der That nach seiner Angabe aus.

Tage vergingen und Wochen, — er erhielt keine Antwort auf sein Schreiben. Den Salon der Künst-

lerin besuchte er nicht mehr. Eine zufällige Begegnung auf der Straße belehrte ihn durch die feine Nüance eines zugleich freundlichen und zurückhaltenden Grußes, womit gewandte Frauen so viel zu sagen wissen, wie Spanierinnen mit dem Fächer, daß man ihm noch immer wohlgesinnt, daß man aber den Brief gerne als nicht empfangen betrachten möchte. In Folge dieser stummen Erklärung war er taktvoll genug, sich ihrem gewöhnlichen Cirkel wieder anzuschließen, ohne durch eine noch so leise Anspielung an den Vorfall zu mahnen. Er wollte aber mit diesem Wiedererscheinen nur seinen ehrenvollen Rückzug vorbereiten. In seinem Gemüth fühlte er eine fürchterliche Oede, in welcher die Gestalten der Welt wie Gespenster erschienen, um die Oede noch unheimlicher zu machen. Mit sechsundzwanzig Jahren zum ersten Male lieben ist ein seltener Fall in unserer Zeit, wo die früh genährte Phantasie der Jugend dem Herzen weit voraus eilt. Eine solche Liebe entwickelt dann eine selbst für den modernen Roman schon zu märchenhafte Glut.

Heribert, über das gehoffte Glück des Reichthums und über das gehoffte Glück der Liebe enttäuscht, wollte es jetzt mit einem Genuß versuchen, dessen ganzer Ernst ihm bisher noch unbekannt geblieben, mit dem stillen und einsamen Genuß der Natur. Daß er das richtige Verständniß dafür mitbrachte, bewies er durch

die Einsicht, daß der eigentliche Genuß an der Natur sich nicht an das kehrt, was man mehr aus ästhetischem als aus gemüthlichem Bedürfniß schöne Landschaften nennt. Er empfand, daß das aufmerksame Belauschen der gleichmäßigen und doch so wandelbaren Erscheinungen des täglichen Naturlebens — wo immer, und sie sind überall wahrzunehmen — der Seele wunderbare Stoffe zuführen mag, die sie durch Beschaulichkeit und Nachdenken nicht nur zu Erkenntnissen, auch zu Tröstungen verarbeiten und sich, wenn nicht das Glück, doch mindestens die Unempfindlichkeit für das Unglück daraus bereiten könne.

Allein es mochte auch die Rücksicht auf die letzte Beziehung, die zwischen ihm und der Geliebten noch walten konnte, nämlich auf die lokale Nähe, dazu beigetragen haben, daß er nicht einen Punkt der Schweiz oder Italien's, sondern die kleine Landstadt zu seinem verborgenen Aufenthalt gewählt, nachdem er plötzlich und ohne Abschied aus der Residenz verschwunden war.

Hier hatte er nun länger als ein halbes Jahr ganz einsam gelebt, und während er nur mit aufmerksamem Auge und Geist den Wandel des Naturlebens zu beobachten geglaubt, hatten sich ihm mehr und mehr die Hilfs- und Trostquellen seines eigenen Inneren verschlossen. Im Frühling war er noch un-

säglich unglücklich gewesen. Wie da Alles treibt, sproßt und blüht, Alles voll Ahnung und seliger Verheißung ist, als wäre die ganze Schöpfung nur das Versprechen, diesmal gewiß die Herrlichkeit des verloren gegangenen Paradieses zu erreichen, — das hatte ihn den unwiederbringlichen Verlust seines eigenen Paradieses nur um so schmerzlicher empfinden lassen. Hingegen legte sich die gesättigte Reife des Sommers wie eine Decke des Friedens, der Ausgleichung über sein zerklüftetes Gemüth. Waren die überirdischen Versprechungen des Frühlings auch nicht in Erfüllung gegangen, so enthielt die irdische Wirklichkeit doch des Nährenden und Erquicklichen genug. Waren die himmlischen Liebesträume seines Herzens auch nicht zu lebendigem Leben geworden, so hatte ihm die auf das Nächste gerichtete Thätigkeit seines Denkens doch genießbare Früchte getragen, stärkende Erkenntnisse.

Mit Hilfe eines halb wissenschaftlichen, halb empfindungsmäßigen Erfassens der Natur war er zu einer Art resignirenden Humors gelangt, der ihm sein persönliches Leiden als tief unter der Würde seines ferneren Bedenkens darstellen wollte. Aber die Wunde blutet, ob auch der Stoiker vorgiebt, nichts davon zu wissen, und das Herz bewahrt sein Weh, ob auch die Vernunft gleich einem lächerlichen Tyrannen be-

fehle, daß nicht länger existire, was ungeachtet aller Gegenbeweise dennoch existiren muß. Es war der die ganze Luft durchströmenden Wehmuth dieses Herbsttages vorbehalten, Heribert wieder in die unergründliche Tiefe seines Schmerzes versinken zu lassen. Er saß, wie wir erzählten, unter der Kapelle auf der Spitze des Hügels, und wir wiederholen es, wenn er noch wenige Stunden früher sich beredet hätte, daß er seinen Schmerz nur belächle, so zeigte sich ihm im Lichte dieses Augenblicks seine Vergangenheit als eine Reihe von Ruinen und unfruchtbaren Einöden, und wie die Stimme des Windes in den Bäumen anschwoll, welche die Bergwand hinter ihm bedeckten, schienen sie ihm mit dieser Stimme klagend vorzuzählen, was sein Herz an Glück verloren oder nie besessen.

„Matt, welk, abgestorben ist Alles um mich her," sagte er sich, „und so ist Adolphinens Gemüth. Jugendlich glatt ist noch ihr Gesicht aber ihre Seele ist ganz bedeckt mit den Runzeln des Alters. Sie ist ein Herbst, der niemals Frühling gewesen; sie ist todt bevor sie gelebt hat; sie hat niemals die Kraft gehabt, ein selbstständiges, ein ursprüngliches Wesen zu sein, ihre ganze Fähigkeit zu existiren ist nur ein von der konventionellen Welt Ueberkommenes; sie geht und steht, sie ißt und athmet nicht nach den Bedingungen

ihrer Natur, nicht aus eigenem Antrieb, sondern nur weil es so Sitte ist, weil sie es als ein Hergebrachtes aufgenommen hat; auch in ihrem Zimmer ist wie auf der Bühne ihr scheinbar freiestes Wollen und Thun nur eine gelernte Rolle. Unseliger noch als Jene ihres Standes, die mit überquellender, mit stets aufgeregter Leidenschaftlichkeit die reizenden Kombinationen des Drama's im wirklichen Leben wieder zu spielen suchen, macht sie das wirkliche Leben zu einer seelenlosen Schablone."

Er sagte sich ferner, daß sein Schmerz geringer wäre, wenn sie einen Andern liebte, wenn sie nur überhaupt zu lieben, zu leben im Stande wäre. Er würde dann Keinem als sich selbst zu grollen gehabt haben, wenn er nicht aus der Entfernung uneigennützig sich ihres Glückes gefreut hätte, während ihn jetzt der Gedanke gegen sie erbitterte, daß er der Erfüllung seines höchsten Wunsches beraubt wurde, ohne daß irgend Jemand oder auch nur sie selbst einen Gewinn davon zog.

Der Wind hatte sich gelegt, die Sonne stieg höher und indem sie ihn mit einer für die Jahreszeit ungewöhnlichen Wärme traf, schreckte sie ihn aus seiner Träumerei empor. Er blickte wieder in die Gegend und bemerkte einen Wagen jenseits der Brücke, der eben still gehalten haben mußte und sich nun in

Bewegung setzte. Eine Dame war ausgestiegen und ging über die Brücke. Sie wandte sich zurück und schien einer anderen Frau, die im Wagen weiter fuhr, einige Worte zuzurufen, die er nicht vernehmen konnte. Dann überschritt sie vollends die Brücke, betrat das völlig einsame Thal und ließ sich auf der Bank vor dem Verschlag nieder.

Heribert war schon beim ersten Anblick aus weiter Entfernung wie von einem elektrischen Schlag durchzuckt worden. Allein er wollte sich selbst nicht glauben. Durch die lange Beschäftigung seiner Gedanken mit dem geliebten Gegenstande, durch die Sehnsucht, die ihn plötzlich ergriffen hatte, konnte leicht eine Sinnestäuschung veranlaßt worden sein. Er mußte sich Ueberzeugung verschaffen und stieg die Anhöhe nieder. Fast wünschte er, er hätte sich getäuscht; was konnte eine erneuerte Begegnung zur Folge haben, als daß ihm die Wunden, an denen er blutete, noch einmal geschlagen würden, daß er wiederholt erleben müßte, was er, wie er sich oft gesagt, ein zweites Mal nicht überdauern würde. Er dachte, wenn sie es wäre, sich vielleicht entfernen zu können, bevor sie ihn gesehen; ja es schien ihm Pflicht gegen sich selbst, ihr auszuweichen.

Und sie war es und zufällig sah sie ihn nicht. Von der Art aber sind die Entschlüsse selbst eines

festen Charakters in solchem Falle, daß er seine Schritte beschleunigte, um in ihre Nähe zu kommen, fürchtend ihre Erscheinung könnte gleich den zarten Fäden des Altweibersommers, die sein Gesicht streiften, in der Luft verfliegen und verschwinden.

Er mäßigte seine Schritte, als sie dieselben vernehmen und sich nach ihm hinwenden mußte. Zugleich verbannte er aus seiner Miene jeden andern Ausdruck als den der natürlichsten Ueberraschung. Nicht ihr entgegengehend, sondern wie zufällig an ihr vorüberwandelnd zeigte er sich ihr, und als er stehen blieb und sie in diesem Augenblicke erst zu erkennen schien, grüßte er sie nicht anders, als ob er ihr statt in solcher Einsamkeit in einem mit Menschen erfüllten Salon begegnet wäre.

Adolphine konnte einen außerordentlichen Eindruck nicht verbergen, den dieß unvorhergesehene Wiederfinden ihr bewirkte. Heribert sah zum ersten Male und zu seinem Erstaunen ein Erröthen über ihre Wangen fliegen. Er hätte sich nie vorgestellt, daß sie in irgend einer Situation den Gleichmuth ihres Herzens verlieren könnte. Er wurde dadurch selbst beinahe verlegen und der Redestrom gewöhnlicher Phrasen, mit dem er sie bereits zu begrüßen begonnen hatte, versiegte plötzlich.

Adolphine aber nahm ihre Zuflucht zu eben solchen

Reden und zwar mit einer Hast, als ob sie für ihr inneres Zittern und Bewegtsein festen Boden gewinnen wollte. Sie fragte ob er so bald schon von seiner großen Tour durch Europa zurückgekehrt, hörte mit Verwunderung, daß er gar nicht verreist gewesen, und erzählte, daß alle Welt ihn in Paris vermuthe und daß man über sein plötzliches Verschwinden die allerromantischesten Geschichten ersonnen habe, die sie für Mährchen halten wolle.

Heribert, der in diesem unverhofften Moment dem Drange nach langversagter Mittheilung nicht zu widerstehen vermochte, entwarf ihr ein Bild der schmerzlichen und doch wohlthuenden Einsamkeit, in der er das Jahr verbracht hatte, ohne die Ursache auch nur im Entferntesten zu berühren, ja in der Furcht, eher ein ihn beschämendes Mitleid als die Theilnahme, die er wünschte, zu erregen, mit einem Ton heiterer Plauderei, der jedoch ohne daß er es wußte, den nichts weniger als heiteren Zustand seines Gemüthes um so schärfer hervorhob.

Das Schweigen Adolphinens war von einem Blick begleitet, der es zur Aufforderung machte, fortzufahren, so oft er inne halten wollte. Als er jedoch immer tiefer in seinen Busen greifend in Gefahr stand dem Quell seiner Leiden nahe zu kommen, leidenschaftlich zu werden und den Ton unbefangener

Konversation zu verlieren, hemmte ihn plötzlich der Gedanke, daß er mit diesem qualvollen Sondiren seiner Wunden nur ihre Eitelkeit ergötzen, ihr nur ein Schauspiel geben würde, ihr, die ohne Zweifel nichts dabei litt und empfand. Er bezwang sich daher, brach den Gegenstand ab und forschte mit freundlicher Neugierde, was sie so spät im Jahre zu einem Ausflug auf das Land veranlaßt habe.

Mit sehr ernster Miene und gesenkten Blickes verharrte Adolphine noch immer in Schweigen und da die Frage Heribert's nichts Verletzendes oder auch nur Ungewöhnliches hatte, so mußten ihre Gedanken bei den vorhergegangenen Aeußerungen verweilen. Sie schien sich plötzlich zu besinnen, daß sie ihm eine Antwort schuldig war und lächelnd sagte sie:

„Es ist eine Entführung, nicht bei Nacht und Nebel aber wohl bei Tag und Nebel, denn einen solchen Herbstnebel wie heute am Morgen habe ich nie gesehen. Es war zum Fürchten. Es ist freilich wahr, daß ich die Natur nicht kenne und schon glaubte, ich hätte allen Sinn dafür verloren. Sie wissen, wie lang in den Sommer hinein ich an die Stadt gebunden bin, dann kommen Gastspiele in anderen Städten, entführt aber hat mich meine heitere französische Freundin Albertine, die Sie kennen. Sie hat einmal einen Monat im Dorf drüben gewohnt

und war zufällig oder weil sie alles mögliche Verkehrte zu unternehmen weiß Pathin bei einem Bauernkinde. Längst hat sie der Familie versprochen einmal wiederzukommen. Das Lustigste ist, daß sie sich mit den Leuten kaum verständigen kann. Dennoch bestand sie darauf sich allein dort einzufinden und unser Diner herschaffen zu lassen. Auf dem Rasen wollen wir speisen, wie zwei Grisetten in Montmorency, oder gar in dem Verschlag da, der, glaube ich, ein großes Besitzthum jener Familie ist, und sobald es kühl wird wieder heimfahren. Sie aber, Herr Heribert, sind mein Gefangener für den ganzen Tag. Wie schön ist es geworden! Diese bunten Wälder, die majestätischen Berge und die wunderbare Klarheit der Luft! Und fühlen Sie diese Wärme? Man sollte nicht glauben, daß es ein Herbsttag ist."

Der Augenblick habe sein Recht, dachte Heribert; was gestern geschah, was ich morgen empfinden werde, gleichviel! Ich bin selig in ihrer Nähe.

Sie sah ihn an, gespannt, ob er sich weigern werde bei ihr zu bleiben. Als sie das Gegentheil zu erkennen glaubte, ohne daß er es ausgesprochen hätte, erhob sie sich und schritt langsam den Bergweg zur Kapelle hinan, von der er eben herab gekommen war. Die Stille des Mittags ruhte auf der Landschaft, kein Zweig rührte sich, kein Vogel

sang und in der seltenen Reinheit der Atmosphäre war es, als ob selbst das Licht sich wonniger als an jedem andern Tag vom Auge empfinden ließ. Sie wandten sich um, als sie auf dem Hügel waren, sie sahen in das schöne Thal hinab, und wer sie so traulich beisammen hätte weilen sehen, der würde sie für durch Liebe Vereinte gehalten haben, die in dem Naturfrieden ein Symbol für ihre eigene unaussprechliche Befriedigung suchten. Es galten aber hier die Worte eines unbekannten Dichters:

„Welch himmelweit Geschiedensein
Der nachbarlichsten Sterne!
Der allernächsten Nähe Schein
Und doch die fernste Ferne!"

Bald zeigte sich großes Gedränge auf der Brücke. Albertine kam mit mächtigem Gefolge. Ein Rudel Kinder, Knechte und Mägde, die das zum improvisirten Mittagsbrot Nöthige trugen, folgten ihr. Sie begrüßte den unerwarteten Gast mit dem fröhlichsten Lachen über den Aufzug, in welchem sie vor ihm erschien. Das Wasser, erklärte sie ihm, wäre in der ganzen Gegend schlecht und nur an dieser Stelle vorzüglich und sie genieße es lieber hier an der Quelle und von den Kindern umgeben, als im Wirthshausgarten unter den gaffenden Bauern.

Der Verschlag wurde geöffnet und diente zur Un-

terbringung der Geräthschaften. Ein Tisch wurde herbeigeschafft und vor die Bank hingepflanzt, ein dreibeiniger Stuhl fand sich auch und bald war die kleine Gesellschaft in voller Thätigkeit das Mahl einzunehmen, während die Kinder zu den Füßen Albertinens wie junge Hunde kauerten und von ihr gefüttert wurden, wobei sie sich unendlich damit erlustigte, in welcher Gestalt französische Wörter aus dem Munde der Bauernkinder kamen, wenn sie ihnen dieselben vorgesprochen hatte. Adolphine, die an dem Lärm und Lachen nicht lange Behagen fand, erhob sich bald. Albertine kehrte mit den Kindern nach dem Dorf zurück, nachdem sie erklärt hatte, Adolphine möge nur immer hier bleiben, da sie gute Gesellschaft gefunden habe, und so lange warten, bis sie mit dem Wagen kommen werde, sie abzuholen.

Wieder blieben Heribert und Adolphine allein. In dem Maße als die Schönheit des Herbsttages zunahm, schien sich auch das Wesen der Künstlerin zu verschönern und zu verjüngen. Während sie mit ihm hin und her wandelte, entwickelte sie einen neuen Reiz der Rede, den er selbst bei ihr noch nie vernommen und der nicht im klangvollen Ton, nicht im anmuthig pointirten Gedanken bestand, sondern in der traulichen Wärme des Gemüthes. Sie sprach von ihrer Jugend, von ihren Reisen, von ihren fami-

lienhaften Beziehungen, nur nicht vom Theater. Sie fand wunderbar ergreifende Naturlaute der Sehnsucht, um das Glück häuslicher Intimität zu schildern. Eine nicht verzehrende aber süße und sanfte Glut leuchtete aus ihren Augen und ein Zauber von Kindlichkeit umfloß sie plötzlich, als ob sie Jahre gleich lästigen Gewändern von sich geworfen hätte und nun leicht und frei sich in jener ewigen Jugend bewegte, die hier von der Kunst auf ein Menschenkind übergegangen wäre.

Heribert mußte sie in seinem innern Entzücken unwillkürlich der Fee dieser Landschaft vergleichen, als ob diese mit dem Charakter der Jahreszeit und dieses Tages Gestalt geworden wäre. Um diese Uebereinstimmung noch augenfälliger zu machen, verwandelte sich auch Adolphinens Wesen und Laune in dem Augenblicke als unerwartet früh für einen Tag, den man voll ewigen Sonnenglanzes geglaubt hätte, der Osten sich verdunkelte, das verstärkte Licht im Westen fahl und krankhaft auf den Bergen lag und der Wind die Bäume zu wildem, melancholischen Chorgesang aufregte.

Adolphine schauerte vor dieser ganz natürlichen Erscheinung, als wäre ein Verhängniß hereingebrochen, und auch Heribert wurde seltsam von der plötzlichen Rauhheit der Luft und von dem trüben Unter-

gang eines Tages ergriffen, der den Glanz eines Frühlings und die Dauer eines Sommertages gelogen hatte.

„Wir haben ganz vergessen,“ sagte er, „daß der Tag schon mit mahnenden Nebeln begann, weil er sich später zur durchsichtigsten Klarheit und zur erquicklichsten Wärme erhob. Diese Wärme aber hat nicht die Kraft gehabt, eine einzige kleine Blüthe zu wecken.“

Adolphine schmiegte sich wie furchtsam an seinen Arm und er, hingerissen von dem Eindruck der eben verflossenen Stunden, wiederholte nun das einmal unbeantwortet gebliebene Geständniß und mit dem leidenschaftlichsten Flehen beschwor er sie, sein zu werden, das Wort der Vereinigung an diesem Tage auszusprechen.

„Heribert,“ erwiederte sie im Ton des Ernstes, der Erschütterung, „vernehmen Sie, daß Ihr Brief tief und mächtig auf mich wirkte. Ich preise den Himmel, daß er mich Sie noch einmal finden ließ. Damals antwortete ich nicht, ich wäre zu schwach gewesen die richtige Antwort zu geben. Dann glaubte ich längst hätte jugendlicher Leichtsinn Sie eine phantastische Neigung vergessen lassen. Nun entdecke ich, daß Sie einen Sommer drüber in Traurigkeit hingebracht, daß Sie wieder einen Winter in Einsamkeit verleben wollen. So fühlen Sie denn nicht, der

Sie sich die Philosophie der Natur zu eigen gemacht, daß Ihr edles Herz sich diesmal dem Lauf der Natur frevelhaft entgegensetzt, nicht nur weil Sie die Güter Ihres Lebens, Ihrer Jugend nicht verwerthen, sondern auch, weil Sie mir eine Jugend aufzwingen wollen, die ich nicht mehr habe. Die größte Wärme zu der ich es bringe, hat nicht mehr die Kraft, eine einzige kleine Blüthe zu wecken. Ich bin wie dieser Herbsttag und gleich einem solchen war unser Verkehr. Nebel haben uns Anfangs das Richtige verhüllt, aber wir haben wie ich hoffe Klarheit gewonnen und die Wärme, wie unfruchtbar sie auch ist, die Wärme mit der mein Herz Sie umschließt, hat sie nichts Erquickliches für Sie, Heribert? Lassen Sie uns scheiden, gehen Sie in die Welt, genießen Sie Ihr Dasein. Diese Herbstsonne meines Herzens wird Ihnen immerdar bleiben. Wäre ich auf Ihre Wünsche eingegangen, das hätte ein so kaltes und rauhes Ende genommen wie dieser Tag. Dort kömmt zum Glück Albertine mit den Mänteln. Leben Sie wohl, es war ein schöner Tag, wie unser ganzer Verkehr ein schöner Herbsttag meines Lebens war."

Der Monat war nicht gänzlich verflossen, als sich Heribert auf dem Wege nach Paris befand.

Sie sich die Philosophie der Natur zu eigen gemacht, daß Ihr edles Herz sich diesmal dem Lauf der Natur frevelhaft entgegensetzt, nicht nur weil Sie die Güter Ihres Lebens, Ihrer Jugend nicht verwerthen, sondern auch, weil Sie mir eine Jugend aufzwingen wollen, die ich nicht mehr habe. Die größte Wärme zu der ich es bringe, hat nicht mehr die Kraft, eine einzige kleine Blüthe zu wecken. Ich bin wie dieser Herbsttag und gleich einem solchen war unser Verkehr. Nebel haben uns Anfangs das Richtige verhüllt, aber wir haben, wie ich hoffe Klarheit gewonnen und die Wärme, wie unscheinbar sie auch ist, die Wärme mit der mein Herz Sie umschließt, hat sie nichts Erquickliches für Sie, Heribert? Lassen Sie uns scheiden, gehen Sie in die Welt, genießen Sie Ihr Dasein. Diese Herbstsonne meines Herzens wird Ihnen immerdar bleiben. Wäre ich auf Ihre Wünsche eingegangen, das hätte ein so kaltes und rauhes Ende genommen wie dieser Tag. Dort kommt zum Glück Albertine mit dem Mäntelchen. Leben Sie wohl, es war ein schöner Tag, wie unser ganzer Verkehr ein schöner Herbsttag meines Lebens war."

Der Monat war nicht gänzlich verflossen, als sich Heribert auf dem Wege nach Paris befand.

Philosophie eines Kusses.

I.

Wenn die nachfolgende kleine Geschichte das Unglück hätte in der vergänglichen Form eines Zeitungsblattes zu erscheinen, statt in einem Buch den, wenn auch nur äußerlichen, Anspruch auf längere Dauer machen zu dürfen, so müßte sie als „Feuilleton-Novelle" figuriren. Mindestens aber soll ihr das Recht nachgewiesen werden, als solche zu gelten.

Der Feuilleton-Roman hat einst alle Zeitungen beherrscht und die Franzosen haben ihn erfunden. Die Feuilleton-Novelle ist etwas davon ganz Verschiedenes, sie kann nur aus dem Gemüth eines Deutschen hervorgehen. Deutsches aber braucht zu seiner Begründung stets ein System. Also Paragraph I: was ist die Feuilleton-Novelle?

Es giebt nicht wenige Philosophen, die, wenn sie erklären sollen, was etwas ist, sich damit helfen, daß sie erklären, was es nicht ist. Wir sind auch ein Deutscher; so erklären wir denn: die Feuilleton-Novelle

ist nicht der Feuilleton-Roman. Um das zu verstehen, muß man erst wissen, was der Feuilleton-Roman ist. Jérome Paturot, den schwärmerischen Neffen eines Pariser Strumpfwirkers, werden unsere Leser vielleicht kennen. Unzufrieden mit der demüthigen Aufgabe, die ihm das Schicksal zugewiesen, nämlich Strümpfe zu wirken, strebte er nach einem erhabenen Wirken, er ging aus, sich eine soziale Stellung zu suchen. Auf dieser Jagd nach einer Position mußte er es auch einmal mit dem Journalismus versuchen. Er brachte dem Redacteur eines einflußreichen Pariser Journals eine Erzählung, die Jener, bevor er sie gelesen hatte, für ein unsterbliches Werk erklärte, das nur den einzigen kleinen Fehler hätte gänzlich unbrauchbar zu sein. Durch die Hartnäckigkeit des jungen Schriftstellers gezwungen sie zu lesen, ertheilte er ihm statt eines Urtheils den Rath, einen wirklichen Feuilleton-Roman zu schreiben, also einen Roman, in welchem es ungefähr heißen muß: Odoardo, oder welchen Namen der Held sonst führt, langte in der Nacht endlich in dem Schlosse Iripsilon an. Er befand sich allein in dem Zimmer. Draußen heulte der Sturm. Es war Mitternacht geworden. Odoardo von Gefühlen mannigfacher Art zerrissen, wollte eben einschlafen, als die Wand sich spaltete und ein Kopf,

ein Kopf ohne Rumpf, ein blutiger, entsetzlicher Kopf zum Vorschein kam — [Fortsetzung folgt.]

Was ist dieser Kopf? Das ist die Sorge des morgigen Tages, wenn die Fortsetzung geliefert werden soll; im heutigen Blatt hat der Feuilleton-Roman indessen seinen Zweck erreicht, er hat eine ungeheure Spannung zu Wege gebracht. Das ist das ganze Geheimniß seiner Kunst. Der Leser wird gereizt, er wird hingerissen einen gewaltigen, einen wahrhaften Tigerrachen der Neugierde aufzuspannen, der fortwährend gefüttert und niemals gesättigt werden darf. Und ein solcher Tigerrachen verschlingt Alles ohne Auswahl mit dem gleichen Behagen, Sinn und Unsinn, Wahrheit und Unmöglichkeit. Der Feuilleton-Roman ist ein aus allen denkbaren schlechten Ingredienzien destillirter Fusel, der aber Aufregung hervorbringt, jene Wirkung, um die es den Franzosen allein zu thun ist und die sie, unübersetzbar, Emotion nennen. Selbst ihre Geschichte ist nur eine der Emotionen, ein großer Feuilleton-Roman, bei dem es sich fortwährend um die Frage handelt, was nun kommen wird.

Wir besonnenen Deutschen sind viel gründlicher, auch im Roman. Eine einzige Situtation ist uns eine ganze Geschichte und wir entlassen sie nicht gerne früher aus unserer Betrachtung, als bis sie nach allen Seiten und in allen Tiefen erschöpft wurde. Darum

hat der Feuilleton-Roman mit seinen sich überstürzenden Ereignissen in Deutschland wohl Schriftsteller aber nicht Erfolge gefunden.

Versuchen wir es mit der Feuilleton-Novelle. Das Feuilleton ist die Causerie; die Novelle des Feuilletons muß sich daher von jeder anderen dadurch unterscheiden, daß sie mehr die im harmlosen Hinplaudern erzählte als kunstgemäß angeordnete ist. Der Freund, der sich in traulicher Nachmittagsstunde an unsern Kaffeetisch setzt, dies und jenes besprechend, was er erdachte oder in der Welt vernahm, soll uns doch wohl nicht ergreifen, erschüttern oder wohlgesetzte Parlamentsreden halten? Es ist genug, wenn er uns unterhält, und hat er eine kleine Begebenheit mitzutheilen, so erwartet er nicht athemlose Spannung damit hervorzubringen, oder daß man auf Ungeheuerliches rechnen werde, was keinem Vernünftigen begegnen kann. Das Feuilleton ist dieser Freund und wenn es etwas erzählt, wenn es eine Novelle bringt, so will es nicht eine Begebenheit durch hundert dreispaltige Straßen athemlos verfolgen, bis sie, ihm endlich ihr wahres Gesicht zuwendend, seine Neugierde befriedigt, sondern es will ruhig bei den einzelnen Zügen der Geschichte verweilen. Das Gemüth wirft seinen Reflex, die Betrachtung wirft ihre Reflexionen darauf und in diesem Lichte erscheinen zuweilen Dinge,

die gar nicht zu der Geschichte gehören, auf welchen aber nun auch das Auge verweilen kann, das ohne Hast zu Werke geht. So finden in der Feuilleton-Novelle das deutsche Gemüth, das sich gerne in die Gegenstände vertieft, und die deutsche Träumerei, die gerne mit ihnen spielt und sie verknüpft, ihre Befriedigung.

Der Feuilleton-Novellist ist nicht in Verlegenheit anzufangen, so wenig wie man, einen Freund besuchend, in Verlegenheit ist, wovon man sprechen soll. Das Zufälligste führt zum Beabsichtigten. Die Sonne scheint eben so verheißungsreich, so frühlingsgewiß. Ich blicke vom Papier fortwährend unwillkürlich zu dem Stückchen blauen Himmels auf, das mir lächelnd oder vielleicht auslachend, durch das Fenster herein zusieht. Ein kleines Wölkchen, ein beneidenswerther Müßiggänger, geht plötzlich flaniren im Blau. Was sieht es aus seiner Höhe, daß es mit einem Male sinnend stehen bleibt? Ob es nun diese Frage, ich weiß nicht wie, beantwortet hat, oder ob Traum und Erinnerung in mir sprechen, ich weiß nun gewiß, daß es auf den noch kahlen Garten Dorothea's niedersieht, der im Mai so wunderschön blüht und in welchem, als es Mai war, seine Besitzerin saß, die ebenfalls wunderschön blühte und in jenem Augenblicke, den ich im Sinne hatte, etwas Seltsames ausführte.

Man kann die Bemerkung machen, daß Männer von Geist sich nicht leicht in eine vollkommen schöne Frau, die es nach allen Gesetzen der Schönheit ist, verlieben. Sie bewundern und bleiben kalt; sie wünschen dem Marmor und der Farbe, daß sie sich damit zu schaffen machen, knüpfen jedoch den gleichen Wunsch nicht an das eigene Leben. Was reizt, gefällt; das Vollkommene aber reizt nicht mehr, es befriedigt und erfüllt seine ganze Aufgabe, indem es nur vorhanden ist, man kann ihm nichts geben, nichts mehr hinzuthun. Eine Liebe aber, welche dem Geist und der Phantasie nichts zu thun überläßt, ist nur für Männer, denen es an beiden fehlt. Die mediceïsche Venus würde, lebendig von ihrem Piedestal niedersteigend, mehr bewundert als geliebt werden.

Das Hübsche, das Reizende hingegen ist der Ausdruck einer gefälligen Unvollkommenheit. Es fehlt ihm die klassische Form der Schönheit, weil sie durch unregelmäßige Züge gestört wurde, die der lebendige Geist des Individuums in die Physiognomie prägte. Hier verliert sich die Phantasie in einem bezaubernden Irrgarten und der Verstand macht sich auf die Beine. In solchen Physionomien steht das Räthsel ohne seine Lösung aufgezeichnet, das Räthsel, daß die Liebe keine Ursache hat. Denn vernünftiger Weise sollte man nur das Vollkommene lieben, hier aber ist was

zur Vollkommenheit fehlt noch bezaubernder als diese selbst es wäre. Der also Gefesselte verfällt bald in die sinnreiche Täuschung, das was der Geliebten noch zur Vollkommenheit mangelt, wäre nichts als daß sie ihn liebte und die Befriedigung seiner Wünsche zugleich die Vollendung ihrer Schönheit.

Unsere Dorothea, wie sie da mit einer Handarbeit im Garten saß, war auch keine klassische Schönheit, und wenn man sie unbefangen betrachtete, was freilich einige Schwierigkeiten hatte, so entdeckte man das Hinderniß in einem Zug, der die untere Hälfte ihres Gesichts charakterisirte. Es war dies ein Zug der Unbefriedigung oder eines Verlangens, das seinen Gegenstand nicht einmal kennt. Und doch lag gerade in diesem Zug der ganze Zauber ihres Wesens, er war, ohne daß sie es wußte, eine Wünschelruthe, eine stumme Herausforderung an jedes fühlende Männerherz, das Opfermuthigste für sie zu vollbringen, ihr das Beste, Schönste, Tiefste an Empfindungen darzubringen. Und es geschah — aber der Zug blieb; er war wie eine Sphinx, die das Räthsel aufgab, was das Glück dieser Frau sein könnte und nicht früher verschwinden wollte, als bis die Lösung gefunden wäre. Und wie Viele bemühten sich, sie zu finden! Und Dora war doch nicht unglücklich, im Gegentheile heiter, lebenslustig, eine Feindin von

Sentimentalität und Romantik. Unbewußt hatte sich alle geheime Poesie ihres Wesens in diesen Zug, gleich einem Wunsch, der nicht ausgesprochen werden kann, zusammengedrängt.

Ihr Mann, der Doktor Marili, Arzt in einer Landstadt, ganz nahe an der Residenz, liebte seine Frau unaussprechlich, obgleich es nicht seine Art war, dies in zärtlichen Worten kund zu geben. Dennoch verleitete jener Zug in ihrem Gesichte auch ihn zuweilen, sie mit den süßesten Namen nach ihren Wünschen zu fragen und nicht genug konnte er sie auffordern, sich ja nichts zu versagen und die Freuden der Hauptstadt zu theilen. Er, schon im überreifen Mannesalter, sehr wohlhabend, blieb gerne in seinem Hause, spielte Whist, rauchte viel und neigte sich ganz einem idyllischen Landleben zu. Dora, die ihn zärtlich liebte, wußte, daß er es wie einen stummen Vorwurf aufnehmen oder sich aus seiner Bequemlichkeit aufreißen würde, wenn sie nicht auch ohne ihn mit ihren Verwandten in der Stadt Bälle und Theater besuchte. Sie brachte ihm alle Stadtneuigkeiten nach Hause und er freute sich kindisch in den Erzählungen seiner Frau mitzuerleben, woran selbst theilzunehmen ihm gar nicht behaglich gewesen wäre. Trotz seiner und ihrer Heiterkeit, hatte er einen besorglichen Gedanken, den er merken zu lassen sich wohl

hütete und dieser Gedanke hing mit dem Zug der Unbefriedigung, der Träumerei im Gesichte seiner Frau zusammen. Es schien ihm als müsse sie noch etwas Besonderes erleben, eh' der Zug verschwinden würde, etwas, das er ihr nicht zu geben vermochte und das ihn vielleicht unglücklich machen werde, wenn es eintritt. Er war indessen ein kluger Mann, er schwieg und wartete.

Sie saß im Garten und so liebenswürdig wir sie unseren Lesern erscheinen lassen möchten, können wir doch nicht behaupten, daß sie von dem blühenden Mai, von der glänzenden Vormittagssonne zu besonderer Schwärmerei wäre hingerissen worden. Sie genoß es ohne daran zu denken, ihre Gedanken waren anders beschäftigt. Ueberhaupt möchten wir behaupten, daß den Frauen im Allgemeinen, ebenso wie den Kindern, die natürlich aufgewachsen, der Sinn für die Schönheit der Natur abgeht. Sie sind dazu nicht genug zu Abstractionen geneigt und die moderne Erziehung verhindert außerdem beim weiblichen Geschlechte eine genauere Bekanntschaft mit dem Reiz von Wald und Berg, den man nur bei einsamen Spaziergängen und Fußreisen empfinden und begreifen lernen kann. So muß den Frauen der Reiz der Natur erst durch das Medium der Kunst oder der Menschenschönheit gegangen sein; in seiner ursprüng-

lichen Gestalt wird er ihnen höchstens zu einer angenehmen Staffage ihrer Gefühle und Verhältnisse.

Der Leser geräth vielleicht in Verzweiflung, daß die Handlung gar nicht weiter schreitet, daß sie im Gegentheil sitzt und zwar in der Gestalt Dora's noch immer im Garten. Wir schreiben eben keinen Feuilleton-Roman und man muß uns plaudern lassen. Aber dafür geschieht auch jetzt etwas Außerordentliches. Wenn man nicht umhin kann zu denken, daß der schöne Mai, der schöne Garten und die schöne Frau ganz geeignet sind die Phantasie zu einer Herzensgeschichte anzuregen, so wird man mit Interesse einen jungen Mann in den Garten treten sehen, einem Diener folgend, der ihn meldet. Und jetzt ereignet sich das Wunderbare. Dora hat kaum seinen Namen gehört, Benno von — so steht sie ruhig auf, geht gelassen dem jungen Manne entgegen und reicht ihm sehr ernst — den Mund zum Kusse dar. Benno küßt die Lippen der schönen Frau, spricht dann noch einige unbedeutende Worte mit ihr, aus welchen man wohl entnehmen könnte, daß sich die beiden Menschen zum ersten Male sprechen, empfiehlt sich dann ohne auch nur zum Sitzen eingeladen worden zu sein und Dora kehrt in das Haus zurück.

II.

Es gilt nun, die Bedeutung dieses Kusses zu erklären; denn wir schreiben keinen Feuilleton-Roman, welcher erheischen würde, daß wir jetzt von anderen Dingen erzählen und den Leser seiner kleinen Spannung überlassen.

In der Hauptstadt lebte eine Frau von Wegstein, welche bereits in jenem Alter der Frauen, das durch keine bestimmte Zahl ausgedrückt werden kann, und kinderlos, nichts in der Welt zu thun hatte und daher — wohlthat. Das Wohlthun war ihr Schooßhund, ihr Papagey, ihr Strickstrumpf oder was sonst die Liebe und Beschäftigung von Frauen ist, welche die Liebe selbst nicht mehr beschäftigt. Das Wohlthun ist freilich eine sehr einfache Sache, wenn man Geld und ein Herz dazu hat, in jedem andern Falle aber eine sehr verwickelte und schwierige Beschäftigung. Und da Frau von Wegstein durch Aufregung, Thätigkeit, Eifer und Sorge ihre Zeit auszufüllen strebte, so konnte man nicht verlangen, daß sie ihr eigenes Geld und ihr eigenes Herz in das Wohlthun gesteckt hätte. Sie löste die viel höhere Aufgabe, der geschickte Steuermann für Anderer Gelder und Herzen zu sein, und hatte sich zu diesem Zwecke

eine wahre Unermüdlichkeit in Besuchen und Briefschreiben angeeignet. Und da sie mit einem Gefühl zarter Bildung berechnete, daß die zerlumpten Kinder der Armen das Brot stoisch zurückweisen, das ihnen nicht von aristokratischer oder berühmter Hand dargereicht wird, so warf sie ihre Harpunen ausschließlich im Fahrwasser der vornehmen Welt und der Künstlerkreise aus. Mit dem Schlüssel des „wohlthätigen Zweckes" öffnete sie sich die exklusivsten Salons und die einsamsten Ateliers. Das gab natürlich zuweilen Gegenbesuche und noch öfter Gegenbriefe, und wenn sie des Abends einige eben so sehr bewundernde als neugierige Freundinnen und einige Herren, die seit vielen Jahren im Verdacht standen ihr den Hof zu machen und diesen Verdacht doch niemals zu einer unzweideutigen Gewißheit kommen ließen, um ihren Theetisch versammelte, so pflegte sie dieser kleinen Akademie der Medisance wohl die wichtige Frage vorzulegen: „Rathen Sie, wer heute bei mir war?"

Natürlich folgte hierauf eine allgemeine Rathlosigkeit, deren Unergründlichkeit mit nichts zu vergleichen war als mit dem ehrfurchtsvollen Erstaunen, in das sie sich auflöste, wenn es endlich hieß: „Der Graf So und So oder der berühmte Dichter B." Doch waren damit die Aufgaben noch keineswegs erschöpft, welche dieser gelehrten Versammlung vorge-

legt wurden; denn nun galt es zu ergründen, wie viele Stunden und Minuten der Besuch gedauert hatte. Es versteht sich von selbst, daß immer zu wenig gerathen wurde, und wenn man sich dann über die Großartigkeit des Zweckes wunderte, der eine so lange Conferenz in Anspruch nahm, so deutete ein halb verschämtes, halb siegreiches Lächeln der Präsidentin in diesem Kreise darauf hin, daß dies weniger durch den wohlthätigen Zweck, als durch die wohlthuenden Mittel bewirkt wurde, die sie hinsichtlich des Geistes und der Conversation dafür in Anwendung brachte.

Frau von Wegstein trug sich fortwährend sowohl mit Plänen zu Bällen, Concerten und Ausspielungen als mit den Billeten und Loosen dazu und war deshalb eine gefürchtete Erscheinung selbst bei wahrhaft Mildthätigen geworden, die nicht begreifen konnten, warum sich zwischen die Seligkeit des Gebens und Nehmens etwas so Unseliges, wie die Besuche und Briefe der Frau von Wegstein eindrängen sollte. Von dem Projekt, eine Brunnenfigur aus Erz, die in unerschütterlicher Lebensgröße in einer entlegenen Straße stand, zu Gunsten der Armen ausspielen zu lassen, war sie selbst durch die Ueberzeugung, daß sich der Gewinner seinen Treffer schwerlich nach Hause tragen werde, nicht abzubringen gewesen und erst die Umstände, die ihr die Veranstaltung eines Bazars er-

möglichten, drängten jenen Plan für einige Zeit in den Hintergrund. Alle Freundinnen mußten weibliche Arbeiten dazu liefern, die zierlich aufgestellt der haut volée zu fabelhaften Preisen angeboten wurden, in der Wohnung der Frau von Wegstein selbst, welche natürlich den Verkauf übernommen hatte. Bei dieser Gelegenheit fiel dem jungen Benno von — ein hübscher, kleiner Fußteppich auf, der das gestickte Bild einer Odaliske trug, die ihn mit ihren Augen von Wolle sehr verführerisch ansah. Er fragte nach dem Preise und nach dem Namen der Verfertigerin, bezahlte den ersteren und äußerte als er den letzteren erfuhr, daß er für einen Kuß von Dora Marili gerne das Dreifache geben würde.

Des andern Tages empfing Dora einen Brief von Frau von Wegstein, zu welchem sie die Stirn runzelte, selbst als ihr Mann, dem sie ihn mittheilte, so breit und herzlich über Styl und Manier dieses Briefes lachte, wie nur er zu lachen vermochte. Er bestand darauf, Dora dürfe die Armen nicht verkürzen und müsse der Briefschreiberin zustimmend antworten. Benno's Erstaunen war nicht gering als er plötzlich ein kleines patschuliduftendes Billet von Frau von Wegstein erhielt, welches ihn für seine frivole Aeußerung beim Worte nahm und ihn auffor-

derte, sich gegen die von ihm selbst bestimmte Gabe an die Armen den verlangten Kuß zu holen.

Das war die Geschichte des Kusses, welchen wir im Garten belauschten; es war somit ein todter, ein seelenloser Kuß, gleichsam nur die Leiche eines Kusses. Aber wurde diese Leiche auch begraben und vergessen und rang sie nicht vielmehr erst nach Leben?

Als Dora in das Haus zurückgekehrt war, sagte sie zu ihrem Manne, der rauchend im Fenster lag, das nach der Straße ging: „Es ist überstanden! Aber giebt es etwas Abgeschmackteres als ein solches Verlangen? Ich wollte das Haus gar nicht zum Zeugen dieser Thorheit machen und habe ihn deshalb im Garten empfangen."

Damit war die Sache bei Dora zu Ende; bei Benno hingegen fing sie erst an. Es war ihm plötzlich unleidlich geworden nach der Stadt zurückzukehren und er verlor sich im Wald. Was er empfand war weder Befriedigung noch Verlangen, es war Reue. Er bereute den Kuß begehrt zu haben und es that ihm leid, daß er ihn bekommen hatte. Denn er sagte sich, diese Frau ist wunderschön. Sie hat etwas in ihrer Miene, daß man das Leben für sie lassen könnte, um ihr dadurch irgend ein unbekanntes Glück herbeizuschaffen. Welche Himmelswonne müßte es sein, wenn ein Kuß, den man ihr giebt, dieses Glück wäre!

Statt dem nur die blöde Form eines solchen Glückes ohne seinen Inhalt zu geben und zu empfangen, das ist eine bittere Verhöhnung. — Er war betrübt, er haßte Dora, daß sie es gethan hatte, er fühlte in seiner Seele diesen Kuß als etwas Schweres, Todtes, von dem er sich nicht befreien und das er nicht lebendig machen konnte.

Benno war ein beneidenswerther junger Mann, nicht nur weil er reich war, sondern auch weil er den Charakter besaß, der dazu gehört, damit der Reichthum ein Glück sei und welcher ihn höchst unglücklich gemacht hätte, wenn er nicht reich gewesen wäre. Er schätzte sein Vermögen nicht um der positiven Genüsse willen, die es ihm zu Gebote stellte, sondern wegen der Negation alles Unschönen und Rauhen, die es ihm erlaubte. Eine Wachskerze schien ihm nicht deshalb einer Unschlittkerze vorzuziehen, weil jene heller brannte, sondern weil sie ihn der Lebensmühe sie zu putzen überhob. Er fand den Reiz des Geldes nicht in dem, was man sich damit anschaffen kann, sondern in dem, was man damit vermeidet. Von Natur aus mäßig und delikat, hatte er nie zu viel gespielt, zu viel getrunken, zu viel geliebt oder gelebt, er hatte keine großen Laster, wie er auch keine großen Leidenschaften und keine großen Gedanken hatte. Geistreich, was man in der Gesellschaft so nennt, das

heißt fähig, den Geist jeder Gelegenheit in einem sinnigen Ausdruck, einem Bonmot, einem schönen Vers zusammenzufassen, dabei Meister jenes feinen Tones, welcher nicht erlernt werden kann, sondern einer zarten Natur angeboren ist, errang er leichte Erfolge im Salon und im Boudoir. Wo ihn aber eine große Situation erfaßt, wo der Ernst des Lebens ihn zum Denken, Sprechen und Handeln aufgefordert hätte, wäre er rathlos und unpraktisch gewesen wie ein Kind. Mehr liebenswürdig als der Liebe würdig, mehr graziös als männlich, bekam er unter Freunden zuweilen den Namen Fräulein Benno. Sein Glück war sein Reichthum, der ihm die Strenge des Daseins ferne hielt, in der er untergegangen wäre. Ein Weltkind, empfing er auch seine Grundsätze von dem, was man die Welt nennt, wenn man dabei auf das Körbchen mit Visitenkarten blickt, das auf dem Tische steht.

Wir machen unseren Lesern kein Geheimniß daraus, daß wir eine Existenz wie die Benno's beneiden. Müßiggang ist aller Laster Anfang, aber nur wenn man selbst erst am Anfang des Lebens steht. Wenn man aber einmal dahin gekommen ist, sich im Herzen den Ausruf Platen's zu wiederholen, als ob man ihn selbst gedacht hätte; „so viele Arbeit um ein Leichentuch," dann beginnt man erst — das Leben zu ge-

nießen. Es ist so schön auf der Welt zu sein, wenn Einem die Welt nur das Recht dazu einräumt weiter nichts zu thun, als auf der Welt zu sein. Eine Arbeit, die nicht der Menschheit dient, die nicht von einem großen Geistesziel getragen wird, die nur der eigenen Tasche gilt, verbaut uns die Welt und jede freie Aussicht auf sie und bringt uns stückweise um das Leben. Sieht man mit Ehrfurcht die Hände, die das tägliche Brot erwerben, so kann man nur mit Bedauern so viele Reiche sehen, die sich mühen, rein nur um einen Zweck, der schon zum Ueberfluß erreicht ist, und die nicht müßig sein können, weil sie sonst in sich und in der Welt nur eine unendliche Leere fänden.

Benno schritt weiter durch den Wald, der sich die Neuigkeit des Frühlings noch mit tausend fröhlichen Stimmen zu erzählen hatte. Anfangs schritt der junge Mann willenlos dahin, in die Gedanken an den seelenlosen Kuß verloren. Bald aber wurden sie von dem Zauber dieses sonnigen Maitages verdrängt und er ging mit tiefer Lust auf den verschlungenen Waldwegen. Sie führten ihn auf ein freies, nur von sanften Hügeln unterbrochenes Thal heraus und er überlegte nicht lange, ob er wieder durch den Wald nach der kleinen Landstadt zurückkehren sollte, wo der Wagen seiner wartete, sondern wanderte im Uebermuth

der Frühlingsluft auf das Dörfchen zu, das ihm mit dem Finger seines schmucken Kirchthurms zu winken schien.

Der Weg dahin war viel weiter als er glaubte, und als er sich endlich in der Laube des Wirthshauses nieder ließ, fühlte sich der Verwöhnte übermüdet. Nachdem er eine Erfrischung eingenommen, auf welche er die Liebe für das Ländliche keineswegs zu übertragen vermochte, erkundigte er sich nach einem Wagen, der ihn zurückbringen könnte. Man stellte ihm mehrere zu Gebote, die so behaglich eingerichtet waren, daß man darauf liegen konnte, im Heu ausgestreckt, aber nicht ohne Ungemach gesessen wäre. Das schreckte ihn nicht; als sich aber zum Gespanne des Fuhrwerks zwei jener edlen Zugthiere mit bescheidenen Hörnerbeugen meldeten, welche einem Rennen mit Hindernissen noch niemals beiwohnten, sann Benno auf einen andern Ausweg. Er fragte nach den Eigenthümern der Landhäuser in der Nähe und man nannte ihm eine befreundete Familie.

Das Haupt derselben, den Baron A., fand Benno bereits in der Villa und ersuchte ihn vorerst, zwei Stunden auf dem möglichst bequemen Sopha des Hauses schlafen zu dürfen. Als dies in erquicklicher Weise geschehen war — und Benno unterscheidet sich dadurch von dem Helden eines Feuilleton-Romans

da ein solcher niemals müde wird und überhaupt keine irdischen Bedürfnisse empfindet, — fand Benno den Baron, von seiner ganzen Familie umgeben, auf dem Balkon. Er erzählte in heiterm Tone ohne des Abenteuers mit Dora zu erwähnen, wie ihn eine plötzliche Naturbewunderung hierher geführt habe und ließ diese zugleich in eine andere Art von Naturbewunderung übergehen, indem er seine Worte zumeist an die reizende Tochter des Hauses, Clotilde, richtete. Man sah dabei auf die ferne Landstraße hin, die sich zwischen Wiesen und Anpflanzungen durchschlängelte, als Benno plötzlich in seiner Erzählung inne hielt. Ein mit zwei Poneys bespannter Phaeton rollte auf der Landstraße und Benno hatte Dora Marili erkannt. Sie kam mit ihrem Manne, der Arzt des Hauses war, zum Besuch ihrer Freundin Clotilde.

Einen heitern Nachmittag im Frühling auf einer schönen Villa mit einer Gesellschaft zu verleben, die von den Herren mit Witz, von den Frauen mit Anmuth beflügelt wird, gehört gewiß zu den Genüssen des Daseins und Benno's gesellschaftliche Vorzüge hätten sich daran im vollen Maße entfalten können, ohne die Anwesenheit der schönen Frau des Doktors. Das Geschehene lastete wieder auf ihm, obgleich sie sich gänzlich unbefangen zu ihm verhielt und eine zarte Rücksicht machte ihn etwas verlegen. Er fühlte näm-

lich, daß er seine gewohnte schmeichlerische Art mit Damen zu verkehren Dora gegenüber beschränken müsse, damit es ja nicht den Anschein gewinne, als ob er aus dem Kuß ohne Seele die Anmaßung schöpfe, zuvorkommender mit ihr zu sein als mit Anderen. Dies entging jedoch Dora nicht und machte ihn ihr, ohne daß er es wußte, sehr liebenswürdig. Als der Doktor einen Augenblick zu ihr trat und über Benno des Lobes voll war, sagte sie: „Wahrhaftig er ist zum Küssen!“ „Ja, das hast Du bewiesen,“ erwiederte der Doktor lachend.

Der Kuß war also nicht mehr ganz todt, wenigstens eine Hälfte desselben begann sich zu beleben und zwar mit der Seele der Freundschaft.

Es war Abend geworden, der Doktor lud Benno ein in seinem Phaeton nach der kleinen Landstadt zurückzukehren. Während dieser angenehmen Fahrt lachte Dora herzlich wie ein Kind über einen Streit zwischen Benno und dem Doktor, der seinen Wohlgefallen an einem Menschen nicht anders äußern konnte, als daß er in komischer Art mit ihm zankte. Benno war bezaubert von diesem Lachen. Als sie Abschied genommen hatten, war Benno voll Jubel und zugleich voll geheimer Trauer. Er liebte. Und so seltsam täuscht sich das Herz, daß er jetzt den Kuß als eine unendliche Seligkeit empfand und sich einbildete, er

hätte ihn schon in Liebe gegeben. So hatte denn auch die zweite Hälfte des Kusses eine Seele bekommen, aber eine andere.

III.

Dora kam wie bisher oft nach der Stadt und traf jedesmal mit Benno zusammen. Das Verhältniß blieb sich äußerlich gleich. Benno, wenn er auch jetzt mit Entzücken des Kusses gedachte, fühlte dennoch den Zwang, den er ihm auferlegte, nichts zu äußern, was wie eine daraus geschöpfte Berechtigung erscheinen könnte. So verhielt er sich ruhig und verließ niemals die Grenze geselligen Gespräches, von einer zwar unbegreiflichen aber mit der Liebe immer verknüpften Hoffnung ermuntert Dora selbst werde ihm ein Zeichen geben jene zarten Grenzen überschreiten zu dürfen. Es geschah aber bald, was wie das Gegentheil einer solchen Aufforderung erscheinen mochte: Dora wich ihm aus, sie vermied es mit ihm zu sprechen, und er, nicht gewöhnt in die Tiefe der Seelen zu blicken, war weit entfernt gerade darin jene Aufforderung zu finden. Er fühlte sich vielmehr verletzt, er zählte die Wunden seiner Eitelkeit und — schwieg. Nur mit der Psyche brennender Liebe, die er dem Kuß anfangs gegeben hatte, ging eine Wand-

lung vor, er empfand ihn jetzt nur mehr als einen Kuß des Verlangens. In schwachen Naturen verhungert die Liebe, wenn die Eitelkeit keine Nahrung bekömmt.

Eine Wandlung sollte der Kuß auch bei Dora erleben, bei der er bis jetzt der Ausdruck traulicher Freundschaft gewesen war. Seit einiger Zeit bemerkte der Doktor eine Veränderung im Wesen seiner Frau und glaubte sie selbst äußerlich wahrzunehmen. Der Zug unbefriedigter Sehnsucht, der ihrem Antlitz so viel Leben gab, während er ihm zugleich so viele plastische Schönheit raubte, trat stärker und öfter hervor. Dora war dabei voll seltsamer Unruhe, sie fuhr zuweilen plötzlich nach der Stadt, in einer Hast als würde sie ihr Lebensglück versäumen können, und kehrte unerwartet rasch wieder zurück und war traurig, als hätte sie es bereits versäumt. Ihrem Manne gegenüber saß sie oft schweigend und ernst in tiefen Gedanken; sie richtete dann ihren Blick auf ihn, als hätte sie ihm Wichtiges zu sagen, er betrachtete sie erwartungsvoll, sie begann zu sprechen und es war — von den gleichgiltigsten Dingen. Der Doktor ahnte einen schmerzlichen Kampf in ihr, aber lebensweise genug, um zu wissen, daß es Konflikte giebt, die erst mit dem gesprochenen Worte nicht mehr zu beseitigende Wirklichkeit bekommen, in der verschwiegenen

Brust aber ungeboren erstickt werden können, hütete er sich wohl auch nur durch einen besorgten Blick in ein ihm noch verschlossenes Vertrauen dringen zu wollen.

Es war im Juni, dem eigentlichen Mai unsres nordischen Klimas. Die Sterne brannten in dem tiefdunkelen aber wolkenlosen Himmel mit einem fast innigen Lichte und schienen damit den Duft der Blumen an sich zu ziehen, so stark und berauschend erhob er sich in die Luft. Dora saß am offnen Fenster, sie ließ ihr Zimmer unerleuchtet, wie um den Eindruck des Sternenlichtes rein zu empfangen. Sie gab sich aber dem Zauber dieses Abends mehr unbewußt hin und empfand ihn nicht unmittelbar. Ihre Gedanken behaupteten eine Herrschaft über ihre Seele, die unabhängig von ihrem Willen war, und sie folgte ihnen immer widerstrebend und doch machtlos zu dem Augenblicke zurück, der damals so todt und gleichgiltig, so ohne Sinn und Inhalt war, zum Augenblicke der ersten Zusammenkunft mit Benno. Seitdem hatte sie ihn so oft gesehen, ohne daß irgend ein äußeres Zeichen, ohne daß auch nur ein Wort oder ein Blick jenem Augenblicke eine tiefere Bedeutung gegeben hätte. Und doch kehrten ihre Gedanken seit kurzer Zeit immer wieder dahin zurück. Was war geschehen? Sie verlor sich in stumme Träumerei, die so wenig wie ein

Duft in Worte gefaßt werden kann. Aber jener verhängnißvolle Kuß irrte jetzt qualvoll in ihrer Phantasie umher, wie nach einer Seele ringend; sie überredete sich, daß es noch immer nichts sei als ein Zeichen der Gleichgiltigkeit, der Geringschätzung, allein er begann in ihrem Busen zu brennen wie ein Gewissensbiß. Sie dachte dann wie schuldlos vor aller Welt Augen sie gehandelt habe und der Kuß — mußte von Neuem nach seiner Seele irren. Plötzlich schlug Dora ihre Hände vor das Gesicht, als hätte man in der Nacht die tiefe Röthe ihrer Wangen seh'n können, ja es rang sich ein halblauter Schrei aus ihrer Brust, sie fühlte plötzlich, sie wußte es, der Kuß lebte — und er lebte mit dem Herzschlag der Leidenschaft.

Wenn wir einen Feuilleton-Roman schrieben, so müßten wir uns schämen das zuletzt Erzählte für ein großes Ereigniß ausgeben zu wollen. Was ist in jenen Französischen Geschichten häufiger als die Frau eines braven Mannes, die sich in einen andern Mann verliebt? Dieser Umstand wird dort als eine Kleinigkeit abgefertigt, von der gar nicht viel zu reden ist. Erst was unausbleiblich daraus entsteht, Schmerz, Unglück und Verbrechen, knüpft die dramatische Verwickelung und giebt die Anregung zu den interessanten, von Kapitel zu Kapitel sich häufenden Ereignissen.

Was wir erzählen, steht jedoch dem wirklichen Leben näher und in diesem ist zum Glück eine unberechtigte Leidenschaft, schon an sich und ehe sie noch als eine That sich geltend macht ein schmerzliches Ereigniß, gegen welches die Seele ankämpft und über welchem sie zuletzt öfter Sieger bleibt, als dem Roman brauchbar wäre und als er uns glauben machen will.

Dora verbrachte eine schlaflose Nacht und weinte in ihr Kissen. Sie beweinte, daß es dahin mit ihrem Herzen kommen mußte und suchte dem neuen Gefühl den bisherigen Frieden ihres Hauses und ihres Lebens wieder abzuringen. Daß nichts in der Welt im Stande sein werde, sie zu einem äußern und noch so geringfügigen Ausdruck dieser Leidenschaft hinzureißen, das war nicht ein Vorsatz, den sie erst zu fassen hatte, das fühlte sie vielmehr als eine ihr natürliche und über allem Kampf stehende Gewißheit. Aber dies gab ihr noch keinen Trost und keine Rechtfertigung. Die Existenz der Leidenschaft selbst bekümmerte sie und dafür suchte sie eine Erklärung und eine Sühnung. Sie gehörte nicht zu den Frauen, welche den Spruch „Gedanken sind zollfrei" dahin ausdehnen, daß auch unausgesprochene Gefühle der Nemesis keinen Zoll mehr zu entrichten hätten.

Würde sie ihren Mann nicht herzlich geliebt und aus Ueberzeugung verehrt haben, sie hätte sich freier

gefühlt in ihrem Lieben und Handeln; würde ihr Mann nicht die Persönlichkeit an ihr geschätzt haben, sondern nur den Rang seiner Gattin und würde dieselbe Schätzung auf jedes Weib übertragen haben, das zufällig seine Gattin geworden wäre, der Kampf hätte eine andere Gestalt angenommen und vielleicht einen andern Ausgang gefunden, den sie sich zuletzt als Tugend hätte anrechnen können. Allein sie war nicht blos vor der Welt sein Weib, sie war seine Freundin und ihr Doppelleben war stets ein von der innigsten Uebereinstimmung getragenes gewesen. So kam ihr endlich der Gedanke, daß selbst diese neue, phantastische Liebe, von der sie so plötzlich übermannt worden, jene Uebereinstimmung nicht zerreißen müsse, wenn sie nur den Muth gewinnt aus dieser Liebe, die sie von ihrem Manne zu trennen droht, ein neues Band mit ihm zu schlingen, sie in seine Hände legend, daß er mit der Einsicht darüber walte, an der sie sich so oft freudig emporrichtete. Dieser Entschluß stärkte sie und sie entschlummerte ruhig.

IV.

Der Doktor rauchte seine Morgen=Cigarre. Er besaß die Kunst zu rauchen in ihrer geheimsten Virtuosität, eine Kunst, deren Gesetze erst entwickelt werden

müssen, obgleich sie wie jede Kunst ein angeborenes Talent voraussetzt und nicht eigentlich erlernt werden kann. So wenig wie die bloße Abfütterung und Stillung brutaler Magenforderung den Schönheitsdienst des Essens ausmacht, kann das gedankenlose Verbrennen von mehr oder minder duftigem Kraut, womit das Bedürfniß einer Gewohnheit befriedigt wird, Rauchen genannt werden. Rauchen ist ein stummes Phantasiren, das nicht Dur und Moll eines Instrumentes, nicht Arabesken und verschlungene Namenszüge, wie sie eine Bleifeder auf Papier zeichnet, und nicht des lauten Wortes zu seinem Ausdruck bedarf, es ist das Athemholen der Träumerei. Die Phantasie ergeht sich ohne Gegenstand in ihrem eigenen Zauber, ein Auge, das sich selbst sieht. Wie die Wölkchen aus dem Munde strömen und rasch wieder vergehen, in ein unbekanntes Element fliehend, denn selbst die Luft ist nur ein Durchgang für sie, wie unerschöpflich die neuen dasselbe Loos suchen, ein zweckloses kurzes Dasein, umspinnt uns liebend ein Symbol des Lebens ohne daß wir daran denken; denn der Gedanke wäre als Abstraction schon eine Störung dieses ruhevollen Schwelgens. Es umspinnt uns nur dumpf und unmittelbar als Gefühl der Reiz zu leben, der so unerforschlich ist und unzugänglich dem Verstand wie der Reiz des Rauchens, es umfluthet uns fühlbar

die Lust am Dasein ohne Inhalt, wie das Rauchen ohne Inhalt ist. Das ist die Mystik der Cigarre, und wem sie erst erklärt werden muß, dem kann sie nicht erklärt werden.

Nicht Jeder, der sich eine Cigarre in den Mund steckt, ist ein solcher Rauchkünstler, wie nicht Jeder, der die Geige zur Hand nimmt, ein Virtuose ist. Es gehört ein Talent, eine besondere Beschaffenheit des Gemüthes dazu. Aber auch nicht aus jeder Cigarre läßt sich so viel Genuß entwickeln, und wir meinen damit keineswegs die Qualität der Cigarre. Die Güte des Instrumentes ist hier keine so wesentliche Bedingung für den Künstler. Das Meiste hängt von der Zeit ab, in der geraucht wird. Im Laufe des Tages, während der Geschäfte, bei der Arbeit ist es nur ein Duft, eine Würze, ein immaterieller Schleier, der die harte Wirklichkeit mehr poetisch umflattert, als zweckdienlich bedeckt. Nur in den Stunden, wo die Prosa noch nicht oder nicht mehr an uns herantritt, am Morgen und am späten Abend kommt die Cigarre zur Bethätigung ihres Geistes und Wesens. Am Morgen besonders ist sie das im Voraus genossene Bouquet des Tages, ein Wachschaukeln der halb noch dem Schlaf angehörenden Seele und noch vermischt sich nicht mit ihr der Geruch des Comptoirs, des Bureaus, des Ateliers.

Der Doktor Marili, der ein Lebemann war, nicht ein Genußjäger, der jeder Minute ihre Bedeutung zu geben wußte, so daß er ihren ihr eigenthümlichen Inhalt an Vergnügen erschöpfte, frühstückte täglich allein, mit gutem Grunde, so wie ihn nichts dahin gebracht hätte, allein sein Abendbrot zu nehmen. Die ersten Eindrücke sind entscheidend für die Stimmung während des Tages und selbst für die Fähigkeit die Pflichten zu erfüllen, die er uns auferlegt. Die Gedanken, Pläne und Vorsätze sind durch die Erquickung des Schlafes wie mit frischem Morgenthau bedeckt, den auch die gemüthlichste Geselligkeit nicht sicher ist sanft genug von ihnen abzuschütteln. Die Seele sammelt noch still ihre Truppen für den Feldzug des Tages. Durch ein Gespräch, durch einen unnöthigen Auftritt, durch eine zwecklose Aufregung können ihre Kräfte vergeudet werden, eh' sie ihren eigentlichen Dienst angetreten haben. Darum brummte der Doktor kaum „guten Morgen,“ wenn Dora, die sich seine Liebe und Sanftmuth und — ihren eigenen Willen dadurch sicherte, daß sie auf ihres Mannes kleine Besonderheiten mit dem sorgfältigsten Verständniß einging, ihm schweigend die Cigarre anbrannte und auch schweigend sich zu ihm setzte. Er spürte ihre Gegenwart wohlthuend, während er sich gar nicht darum zu kümmern schien.

Diesmal jedoch trat eine unsichtbare Störung ein, deren Grund er nicht anzugeben gewußt hätte. Dora's Nähe athmete nicht wie sonst den Frieden, der ihm seinen stillen Morgen immer beseelt hatte. Er entdeckte endlich eine forschende Unruhe in ihrem Blick, wie wohl oft seit einiger Zeit, aber noch niemals hatte eine traurig umflorte Miene jenem Blick so sehr entsprochen, eine Frage gleichsam herausfordernd. Er legte die Cigarre hin und sagte: „Sprich mit mir."

Dora sah ihn fest an, wie um aus seinen milden Augen den Muth zu schöpfen, dessen sie in diesem Augenblicke bedurfte. Dann sagte sie: „Ja, es ist etwas vorgefallen, etwas Schreckliches und das wollte ich Dir gestehen."

Der Eindruck dieser Worte auf den Doktor war tiefer als Dora selbst erwartet hätte. Er wurde bleich und blickte starr vor sich hin. Dann erhob er sich, ging einige Male im Zimmer auf und nieder und als er zu Dora zurückkehrte war seine Miene verändert. Er lächelte und sagte: „Etwas Schreckliches kannst Du doch nicht begangen haben!"

„Fritz," erwiederte sie, „es steht ein Dritter zwischen uns und zerreißt die Einheit meines Gefühls. Ich weiß nicht, was es ist, Thorheit, Wahnsinn, Leidenschaft, ich bin unglücklich."

Stückweise entriß ihr der Doktor das ganze Ge-

ständniß. Als sie den Namen Benno's gestammelt hatte, lag sie weinend zu seinen Füßen, aber nicht wie eine Schuldbewußte oder Büßende, sondern nur von der inneren Bewegung gebeugt, nur wie eine Unglückliche, die dort um Hülfe bat, wo sie instinktmäßig fühlte, daß sie ihr kommen müsse.

Der Doktor richtete sie auf, trocknete mit seinem Tuch ihre Thränen, schlang ihren Arm in den seinen und ging mit ihr hinab in den Garten. „Nicht wahr, Du hast mir Alles gesagt," flüsterte er ihr zu, freundlich und lächelnd.

„Alles!" erwiederte sie ernst, „ich mußte. Du bist mein geliebter Freund. Hilf mir von diesem Schmerz, von dem Sturm und der Sehnsucht in meinem Gemüth. Mußt Du mich aber verachten, dann ist es gewiß auch verdient, ich will dann Dein Haus verlassen, Dein schönes Stillleben nicht stören, von dem ich ein Theil war, zu dem ich jetzt ein Gegensatz wäre. In der Einsamkeit werde ich Dich segnen für jede Stunde, die wir zusammen verlebten."

„Und Du hast Niemand etwas gesagt?" fragte der Doktor, „Benno weiß nichts, ahnt nichts?"

Erstaunt ließ sie seinen Arm los, blieb stehen und ihre Augen verwundert auf die seinen gerichtet, rief sie aus: „wie wäre dies möglich?"

Dem Doktor schien es lieb zu sein, daß sie ihm

so fest in die Augen sehen konnte, er verlängerte diesen Blick und rief dann plötzlich: „Magst Du mich noch?"

„O von ganzem Herzen!" sagte sie und umschlang ihn. Er drückte sie innig an sich und nahm dann sie loslassend seine scherzhaft böse Miene an. „Du bist eine grundschlechte Person," rief er, „hast etwas Liebes im Herzen und Gedanken und küssest mich, einen andern Mann? Aber Du verstehst Dich selbst nicht, komm her, ich will Dich mit einem Frauenzimmer bekannt machen, das Du bisher nur dem Namen nach kennst, und dieser ist Dora Marili."

Sie setzten sich in den Schatten und der Doktor begann: „Als ich Dich von Deinen Eltern zum Weibe begehrte, nachdem Du mir gesagt hattest, daß ich Dir so lieb bin wie jeder Andere und daß Dir zufällig kein Anderer lieber ist, warst Du meine fünf und zwanzigste „erste Liebe." Meine Bequemlichkeit seit ich verheirathet bin oder Dein Verdienst ist Ursache, daß noch keine sechs und zwanzigste nachkam. Ich aber, liebes Kind, ich war nicht Deine erste Liebe, denn Du hattest eben noch gar nicht geliebt, mich auch nicht. Du warst mir herzlich gut, ohne dabei an Appetit etwas einzubüßen. Du seufztest zwar als Du mir einen Tabacksbeutel sticktest, aber nur über die langweilige Arbeit. Du hättest damals keinen

andern geheirathet als mich, aber nur weil Du sahst, daß mein Glück davon abhing, hätte ich aber z. B. die Frau von Wegstein geliebt, so würdest Du mir mit dem größten Vergnügen zur Frau von Wegstein verholfen haben. Das begriff ich schon damals vollkommen, aber meine Leidenschaft beredete mein Gewissen, Du hättest in Deiner ruhigen Neigung zu mir gerade das rechte Ehe-Temperament und ich würde schon dafür sorgen, daß Du mir immer gut bliebst. Und der Beweis, daß mir dieß nicht mißlang ist, daß Du mich heute wo Du wirklich liebst, nicht um einen Gran weniger lieb hast als am Tag unserer Hochzeit. Als Du nun meine Frau warst und einen gewissen verwünschten Zug in Deiner Miene, der immer nach mehr Glück zu verlangen schien, als ich Dir geben konnte, nicht loswurdest, überfiel mich oft genug die Angst, die Leidenschaft würde Dich doch einmal holen und den rothen Hahn auf mein friedliches Dach setzen."

„Die Leidenschaft ist nun wirklich gekommen, aber was ich ausstudirter Doktor erst erfahren mußte, das ist, daß einer braven Frau bis in ihre reifste Zeit etwas Jungfräuliches bleibt und daß ihre Liebe nur um so reiner, je größer sie ist. Ich kenne Dich, ich weiß, daß es Dir unmöglich ist, mich unglücklich und ehrlos machen zu wollen. Du schauderst, daß auch

nur ein solcher Gedanke sich mit Deinem neuen Gefühl verknüpfen könnte. Warum sollte ich Dir es also mißgönnen? Habe ich fünf und zwanzig Mal geliebt, warum Du nicht Ein Mal? Hege und pflege diesen schönen Traum von Benno tief in Deiner verschlossenen Brust und drängt es Dich davon zu sprechen, so sprich mit mir. Glaube mir, wenn ich wüßte, Du würdest mit ihm glücklich — ich wäre im Stande, das Tollste dafür zu versuchen. Allein, ich weiß, Du hast schon alles Glück dahin, das Dir Benno gewähren kann: und das ist Deine schöne Phantasie von ihm. Auch eine Wirklichkeit hat sie gefunden in dem Kuß, der Anfangs nur ein Zufall war. Laß ihn jetzt immerhin einen Kuß brennender Liebe sein. Er enthalte die ganze Poesie Deines jungen Lebens — ein zweiter wäre der Anfang für Kummer, Reue und Enttäuschung gewesen. Mich aber wirst Du lieb behalten."

Der Doktor schwieg und Dora weinte an seiner Brust aus Rührung und aus Freude.

Ein Zufall fügte es, daß am Tage nach diesem Auftritt Benno auf dem Wege nach dem Landgut des Baron A. beim Doktor einsprach. Er wurde eingeladen, auf dem Rückweg seinen Besuch zu wie-

derholen, und da brachte er selbst nebst einem Brief von Clotilden die Nachricht, daß er sich mit ihr verlobt hatte.

Ein Jahr später brachte Dora eine Woche in der Stadt zu, im Hause ihrer an Benno sehr glücklich verheiratheten Freundin. Sie hatte Gelegenheit Benno genau kennen zu lernen und konnte ihm nichts Uebles nachsagen. Und dennoch —

Als sie nach Hause kam, saß sie lange im Garten an der Stelle wo sie Benno geküßt hatte. Sie lächelte vor sich hin und begrub den Kuß — der wieder todt und seelenlos geworden war — in immerwährende Vergessenheit.

Neckarwelle.

[illegible] selbst nebst einem Brief [illegible], daß er sich mit ihr ver[illegible]

[illegible] Dora eine Woche [illegible] am Bache sehr glücklich [illegible]. Sie hatte Gelegenheit [illegible] und konnte ihm nichts Uebles [illegible]

[illegible] lange im Gar[illegible] gekühlt hatte. Sie [illegible] begrub den Kuß — der [illegible] war — in ihrem [illegible]

Der Würtembergischen Staatseisenbahn nördlichster Ausgangspunkt ist Heilbronn; von hier aus kann man sich auf dem rasch zu Thal fließenden Neckar nach Heidelberg tragen lassen. Der schöne Strom ist ein Rheinreisender, er strebt gleich den meisten, die er hier auf dem Rücken hat, dem König der deutschen Flüsse zu und eilt gewaltig. Da er aber das Gute hat, was bei vielen Menschen das Schlimme ist, daß er trotz der eiligsten Geschäftigkeit doch nicht vom Flecke kann, so ließ ich ihn laufen, um mir erst Heilbronn zu Gemüthe zu führen, überzeugt, daß ich ihn auch dann noch an seiner Stelle finden werde. Man müßte nicht, wie die meisten Deutschen, mehr literarische als Lebenserinnerungen haben, um Heilbronn nicht schon zu lieben, bevor man es noch gesehen hat. Hier gehen Geister am hellen Tage um, es sind die Dichtergeister von Goethe und Kleist. Und Jeden lüstet's ein Wort mit diesen Geistern zu sprechen.

Was Kleist betrifft, so hat sich hier als einziges Beispiel in moderner Zeit das Verhältniß zwischen

Dichtung und Wirklichkeit umgekehrt, nicht die Poesie hat der Geschichte nachgearbeitet, sondern nachträglich will Geschichte werden, was nur Poesie war. Die guten Bürger von Heilbronn haben ein altes Haus auf dem Markte ausfindig gemacht, in welchem das „Käthchen von Heilbronn" das Licht der Welt erblickt haben soll, bevor sie in dem der Romantik erschienen ist. Und so widerfährt dem Dichter die Ehre, daß seine Erfindung von einem Livius des Städtchens dem Weltgeist untergeschoben wird und ein künftiger Niebuhr ihm wieder zu seinem Poetenrecht zu verhelfen hat. Uebrigens wäre es interessant zu wissen, wie viele Familienväter von Heilbronn den Witz machten, ihre Töchter Käthchen zu nennen.

Goethe gegenüber hat die Stadt mehr historische Wahrheit für sich, doch statt die Dichtung zu adoptiren, nach welcher Götz von Berlichingen seine letzten Worte: „Himmlische Luft, Freiheit, Freiheit!" in Heilbronn gesprochen haben soll, durfte die Volkssage in dieser Stadt dem „Thurm Götzens" nur das Recht einräumen, den edlen Ritter gefangen gehalten zu haben. Die Burg, in der er wirklich gestorben ist, liegt zu weit von Heilbronn entfernt, obgleich ebenfalls am Neckar, um zur Stadt gezählt zu werden und zugleich zu nahe, um dem Volk unbekannt geblieben zu sein. Allein auch mit der Gefangenschaft

im Thurm ist es nicht Viel und mancher Tourist hätte sich eines Besseren belehren können, wenn er schreibt, daß Götz in diesem Thurme eine Zeit lang gefangen saß. Zwar hielt ihn Heilbronn in der That fast vier Jahre in Gefangenschaft, allein die im Thurme beschränkt sich nur auf eine einzige Nacht, wie man in des Ritters eigener Lebenschronik, die Goethe seinem Schauspiel zu Grunde legte, nachlesen kann; denn da heißt es: „und führten mich die Bündischen mit uf das Rathhaus und von dem Rathhaus in Thurm und mußt' dieselbe Nacht darin liegen. Und wie sie mich uf den Pfingstabend hineinlegten, mußten sie mich uf den Pfingsttag Frühe wiederum heraus thun." Der Schwäbische Bund zog ihm zu Hülfe, und da ist es denn ergötzlich zu lesen, wie die ehrsamen Rathsherren zu Heilbronn zu zittern begannen und den Ritter baten, er möge seine Frau hinaussenden, um bei Franz von Sickingen und Georg von Fronsberg ein gutes Wort für sie einzulegen.

Solche altreichsstädtische Erinnerungen ruft man gerne wach in den krummen Gassen, zwischen den Giebelhäusern und geschwärzten Thürmen, inmitten all der traulich gemüthlichen Spuren historischen Deutschthums. An sich selbst mag man erproben, ob man trotz aller kosmopolitischen Bildungsstoffe noch ursprünglich deutsches Blut hat, wenn man eine solche

ehemalige Reichsstadt wie Reminiscenzen eigener Jugend empfindet, als ob man im fünfzehnten Jahrhundert da gelebt und geliebt hätte. Ungerne sieht man sich durch die Bauten und die Regsamkeit der modernen Handelsstadt Heilbronn wieder in das neunzehnte zurückgebracht und wären die Dampfboote, die von hier nach Heidelberg gehen, nicht so klein und unbequem, als ob sie eine Erfindung des Mittelalters wären, so müßte man den Uebergang aus einem vielwinkligen Haus der alten Stadt in ein Dampfschloß der modernsten Industrie einen gar zu plötzlichen nennen.

Ich kam mit solchem Hunger auf das Schiff, daß ich besorgte, es werde, weil es ohnehin so klein erschien, nicht Vorrath genug haben, um ihn zu stillen. Mit Unterbringung meines Gepäcks beschäftigt, warf ich verdachtschöpfende Blicke auf die Mitreisenden, ob sie in gleicher Stimmung des Magens dem meinen nicht eine gefährliche Rivalität seien. Einem offenbaren Kampf möglichst vorzubeugen, war sodann mein erster Gang nach der Küche, die bei der klugen und ökonomischen Benutzung des Raumes nur Platz für den Herd und nicht für die Köchin hat. Diese mußte vielmehr größtentheils auf dem Verdeck selbst manipuliren, was dem Appetit bedeutend Eintrag thun könnte, ohne ihn zu befriedigen, wenn nicht zufällig

die Köchin so ausnehmend hübsch gewesen wäre, daß selbst mein Hunger, ein wahrer Sohn der Wildniß, leiser knurrte vor dieser Parthenia, die Kränze nicht flocht, sondern eben auflösete, denn sie waren aus Zwiebeln gewunden.

Mit einer Zärtlichkeit, welche einer besseren Frage würdig gewesen wäre, stellte die nach den vorhandenen Speisen und Getränken an den weiblichen Steward. Ich weiß nicht, ob sie, wenn die Zärtlichkeit sich wirklich anders geäußert hätte, eine ebenso befriedigende Antwort gegeben hätte, jedenfalls wollte ich es dabei nicht bewenden lassen. „Sie haben wohl die Fahrt schon oft gemacht?“ fragte ich. — „Seit ich verheirathet bin,“ erwiederte sie, „alle Tage, ich war seit dem noch nicht auf festem Boden und nicht unter eigenem Dach und so wird es wohl bleiben bis zum Winter.“ — „Und Ihr Mann?“ sagte ich. — „Der ist ja bei mir,“ rief sie lachend, indem sie die Arme einer Kellnerin mit einem Stoß Teller belud und, ihr mit Weinflaschen und Gläsern voranschreitend, sich entfernte. Auf diesen Dampfbooten bedienen nur Frauen; die ich für die Köchin gehalten, war eigentlich die Pächterin der Wirthschaft, ich hätte gar zu gerne ihren Mann gesehen, noch lieber aber die Kotelets, die ich bestellt hatte.

Die letzteren wurden endlich sichtbar, ich ver-

zehrte sie in der Nähe der Küche, um die schöne Proviantmeisterin von Zeit zu Zeit geschäftig an mir vorbeihuschen zu sehen. Einer schönen Frauensperson zu begegnen ist überall angenehm, auf der Reise ist das für sich allein schon ein Abenteuer, besonders wenn sie nicht ebenfalls auf der Reise ist, was sie zerstreut, unruhig und beschäftigt macht, und wenn sie nicht von vornehmem Stande ist, weil in diesem Zeit und Leben zu genau abgegränzt sind, um so leicht für etwas Unerwartetes, Phantastisches Raum zu haben. Einer Frau aus den sogenannten unteren Klassen gegenüber glaubt man als Reisender, als Einer der im fernen Lande zu Hause ist, ein Interesse bieten zu können, welches möglichst auszubeuten Niemand so leicht verschmäht. Aber ertappe ich mich hier nicht auf einem unheimlichen und höchst lächerlichen Bestreben mich zu entschuldigen, daß mir die schöne Köchin gefiel? Sie ließ mich durch den unnennbaren Reiz ihrer Erscheinung, die etwas reichsstädtisch Bürgerliches hatte und meinen eben erlebten Genuß an den alterthümlichen Theilen Heilbronn's gleichsam ergänzte, an die Gegend und die Reise vergessen. Ich blieb sitzen wo ich war, obgleich an keinem Punkte, der eine freie Aussicht gestattet hätte, und nachdem mein Hunger gestillt war, trank ich meinen Schoppen leer, damit mir die Pächterin einen

neuen, oder vielmehr damit mir der neue die Pächterin bringe.

„Aber wo ist denn Ihr Mann?“ fragte ich, da sie einen Augenblick in meine Nähe kam. — „Er steht am Feuer“ rief sie und eilte davon. Ich erhob mich und ging in die Küche, um den Mann am Feuer zu sehen. Wahrscheinlich ist er Koch, dachte ich, und wenn man auf eine schöne Frau Eindruck machen will, muß man erst sehen, mit wem man zu rivalisiren hat. In der Küche aber befand sich kein menschliches Geschöpf und einen Koch gab es auf dem Schiffe gar nicht. Ich kehrte zu meinem Sitze zurück.

Es ist merkwürdig zu betrachten, welche Fluth von Lebensmitteen sich aus dem so engen Küchenraum eines Dampfbootes ergießt und noch merkwürdiger war, daß diese ungeheure Fluth in der verhältnißmäßig geringen Anzahl Passagieren hinreichend Mund und Mündung fand. Endlich schien der Tiger gesättigt zu sein, es wurde ruhiger in der Nähe der Küche und meine holde Wirthschafterin verweilte länger am Herde. Diesen Augenblick hielt ich für günstig wieder ein Gespräch anzuknüpfen, als sie abermals, eine glimmende Kohle auf einer Tasse tragend, sich entfernte, indem sie wie entschuldigend zu mir sagte: „Jetzt geh' ich meinem Mann die Pfeif' anzünden.“

Ich war begierig das räthselhafte Wesen von Mann endlich kennen zu lernen und folgte ihr. „Wie heißen Sie denn?“ fragte ich — „Käthchen.“ — „Da sind Sie gewiß von Heilbronn?“ — „Ja.“ — „So hätte es Kleist nicht schöner finden können“ rief ich unwillkürlich. — „Mein Mann,“ sagte sie, „heißt nicht Kleist, sondern Urban Mäule und ist Maschinist auf dem Schiff und da ist er.“ Sie blieb vor einer Luke stehen, an der sich jetzt das bebartete und geschwärzte aber männlich treuherzige Gesicht des Maschinisten zeigte, der freilich am Feuer gestanden, aber an einem andern als ich gemeint hatte. Er steckte die kurze Pfeife in die Höhe und sie legte mit zwei Fingern rasch die Kohle darauf, dann schloß er passend den Deckel, wobei er ihr eigenthümlich liebevoll und gutmüthig zublinzelte. Sie erwiederte mit einem kurzen hellen Lachen, als ob er das Komischste von der Welt gesagt hätte und er verschwand in seinem unterirdischen Raum. Beide hatten kein Wort gesprochen, wozu sie Keines die Zeit hatten, aber ich fremder Junggeselle konnte nicht verstehen, was sie sich mit Blinzeln und Lachen gesagt hatten. „Mein Mann ist eigen,“ sprach sie als sie zur Küche zurückgekehrt war, wohin ich ihr natürlich folgte, und sich jetzt zu einem Korb mit Kartoffeln setzte, die sie schälen wollte, — „er hat unten Feuer genug und es schmeckt

ihm nicht, wenn er nicht an einer Holzkohle anbrennt."

Es lag in diesen Worten eine gewisse verschämte Verhüllung des Gefühls, das dies harmlose Anzünden der Pfeife beiden Menschen so wichtig machte, und indem mir Käthchen durch diese Keuschheit einer berechtigten Liebe nur noch liebreizender wurde, büßte ich zugleich jeden frivolen Gedanken ein, mit dem ich sie früher vielleicht betrachtet hatte. „Sind Sie schon lange verheirathet?" fragte ich. — „Vierzehn Tage," sagte sie, „und immer auf dem Schiff, das wir recht wie die Schnecken ihr Haus immer mit uns herumtragen."

„Sie müssen mir sagen, wie es zugegangen ist, daß Sie gerade einen Maschinisten genommen haben."

Käthchen sagte lachend: „es geht immer so zu, wenn sich zwei vom Herzen gern haben," fügte jedoch ernsthaft hinzu: „ein Wunder ist es freilich und ich begreif's heut noch nicht recht, daß wir uns wirklich bekommen haben." Ich fragte hierauf, ob es denn so viele Hindernisse gegeben habe. „Mein Vater," sagte sie, „ist der Feilenhauer Kimler in Heilbronn, die Mutter ist lange todt, ich mußte die Wirthschaft führen; denn die Schwester war noch ganz klein, wie ich mich im Stillen mit Urban verlobte."

„Und dann," fuhr sie fort, „der Vater hat den Urban wohl leiden mögen, so lang er Gesell war bei uns, wie er aber in die Maschinenfabrik nach Eßlingen gekommen ist, hat der Vater, der noch an der alten Zeit hängt, nichts mehr von ihm wissen wollen. Das wär' Alles Teufelszeug, sagte er, und ein rechter Mann müsse, wenn er einmal von der Wanderschaft zurück ist, zu Hause und bei'm Handwerk bleiben; der Vater ist denn auch, seit er Meister geworden, nicht mehr von Heilbronn weggewesen. An Wochentagen arbeitet er von Früh bis Nacht in der finsteren Gasse, wo unser Haus und Werkstatt ist, dann trinkt er seinen Schoppen Neckarwein, Sommer und Winter in derselben Wirthsstub'. Die öffentlichen Biergärten mag er nicht, es wär' eine Schand' Bier zu trinken, wo viel und guter Wein ist. Sonntag nach der Kirche geht er zu seiner Sonntagshalben vom guten alten Rothen und Nachmittag sind wir Töchter immer mit ihm spazieren gewesen, niemals aber auf der Eisenbahn oder mit Dampfschiff, dahin brächt' man ihn mit Gewalt nicht, das ist eine neue Mod' sagt er, die auch wieder bald vorüber sein wird."

Ich lachte über diese Ansicht von der Gegenwart und fand Behagen an dem Bild eines guten, alten, reichsstädtischen Bürgers, das mir Käthchen entworfen

hatte. „Und in der Zwischenheit,“ fragte ich, „haben Sie von Ihrem Urban nichts gehört?“

„Er hat mir ein paar Mal geschrieben,“ erwiederte sie, „und gemeint, ich wär’ nicht umsonst Käthchen von Heilbronn und sollt’ es machen wie die, von der im Buch steht, das er mir vorgelesen und von der noch das Eckhaus auf dem Markt zu sehen ist; denn die ist ihrem Grafen nachgelaufen und wenn er kein Graf ist, so hat er mich dafür gleich von Anfang an gern gehabt. Ich hab’ ihm aber geschrieben, daß in dem Buch nichts davon steht, wie sich ein alter Vater behilft, wenn ihm die Tochter davon gelaufen ist und die andere die Wirthschaft noch nicht übernehmen kann. Die Schwester ist aber doch zuletzt groß geworden und da ist er eines Tages selber gekommen, staatsmäßig angezogen, und sagt zum Vater, der ihn von oben bis unten anschaut, daß er jetzt sein Glück gemacht hat, daß er Maschinist geworden ist auf einem von den Dampfschiffen, die nach Heidelberg fahren und jetzt ein Weib haben muß und sich auch schon eine ausgesucht hat. So? sagt der Vater, der wohl gewußt hat, wo das hinaus will, „„willst ledig und verheirathet zugleich sein? Ein verheiratheter Mann muß bei seinem Weib zu Haus bleiben und darf nicht mehr fort. Ich hab’ mein Lebtag nicht gehört, daß Einer, der noch alleweil auf der Wanderschaft

ist, schon heirathen thät.‟‟ — Damit war es für diesmal aus.‟

„Und Sie haben sich willig gefügt?‟ fragte ich. — „Ich muß sagen,‟ erwiederte sie, „daß es mir auch nicht recht war, daß mein Mann immer den ganzen Sommer von mir fort sein sollt', ich wär' mir, wie der Vater sagt, nicht ledig und nicht verheirathet vorgekommen, mein Haus wär' nur ein halbes gewesen und im Gedanken hätt' ich's schwanken gespürt wie das Schiff auf dem Wasser. Das sagt' ich auch Urban. Der ging im Winter wieder nach Eßlingen und sagte, ich soll' ihn nur machen lassen. Und richtig, bevor's Frühjahr war, bracht' er selbst die Nachricht, daß er die Wirthschaft auf dem Schiff pachten könnt', wenn er eine Frau dazu hätt', die sie führt und daß wir dann doch auch im Sommer beisammen bleiben könnten. Mein Vater sagte: und wenn ich am Sonntag meinen Schoppen in meinem Schwiegersohn seinem Haus trinken will, so ist das Haus indessen spazieren gefahren mit Dampf und wenn mich Einer fragt, wo meine verheirathete Tochter wohn', so werd' ich sagen, ja, ich weiß nicht, wo das in dem Augenblick grad' ist, aber irgendwo mitten im Neckar wird's schon sein.‟

Jetzt kamen die Mägde mit Kaffeegeschirren und unterbrachen Käthchen's Erzählung, alle Welt schien

plötzlich Kaffeedurst bekommen zu haben. Ich fand nur einen Moment, um zu fragen, wie es dann dennoch gegangen sei. Sie erwiederte rasch, indem sie Milch und Sahne in die Kannen goß: „der Vater hat lange nicht gewollt. Da nahm mich Urban einmal bei der Hand und sagte: Vater, wir wollen gehorsame Kinder sein und ohne Euren Willen nicht heirathen. Der Vater sah dem Urban kurios in die Augen, sagte aber weiter nichts als: Das ist brav und schön. Urban d'rauf: Ja, aber damit uns das möglich wird, Vater, müßt Ihr uns auch einen Gefallen thun — Und das wär'? — Ihr müßt halt wollen; denn seh't, Vater, wenn Ihr nicht wollet, dann wär's nicht möglich, daß wir nicht auch ohne Euren Willen heiratheten, das ist fest bei uns ausgemacht. — Und so hat es wohl gehen müssen," schloß sie mit einem halb schelmischen, halb glücklichen Lächeln.

Ich bestellte mir Kaffee nach der anderen Seite des Verdecks, wo die Passagiere auf tragbaren Feldstühlen und unter aufgespannten Plachen sitzend in die Ufergegend hinaussahen. Es war gut, daß Käthchen keine Zeit mehr hatte, wenn ich noch irgend einen Ertrag an landschaftlichen Reizen von der Reise ziehen sollte. Bisher hatte ich nur manchmal einen verstohlenen Blick in die Gegend hinausgesendet, mein tou-

ristisches Gewissen wegen des etwa Versäumten mit dem Gedanken beschwichtigend, daß ja die Fahrt sechs volle Stunden dauert und nicht gleich im Anfang, hinter Heilbronn, ihr Schönstes verschwenden werde. Mit dem Wartberg, den man hier am rechten Ufer nur vom Ansehen kennen lernt, war ich ohnehin bereits in nähere persönliche Berührung gekommen, als ich von Weinsberg zurückkehrte. Jetzt aber erschien links Wimpfen am Berg, eine liebliche, kleine Stadt, die wie Käthchen eine kleine Schwester unter sich hat, nämlich Wimpfen im Thal, dabei aber Römischen Ursprunges ist und stolz und malerisch zugleich im Schatten ihres viereckigen Thurmes daliegt, (welchen Gustav Schwab nicht ohne Resultat nach Alterthümern durchforschte.) Sie hat zwar noch andere Thürme, man wendet aber die Augen nicht von jenem als dem interessantesten ab, so wie man Wimpfen im Thal ganz übersieht wegen der hohen, kühnen Felsenwand, auf der Wimpfen am Berg liegt. Den heimischen Wanderern ist das im Thal viel interessanter und unzählige Schaaren solcher zum „Kirschenpeter“ dahin ziehen, zum also benannten Jahrmarkt nämlich, der zur Zeit der Kirschen, am Peter- und Paulstag dort abgehalten wird. Dies ist dasselbe Wimpfen, von der die Schlacht zu Anfang des dreißigjährigen Krieges ihren Namen hat, in der Tilly

über den Marggrafen von Baden siegte. Nicht das Bedauern die einst so blutige und heute wahrscheinlich vom friedlichsten Grün überkleidete Stätte nicht sehen zu können, stimmte mich wehmüthig, als wir an den beiden Städten vorüberschossen; es war ein anderes Empfinden.

Die Leute reisen so viel, seit die Welt durch den Dampf kleiner geworden ist, daß sie bald in Verlegenheit kommen werden, mit dem wohin, in der Meinung, daß ihnen gar nichts Neues mehr zu sehen übrig bleibt. Und dennoch ist das Leben beinahe zu kurz, um auch nur ein einziges Land vollständig zu bereisen; denn man kennt ein Land nicht, bevor man nicht darin heimisch ist, und wie lange braucht man, ehe man auch nur in seiner Stube heimisch ist! Die gedankenlosen Menschen sind zu beneiden, wenn sie reisen, aus ganz allgemeinen Eindrücken, aus dem Anblick der hervorragendsten Punkte schöpfen sie das stolze Bewußtsein, in diesem oder jenem Lande wirklich gewesen zu sein. Die Mannigfaltigkeiten, die ihnen auf jedem Schritt begegnen, sind für sie nur eine zufällige kaleidoskopische Zusammensetzung von immer gleichen Stoffen, die weiter keinen Sinn für sie hat, ein Spiel für Müßiggänger. Träumerischen oder poetischen Menschen aber sind jene Mannigfaltigkeiten der Begegnungen eben so viele immer anders gefärbte

Fensterchen, aus welchen gesehen die Welt immer wieder einen neuen Anblick gewährt. Sie möchten alle Städte in den Ländern, alle Straßen in den Städten, alle Häuser in den Straßen bewohnt und alle Menschen in den Häusern gekannt haben. Im Widerspruch damit reißt mich der Dampf mit seiner empörend gleichgiltigen Geschwindigkeit an den Städten und Menschen am Ufer vorbei, so daß es für dieselben eine wahrhafte Beleidigung ist und ich nur erröthen werde, wenn man mich zu Hause fragt, ob ich denn wirklich in Schwaben gewesen bin.

Aus diesen Betrachtungen riß mich eine von Käthchen's Mägden, die den Kaffee brachte und mich fragte, wo sie mir ihn hinstellen solle. Die Tische auf dem schmalen Verdeck waren alle voll besetzt, und wie auf der vornehmen, ersten Klasse in solchen Fällen gebräuchlich, rückte Niemand um meiner Tasse Raum auf dem Tische frei zu geben. Ich erspähte ein leeres Eckchen und nahm davon Platz, einen Herrn zur Rechten, eine Dame zur Linken, die beide meinen Gruß mit der üblichen Fremdheit erwiederten, die bei solchem Anlaß für schicklich gilt. Die Dame saß am vergitterten Rand des Verdecks, mit dem Rücken zum Wasser und zum linken Ufer und die Augen mit nichts weniger als mit der Gegend beschäftigt, während der Herr um so unverwandter in dieselbe hinaus starrte

mit den wasserblauen Augen im länglichen Gesichte. Sie hatte ein naturellfarbiges Seidenkleid und einen Shawl, den sie läßig von den Schultern gleiten ließ. Er war von Kopf bis zum Fuß grau gekleidet, eigenthümlich reisepraktisch und elegant-solid, ohne überflüssigen Luxus mit Ausnahme des Hemdenkragens, der eine wirklich überflüssig hohe Feindschaft gegen die Ohrläppchen schneidend an den Tag legte. Ich schlürfte meinen Kaffee und betrachtete mir diese beiden Menschen.

Einige Minuten blieb ich im Zweifel, ob sie zusammen gehörten oder sich fremd seien. Als ich aber wahrnahm, daß sie sich gegenseitig niemals ansahen, wußte ich, daß nur eine augenblickliche Trennung zwischen ihnen herrschen könne; Fremde, die sich so nahe gegenüber sitzen, müssen sich schon aus Neugierde zuweilen betrachten, wenigstens hätte dann der Herr diese schöne schlanke Frau öfterer Blicke gewürdigt. Meine Vermuthung bestätigte sich; denn sie nahm das Fernrohr, das er nach häufiger Benutzung auf den Tisch gelegt hatte, und tändelte damit, ohne hindurch zu sehen, indem sie es auf und zuschob. Nach einiger Zeit zog sie den Handschuh ab und drehte einen einfachen, ganz neu glänzenden Trauring an ihrem Finger; ich warf einen Blick auf die Hand des Mannes und entdeckte einen gleichen. So führt mich denn

heute das Schicksal, dachte ich, zu nichts als Ehestationen, und zog Jahn's illustrirtes Reisebuch aus meiner Handtasche.

Die Dame warf einen, wie es mir schien, sehnsüchtigen Blick auf das Buch, der mich jedoch nicht berechtigte ihr es anzubieten. Zufällig ließ ich es fallen und eine starke Bewegung des Schiffes brachte es auf ihre andere Seite, so daß ich es nicht selbst aufheben konnte. Sie bückte sich gefällig darnach und als sie es mir überreichend aufmerksam hinsah, bot ich ihr es an. Sie dankte mit einer stummen Verbeugung und nahm es zur Hand. Dies schien dem Gemahl eine Veranlassung zu sein zum ersten Male in meiner Gegenwart ein Wort zu sprechen. „C'est inutile," sagte er zu der Dame trocken und kalt. Wenigstens kein Engländer, dachte ich, nicht nur weil er Französisch spricht, was ein Engländer selten thut, wenn er nicht muß, sondern auch weil er ein Reisehandbuch für unnöthig erklärt. Uebrigens schloß ich aus dem Umstand, daß er Französisch sprach, er müsse ein Deutscher sein. Er erhob sich plötzlich und schritt nach der entgegengesetzten Seite des Schiffes, wenn ich ihn richtig errieth, um nicht durch seine Anwesenheit die Frau zu einem Gehorsam zu zwingen, den sie durch Weglegung des Buches nur hätte zur Schau stellen müssen.

Die Dame warf ihrem Manne einen scheuen Blick nach, und blätterte zerstreut in dem Buche. Endlich schien sie ernstlicher etwas darin zu suchen, ohne sich zurecht finden zu können. „Ich will Ihr Guide im Guide sein," sagte ich, gewohnheitsmäßig in deutscher Sprache; bis ich mich besann, daß sie eben Französisch angesprochen worden, und nun in derselben Sprache hinzufügte: „wenn Sie den Weg suchen, den Sie zu machen gedenken" — „Nein," unterbrach sie mich im reinsten Deutsch, — „den Weg, den ich eben zurücklegte; ich weiß nicht einmal die Namen aller Städte, an welchen wir vorbeikamen." — „Von wo sind Sie ausgegangen?" — „Von Basel; wir gingen über Zürich, St. Gallen nach dem Bodensee und von Friedrichshafen mit der Eisenbahn nach Stuttgart und Heilbronn." Ich schlug das Buch an den entsprechenden Stellen auf und sie verfolgte mit großer Freude ihre bisherige Reise, indem sie erst schüchtern, dann muthiger ihre Eindrücke erzählte.

Es giebt nicht nur eine Kunst, zwischen den Zeilen zu lesen, sondern auch noch eine lohnendere, zwischen den Worten zu hören. Die Unbefangenheit, mit der eine Frau aus dem Volke wie Käthchen mir den kurzen Inhalt ihres Lebens genetisch mitgetheilt hatte, durfte ich bei der in der Gesellschaft höher gestellten und darum von Bildungsformen einge-

zwängten Frau weder voraussetzen noch verlangen. Allein die Jugend neigt in allen Ständen zur Offenheit, ein unschuldiges Leben theilt sich gerne und unwillkürlich mit. Binnen einer halben Stunde, die der Gemahl auf der anderen Seite des Schiffes im Gespräch mit einem Manne verbrachte, der ein mir bekannter, reicher Handelsherr war, lernte ich die Schicksale dieser jungen Dame, ihren Charakter und den ihres Gatten so genau kennen, als ob ich Zeuge von jedem Tag ihrer Existenz gewesen wäre und ohne daß sie selbst ahnte, wieviel sie mir davon verrathen hatte. Die Kunst mit Menschen umzugehen, ist im Grunde nur die Kunst, den geheimen Sinn gewöhnlich lautender Worte zu dechiffriren, dieses Verständniß bestimmt die Art unseres Benehmens und macht uns in den meisten Fällen milde und angenehm.

Es war ein an Spalieren gezogenes Frauenleben, was ich vor mir hatte, Alles sollte daran voraus berechnet sein, Erziehung, Verheirathung, mögliche Schicksale; jeder willkürlichen Entwickelung, jeder freien Selbstbestimmung war vorgebeugt worden. Tochter eines Großraths von Basel hatte Corona B. ihr ganzes Leben schon in der Wiege vorgezeichnet erhalten. In einer Mädchenpension lernte sie neben dem Französischen und Englischen auch das Deutsche, das zwar ihre Muttersprache war, in dem verdorbe-

nen Dialekt jedoch, den die Schweizer daraus machen, kaum dafür gelten konnte. Sie selbst belustigte sich darüber und gab mir das Räthsel auf, wie man in der Schweiz mit vier Buchstaben ausdrücken könne, daß man Thee getrunken habe. Die Schweizer sagen nämlich in diesem Falle: J. H. T. K. (J ha Te Ka) was in's Hochdeutsche übersetzt lautet: Ich habe Thee gehabt. Musik, Tanz, Broderie, etwas Geographie und Geschichte waren die übrigen Bestandtheile einer Erziehung, welche die Töchter „gebildeter Stände“ wie in den Annoncen des Pensionats zu lesen war, hier wie anderwärts genossen. Die Phantasie bleibt natürlich in unbeobachteter Freiheit, die Gedanken sind nirgends so zollfrei als in einem Pensionat, wo ihr Vorhandensein, insofern sie nicht durch die „Aufgaben“ manifestiren, ganz ignorirt wird, und so gehörte die gute Natur Corona's dazu, daß sich Phantasie und Gedanke bei ihr zu keinem excentrischeren Ziel verstiegen, als die Pension baldmöglichst zu verlassen und als selbstständige Frau an einem eignen Herd zu walten.

Die Richtung bekamen ihre Wünsche durch den Umstand, daß sie sich insgeheim bereits verlobt wußte, nicht etwa durch eigene Wahl, sondern durch den Willen ihres Vaters. Die Aristokratie des Adels wird in der Schweiz durch die Aristokratie des Geldes

überwogen. Die gleiche Zahl der Tausender im Vermögen von zwei jungen Menschen hat dieselbe Bedeutung wie sonst wohl die gleiche Anzahl der Ahnen, sie macht sie für einander geeignet, mögen ihre persönlichen Neigungen und Eigenschaften auch nicht zu einander stimmen. Der Unterschied ist nur, daß diese Verschiedenheit zuweilen durch den Kultus ausgeglichen wird, welchen die Aristokratie der Geburt höheren Ideen und historisch gewordenen Tugenden widmet, während die Aristokratie des Geldes auf einem Materialismus beruht, welcher durch seinen gänzlichen Mangel an Ideen einer Einigung der Gemüther von keiner Seite hilfreich wird.

Corona hatte ihren Verlobten nur ein einziges Mal gesehen, da sie ein Kind von sieben und er ein Knabe von sechszehn Jahren war. Während sie sich in der Pension befand, vollendete er seine kaufmännischen Studien und machte die für unerläßlich geltenden Reisen. Es ist nämlich Sitte, daß diese jungen Männer aus der Großhandelswelt der Schweiz ihre Jugend in den Freuden von Paris und London verprassen, alle ihre schönen Illusionen loswerden, den letzten Rest von dem bischen Poesie, das ihnen vielleicht der Himmel verliehen, an die unwürdigsten Geschöpfe vergeuden, damit, wenn dann die Welt so kahl und nüchtern vor ihnen liegt, wie ein wohlru-

bricirtes Contobuch, das nur Werth erhält durch die Ziffern, die sie hineinschreiben, wenn ihnen Alles „dummes Zeug" geworden ist, was nichts trägt, damit sie dann ernüchtert und ausgetrocknet, oder wie man es nennt als gesetzte Männer ein Mädchen in der Heimath mit ihrer Hand — beglücken. In diesem Zustand befand sich Achilles M. als er acht und zwanzig Jahre alt die neunzehnjährige Corona zum Altar führte. Corona fühlte sich ganz glücklich darüber; denn um zum Altar zu gehen, mußte sie ja nothwendig die Pension verlassen. Gleich Käthchen und ihrem Maschinisten waren sie ebenfalls erst vierzehn Tage verheirathet und verbrachten wie es von England aus Mode geworden den „Honigmond" auf Reisen.

Der junge Handelsherr Achilles hatte sich überhaupt nach Englischen Formen gebildet. Man kann an vielen jungen Leuten bemerken, die ihre kaufmännischen Studien in England machten, daß sie eine übertriebene Bewunderung für die Sitten des Insellandes durch eine unpassende Nachahmung derselben an den Tag legen. Manieren, die sich unter gewissen nationalen Bedingungen von selbst ergeben, werden von diesem Boden losgerissen zur Karrikatur. Achilles heuchelte eine Ruhe, wo er bewegt oder begeistert sein sollte, die ein junges Gemüth zur Ver-

zweiflung treiben konnte, und hegte eine Verachtung für Alles was nicht Englisch, die keinen Genuß an Menschen und Dingen aufkommen ließ, die nun einmal so verstockt waren sich nicht im Parlament der vereinigten Königreiche vertreten zu lassen. Daraus mußten sich denn manche Konflikte mit einem so jungen Geschöpf ergeben, das ohne Vorurtheil und voll Empfänglichkeit gleichsam erst auf die Welt kam. Corona verrieth nur unbewußt, daß ihr Gemahl vor vierzehn Tagen beschlossen hatte, sie erst nach seinen Begriffen zu „erziehen" und fortwährend gegen ihre Pensions-Anschauungen polemisirte. Sie sollte sich keines Reisehandbuchs bedienen, sondern nur betrachten, was er für „der Mühe werth" erklärte, sie sollte überhaupt hochmüthig, vornehm, exklusiv sein, nicht so leicht in Bewunderung ausbrechen und was ihr neu war mit einer Miene aufnehmen, als ob sie es schon längst ausgenossen hätte.

Corona sah sich hilflos einem fremden Wesen überantwortet, dessen Forderungen sie nicht begriff und das ihr doch in ihrer Unerfahrenheit als das einzige gerechte und natürliche erscheinen mußte, so daß sie nur sich selbst schalt, wenn sie ihm nicht immer entsprach. Da sie aber die Räder noch nicht kannte, auf welchen die Natur ihres Mannes lief, so mußte sie fortwährend ohne es zu wollen und zu wissen gegen

die künstliche Maschinerie seines Wesens verstoßen. So ahnte sie auch nicht, was ich leider mit großem Mitleid voraussah, welcher Sturm über sie ergehen werde, daß sie sich mit einem Unbekannten, ihr nicht förmlich Vorgestellten in ein wenn auch harmloses doch ziemlich belebtes Gespräch eingelassen. Er schien in diesem Augenblicke nicht darauf zu achten und doch mochte er inwendig knirschen und voll Ungeduld den Moment erwarten, wo er losbrechen könne. Eine von mir unabhängige Verstimmung herrschte ohnehin schon zwischen ihnen, wie ich gleich Anfangs, da ich mich am Tische niedergelassen, bemerkt hatte. Den Grund dieser Verstimmung zu erfahren, um sie wenn möglich zu heben und zugleich der jungen Frau nicht durch die Bekanntschaft mit mir eine unangenehme Scene zu erwirken, erforderte einen strategischen Plan, den ich auch sogleich entwarf. Der geehrte Leser mag mir geduldig folgen, denn ich will ihm nur eine Reisenovelle bieten, was die Aufgabe ausschließt, durch irgend eine romantische Combination zu spannen und zu fesseln und nur die Pflicht auferlegt, in die Schilderung von höchst wirklichen Gegenden und Ländern eine Staffage von Menschen aufzunehmen, wie sie nicht minder wirklich an Ort und Stelle zu finden sind.

In Folge meines Planes verließ ich plötzlich die

schöne Frau und näherte mich dem alten Handelsherrn, mit dem ihr Gemahl sprach. Wie ich voraussehen konnte, kehrte dieser in demselben Augenblicke zu seiner Frau zurück und ich bat nun den alten Herrn, mit dem ich auf der Silberburg bei Stuttgart bekannt geworden, mich so schnell als möglich dem jungen Ehepaar mit aller gebührenden Förmlichkeit vorzustellen, denn es wäre „Gefahr im Verzuge" und dabei meine Verbindung mit einem höchst angesehenen Wiener Handlungshause in feiner Anspielung zu erwähnen. Der alte Herr wußte, daß ich poetische Vagabundennatur in dieser Beziehung nur eine sehr entfernte Verwandtschaft geltend machen könne, schien jedoch, wie mir sein schlaues Lächeln verrieth, nicht abgeneigt, den eben so langbeinigen als langweiligen jungen Kaufherrn aus Basel ein wenig zu dupiren, besonders in seinen theuersten, nämlich kaufmännischen Interessen. Die Vorstellung fand demnach statt und gerade zur rechten Zeit, um daß zwei Thränen, welche die Augen Corona's zu feuchten begannen, noch siegreich zurückgedrängt werden konnten. Herr Achilles schüttelte mir mit lederner Höflichkeit die Hand und erkundigte sich dann sogleich nach verschiedenen Oesterreichischen Zoll- und Handelsverhältnissen, wobei ich die erdenklichste Mühe hatte, die von meinem Gesicht Besitz ergreifende Miene, als ob ich von dem Allen kein

Wort verstünde, mit einer gegentheiligen, höchst gescheidten zu vertauschen.

Die herrlichsten Uferlandschaften kamen mir bald zu Hilfe, um das Gespräch von diesem für mich sehr wankenden Boden zu entfernen. Auf dem rechten Ufer, das überhaupt das schönere ist, wurde mein Retter sichtbar in Gestalt eines Thurmes, der schon von weitem das Schloß Hornberg verräth, in welchem Götz von Berlichingen lange 16 Jahre als Gefangener auf seinem eigenen Grund und Boden saß, wo er seine Lebenschronik schrieb und wo er auch starb und nicht weit davon begraben wurde. Bevor wir noch daran vorbeikamen, konnte ich von dem Thurm Veranlassung nehmen über Deutsche Geschichte und Poesie, über Götz und Goethe mich auszulassen und nun mit der stolzen Berechtigung, die mir die Vorstellung gab, zu Corona, oder wie sie ihr Mann nannte, Cora zu sprechen, den komerziellen Geist mit etwas Romantik zu versetzen, indem ich von den Gewissensbissen des edlen Ritters erzählte, als er, der durch Handgelübde gebunden war, sich einst zufällig einige Schritte über die Grenzen seiner Besitzung hinaus entfernt hatte. Der Hornberger Wein ist einer der besten Neckarweine und eine Flasche davon, die uns der alte Handelsherr empfahl, verknüpfte das Mittelalter der Burg auf das Anmuthigste mit der

Gegenwart. Ich fühlte mich Herr des Momentes und beschloß innerlich die Zügel nicht aus der Hand zu lassen, bis ich den steifen Achilles in etwas Leben und Bewegung hineingerissen haben würde, so daß er in diesem Taumel den letzten Tropfen Galle, die er gegen seine Frau hegte, verschütten müsse. War es der Wein, war es meine gute Laune, er thaute so weit auf, daß er meinen Enthusiasmus für das Reisen zu wiederlegen begann und indem er Argumente dafür herbeiholen mußte, allmälig sich genöthigt sah, mir einiges Vertrauen zu schenken. So kam er dem Streitpunkt immer näher, der zwischen ihm und seiner Frau herrschte, wie ich gleich Anfangs bemerkt hatte.

„Glauben Sie mir," sagte Achilles, „wenn das Reisen keinen bestimmten Zweck hat, so hat es überhaupt keinen. Das Reisen für nichts und wieder nichts ist eine Sache der Müßiggänger. Unser Jahrhundert ist ein praktisches und darum hat es die Eisenbahnen und Dampfschiffe gebaut, nicht um zu reisen, sondern um das Reisen zu vermeiden und möglichst geschwind an Ort und Stelle zu bringen. Meine Frau soll das schnell erledigen, weil sie noch nichts gesehen hat. Ich habe ihr ein Stück Süddeutschland gezeigt, sie wird nun Frankreich und England kennen lernen. In zwei Monaten ist das ab-

gethan, dann kann sie sagen, sie hat die Welt gesehen, und das sagen zu können, ist doch im Grunde die Hauptsache. Ich bin da überall zu Hause und zeige ihr was nothwendig ist. Ich will darum nicht, daß sie Bücher darüber lese, das hält nur auf, macht ihr den Kopf warm, verleitet sie da und dort länger bleiben zu wollen, als es mit meiner genau nach Tagen berechneten Reisezeit verträglich ist. Die ersten zwei Monate nach der Hochzeit mag ein Ehepaar auch solche Dinge verwenden. Aber sollten Sie es glauben, meine Frau sehnt sich jetzt schon nach Hause. Sie will nicht nach Paris, sondern geraden Weges von Mannheim nach Basel zurück. Nicht wahr, Cora, Du wirst mir nicht mehr widersprechen und Dich in das Unerläßliche fügen?"

Ich erkannte bald die Ursache der scheinbaren Inkonsequenz in Corona's Laune, daß sie über die Schnelligkeit des Reiseflugs klagte und dennoch nicht erwarten konnte wieder nach Hause zu kommen. Sie legte die höchste Empfänglichkeit für Alles, was sie sah, die größte Lust am Reisen an den Tag, allein die Art, wie ihr Mann sie am Leitseil führte, mußte ihr Lust und Empfänglichkeit verderben. Sie sollte nur sehen, was er ihr unter die Augen rückte, seine vorgefaßte Meinung davon bestätigt finden, gemessen und kalt an den Dingen und den Menschen vorüberschreiten.

Mit ihrer beweglichen Jugend verstieß sie oft gegen diese Weise und fühlte sich unglücklich darüber, da sie den Wunsch hatte ihrem Manne zu gefallen. So mußte sie denn hoffen, das gewohnte Geleise des häuslichen Lebens werde diese kleinen Konflikte beseitigen und sehnte sich deshalb ungeduldig nach der Heimkehr. Was aber bewog ihn, der Alles schon ausgenossen hatte, der zu dem gegen müßiges Reisen eingenommen war, dem Wunsch seiner jungen Frau nicht sogleich Folge zu leisten? Nichts als die englische Sitte, von der dieser so unabhängig und praktisch sich dünkende Mensch sich beherrschen ließ; er hätte es als Schande betrachtet vor Ablauf der Honigmonde zurückzukehren. Dazu kam, daß er seine Geschäfte darnach geordnet hatte eine bestimmte Zeit abwesend sein zu können und sie abzukürzen hätte ihm die berechnete Regelmäßigkeit seines Lebens gestört.

Ich entnahm bald, daß er die Reise wenigstens dazu benützte, Cora seinen Geschäftsfreunden vorzustellen, als indirekten Hinweis auf die Vortheile, die sein Handelshaus aus der verwandtschaftlichen Verbindung mit dem ansehnlichen seines Schwiegervaters offenbar ziehen mußte. Die unerfahrene naive Frau merkte dies natürlich nicht und er wollte, daß sie dankbar sei für das Opfer an Zeit, das er ihr durch die Reise brachte, und schalt es unbegreifliche Weiber-

laune, daß sie bald entzückt sei von den fremden Eindrücken, bald wieder trübselig nach Hause verlange, wie ein verwöhntes Kind nach dem Schooß seiner Mutter.

Hier offenbarte sich mir eines von den kleinen Zerwürfnissen im wirklichen Leben, die viel zu gewöhnlich, viel zu wenig tragisch sind, um einen Romanschriftsteller oder Novellisten zu begeistern und an welchen doch oft die edelsten Herzen zu Grunde gehen. Wer könnte hier helfen, womit könnte man solchen Menschen das gegenseitige Verständniß aufnöthigen, das sie über den Konflikt zu heben vermöchte? Die Fehler seiner „praktischen" Befangenheit erschienen ihr nur als ihre eigenen Ungeschicklichkeiten, während er, sich in der rechten Einsicht glaubend, von den kleinen Qualen nichts ahnte, die er ihr zufügte. Dieser Ehemann, wie es viele giebt, wenn auch nicht in Romanen, war von einer Aufmerksamkeit für seine Frau, die man für die rührendste Sorgfalt hätte halten können. Ihre Schönheit, ihr Teint, die Weiße ihrer Hände — das lag ihm sehr am Herzen. Er hatte jeden Augenblick zu wehren und zu mahnen und immer eine Bemerkumg dagegen zu machen, wenn sie den Hut abnehmen, den Shawl weglegen wollte. Bei einer solchen Gelegenheit riß mir unparteiischem Beobachter zuletzt die Geduld und

nachdem ich schon beschlossen hatte, Cora dazu zu verhelfen, von Heidelberg aus nach Basel zurückzukehren, wollte ich auch dem Herrn Achilles eine Bemerkung nicht schenken.

Der Neckar windet und verengt sich zuweilen auf der Fahrt, so daß er wie ein gefangener See zwischen den Bergen liegt und man neugierig nach dem Steuermann sieht, wo er einen Ausweg für das Schiff finden werde. An einer solchen Stelle war es, wir befanden uns auf dem Fluß, wie abenteuernde Seefahrer, als wären wir nach einer fremden Welt versetzt; Einsamkeit und Stille rings, keine Spur von Menschen und Häusern, dichte Wälder, die nie schienen betreten zu werden und der Strom zu einem See gerundet und abgeschlossen. Ungern vernahm man das Arbeiten der Maschine, man hätte hier gerne den Anker ausgeworfen, um zu bleiben und Stunden lang den Anblick zu genießen. Das mochte Cora empfinden als sie sich freudig bewegt erhob und ihr Gesicht den gerade auf sie fallenden Sonnenstrahlen ohne Schirm aussetzte. Als der Herr Gemahl nun seine Ermahnungen dagegen erhob, und nichts Absonderliches an der Gegend finden wollte, bemerkte ich, sobald wir aus der Krümmung heraus waren und der Strom wieder in ganzer Länge vor uns lag, Dörfer sich an den

Ufern zeigten und die Landschaft eine völlig andere geworden war:

„Es ist unmöglich zu bestimmen, welchen großen Gewinn für das ganze Leben man aus einem einzigen, scheinbar unbedeutenden Moment ziehen kann. Wie der Strom sich hier so seltsam schlängelte, mag dies eine sympathetische, geheime Sprache für manche Seele sein, die nur diese vernimmt. Wer möchte nun die Verantwortung auf sich nehmen, diese wonnige geheime Sprache verstummen zu machen durch das Unterbrechen mit eigenen Bemerkungen? Nirgends muß man einen Menschen, mag man sonst auch sein Leiter und Führer im Leben sein, so viele individuelle Freiheit lassen als auf der Reise. Besser daß er etwas übersieht, als daß er es nur mit fremden Augen sieht. Die Welt will mit dem Reisenden ganz unmittelbar verkehren und sprechen, sie hat für Jeden etwas, das nur er allein versteht, sobald er sich eines Dolmetschers bedient, der ihm sagt, wo und wie er genießen soll, redet die Welt nur mehr in gebrochener Sprache zu ihm. Von der Reise trägt man nur als sichern Besitz nach Hause, was man sich selbst erwarb, nicht was Einem geschenkt wurde. Sonst brauchte man ja nur in Büchern zu lesen, wie Andere reisten."

An Städten und Burgen ging es vorbei. Wir

schwiegen Alle, nachdem ich jene Worte gesprochen; die Fahrt ist eine der herrlichsten in Deutschland und kann mit jeder Rheinfahrt wetteifern und manche durch den Charakter reizende Traulichkeit übertreffen. Ich war bemüht, jede Schönheit gleichsam auf das Verdeck zu heben und auszugenießen, ehe sie von einer neuen abgelöst wurde. Da begegenet man Stolzeneck mit seinen Trümmern, Eberbach, Hirschhorn, eine Stadt, die der Burg gleichen Namens zu Füßen liegt, und endlich kündigt das überaus schöne Neckarsteinach die Nähe Heidelberg's an, dem es zu einem vielgesuchten Ziel der Spaziergänger dient. Die Romantik der Fischerhütten und der Schifferkähne liegt zwischen Städtchen und Strom. Noch mächtiger aber ist die mittelalterliche Romantik der vier Burgen, vier alte Schwestern, die über Neckarsteinach hausen und sich zu gleicher Zeit dem Auge des Vorüberfahrenden vorstellen. Die älteste wird vom Volke das Schwalbennest genannt, eine andere, die „Mittelburg", hat sich ein reicher Besitzer zu einem modernen Wohnsitz komfortable eingerichtet und die Aussicht auf den Strom hinab muß noch viel schöner sein als die vom Strom hinauf. Ohne Neid aber denkt man an den Glücklichen, der hier wohnen kann, weil es eine eben so große als seltene Freude ist, einen Reichen zu finden, der seinen Reichthum zu genießen versteht.

Von Außen ist diese Burg Mittelalter; von Innen soll sie das ganze Behagen der neuen Zeit bieten.

Die rothen Steinbrüche zeigten sich, die bis zum Rhein laufen und aus welchen, wie man sagt, die Rheinischen Städte zum Theil erbaut wären. Stift Neuburg war nahe, ein Besitzthum des Rathes Schlosser. Gleich mußte der am rechten Ufer liegende Theil Heidelberg's erscheinen; es war hohe Zeit, daß der Streitpunkt zwischen dem jungen Ehepaar zu einer wenigstens für Cora angenehmen Entscheidung gebracht werde. Ich fragte demnach, ob ich Hoffnung habe, daß wir uns auf dem Wege gegen Basel, den ich nun einzuschlagen gedächte, wieder begegnen werden. Cora sah bittenden und gespannten Blickes auf ihren Mann. Er betrachtete sie und ihre Miene hatte etwas, das ihn rühren mochte. Dennoch schienen seine „Grundsätze“ wieder die Oberhand zu gewinnen; denn er sagte endlich und zwar wie immer wenn er freundlich scheinen wollte in Englischer Sprache: „Ein Ehestreit soll nicht durch einen Dritten entschieden werden, weil es aber zwischen uns, ich bin davon fest überzeugt, wie es der erste ist, so auch der letzte sein wird, so mag eine Art Gottesurtheil richten. Das erste Ehepaar, das wir in Heidelberg treffen und das nicht länger als wir verheirathet ist, soll entscheiden; es mag ein armes sein, das die Kosten

einer Reise in den Flitterwochen nicht erschwingen kann; wenn nicht beide Theile mir Recht geben, daß es ein beneidenswerthes Glück ist, die erste Zeit unabhängig und frei mit der Besichtigung fremder Länder zubringen zu können, statt sich gleich in die Enge des häuslichen Faches zu sperren, so will ich gerne Cora's Willen thun und nach Basel zurückkehren."

„Das trifft sich prächtig," sagte ich, „ein Ehepaar, wie Sie es zum Richter wünschen, brauchen Sie nicht erst in Heidelberg aufzusuchen, es ist eines mit uns auf dem Schiffe." Beide musterten rasch die ganze Reisegesellschaft und blickten mir dann ungläubig in's Gesicht. Da gab es Herren und Damen genug, aber nicht zwei Zusammengehörende, bei welchen sich eine neu eingegangene Ehe hätte voraussetzen lassen. „Auf dem zweiten Verdeck vielleicht?" fragte Achilles. — „Nein," erwiederte ich, „da sind blos Auswanderer und die machen eine zu weite Reise, um daß sie nicht allzu parteiisch zu Ihren Gunsten stimmen würden. Ich werde Ihnen sogleich eine liebliche junge Frau vorstellen sammt ihrem Manne, ein Ehepaar von vierzehn Tagen; das holde Geschöpf ist bewunderungswürdig für Jeden, der nicht gewohnt ist to think it a sign of wisdom to refuse to admire." Cora lächelte bei diesen letzten Worten selt-

Lorm, Hieronymus,

Am Kamin Erzählungen

Bd.: 1

Berlin 1857